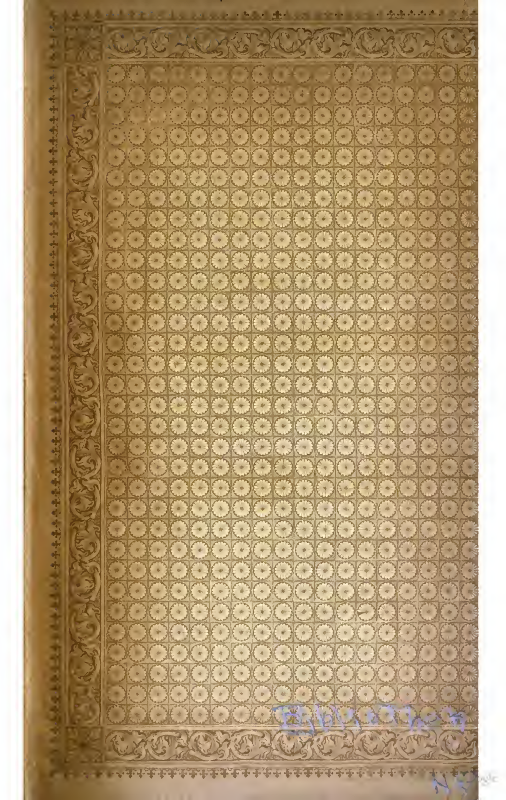
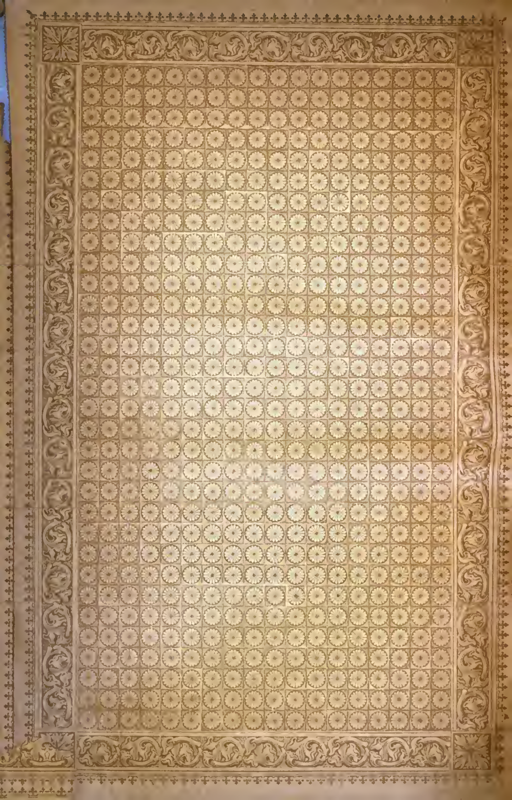

NYPL RESEARCH LIBRARIES
3 3433 08222930 7





# Bibliothek

der

# Unterhaltung

und des

# Wissens.

---

Mit Original-Beiträgen

der

hervorragendsten Schriftsteller und Gelehrten.

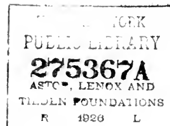
---

## Jahrgang 1891.

Fünfter Band.

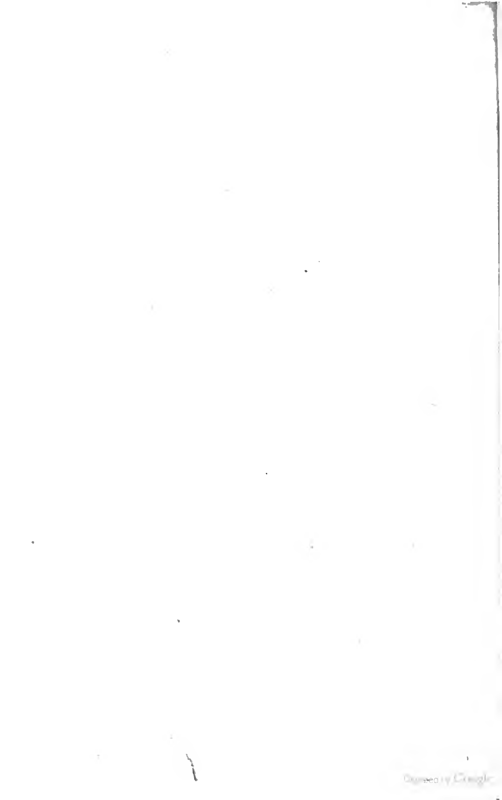
---

Stuttgart, Berlin, Leipzig.
Union Deutsche Verlagsgesellschaft
(früher Hermann Schönleins Nachfolger).




Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart

# Inhalts-Verzeichniß.



# Der Spion.

## Roman aus dem nordamerikanischen Bürgerkriege.

Von

**Balduin Möllhausen.**

(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

### Dreiundzwanzigstes Kapitel.

Sechs Tage hatten Maurus, Markolf, Kit Andrieux und deren acht Begleiter, unter diesen die beiden Ctoes, sich unterwegs befunden und in starken Märschen bereits über zwei Drittel der Entfernung bis nach Kansas City hinunter zurückgelegt. Eine Verzögerung erfuhr die Reise durch den von wolkenbruchartigem Regen begleiteten Gewittersturm, der sie zwang, früher, als es sonst ihre Gewohnheit, in einem Schutz gewährenden Gehölz das Lager aufzuschlagen. Am folgenden Tage setzten sie die Reise unter strömendem Regen fort, um sie abermals verfrüht abzubrechen. Auf dem Ufer des Missouri, am Saume eines von breit verzweigten Pappelweiden und dichtem Gesträuch gebildeten Hains hatten sie ihr Lager aufgeschlagen. Zugleich befanden sich dort die an Leinen weidenden Pferde in ihrem Gesichtskreise, so daß im Laufe der Nacht keine Störung zu befürchten war. Als aber auch am folgenden Morgen das Wetter noch keine Aenderung verhieß, beschlossen sie, schon allein um der Pferde willen, Rasttag zu halten. Alsbald entstanden unter den reg-

samen Händen Bedachungen, welche sie durch das Verflechten loser Zweige mit stehendem Gesträuch und darüber hingebreitete Decken herstellten, so daß sie wenigstens von oben die Feuchtigkeit einigermaßen von sich abzuhalten vermochten.

Zwischen diesen Lauben auf der nach dem Strome hin offenen kleinen Wieseneinbuchtung brannte ein mächtiges Feuer und sandte seine Wärme in die geschützten Räumlichkeiten hinein, wo zum Trocknen aufgehangene Kleidungsstücke, Decken und Sättel unter dem Einfluß der ihnen zuströmenden Hitze dampften. —

Der Tag verstrich eintönig und trübselig. Gegen Abend hatte der Regen etwas nachgelassen, aber noch immer brauste und rauschte es in den Wipfeln bald leiser, bald lauter, je nachdem der Wind die Zweige regte, und die Tropfen, wie auf Stufen, von Blatt zu Blatt ihren Weg niederwärts suchten.

Das einfache Mahl war beendet. Die Decken um die Schultern geworfen, saßen die Männer um das üppig genährte Feuer. Die kurzen Thonpfeifen brannten. In lebhafter Weise bewegte die Unterhaltung sich um die kommenden Tage. Maurus und Markolf hatten sich in ein Gespräch über ihre Schwester und die beiden alten Junggesellen vertieft. Zugleich gedachten sie mit herzlicher Wärme der anmuthigen jungen Halbindianerin und der Möglichkeit, sie zu seiner Zeit unter das gastliche Dach Martin Findegern's zu führen und sie der Obhut Margaretha's anzuvertrauen. Die Scheu vor dem wunderlichen Tischler und Sargfabrikanten hatten Beide, und wohl auf Grund der brieflichen Mittheilungen Margaretha's, verloren. Ging es doch so weit, daß Markolf in Erinnerung Daisy's die ernste Absicht offenbarte, dem wilden Jagdleben zu entsagen und sich der ferneren Leitung des groben Onkels zu unterwerfen. Die Ausführung

seines Planes machte er von den nächsten Kriegsereignissen abhängig, an welchen er insoweit betheiligt war, als er sich seinem Freunde Kit Andrieux gegenüber verpflichtet hatte, ihm und den anderen Gefährten bei den Kundschafterdiensten gegen die berüchtigten Guerrillabanden zur Seite zu bleiben. Wenn er aber, jedem Zwange abhold, das Kämpfen in Reih und Glied, zumal für eine ihm fern liegende Sache, verabscheute, so übten andererseits die Schilderungen der Thaten des verwegenen Kampbell einen begeisternden Einfluß auf ihn aus. Von heller Lust an Abenteuern beseelt, regte sich in ihm der Wunsch, den räthselhaften Spion persönlich kennen zu lernen und es ihm, wenn möglich, zuvorzuthun.

„Ja, dieser Kampbell!" rief Kit Andrieux, sobald er den Namen hörte, über das Feuer hin, „ich sah ihn zwar nicht mit meinen lebendigen Augen, aber des Henkers will ich sein, wenn von seiner Sorte mehr als Einer auf's Dutzend gehen. Wer unter ihm dient — und das weiß ich aus einem verdammt aufrichtigen Munde — der ist gut geborgen. Nebenbei müssen ihm die Dollars nur so in die Tasche regnen, daß er damit um sich wirft, wie 'ne alte krummbeinige Squaw mit Nußschalen, nachdem sie den Kern daraus hervorholte. Wen er aber zu seinen Diensten heranzieht, der muß nicht nur ein unverzagter Mann sein, sondern auch ein rechtschaffener —"

Er brach ab und lauschte argwöhnisch über den nächsten Bereich des Lagers hinaus. Die Gefährten folgten seinem Beispiel. Gleich darauf drang der Hufschlag eines scharf getriebenen stolpernden Pferdes herüber. Kit Andrieux sprang auf und trat in's Freie hinaus. Scharf spähte er in die Richtung, aus welcher das Geräusch deutlicher wurde, ohne mehr zu unterscheiden, als die unbestimmten Umrisse eines Reiters, der sich im Schatten des Waldessaumes hielt.

„Wer kommt da?“ fragte er, als der Reiter kaum noch dreißig Schritte entfernt war.

Das Pferd wurde angehalten, aber eine Antwort erfolgte nicht. Statt dessen gewahrte er eine flinke, unentwirrbare Bewegung. Flüchtige Schritte wurden vernehmbar. Von der Beleuchtung der Flammen gestreift, zeichnete sich eine rothe Decke aus. Eine dicht verhüllte Gestalt schlüpfte vor ihm vorüber, und gleich darauf lag Daisy vor Markolf auf den Knieen, ihn mit beiden Armen umschlingend und ihr Antlitz auf seinem Schoß bergend.

Markolf saß wie versteinert. Doch auch die anderen um das Feuer Versammelten blickten bestürzt auf die mit den Spuren eines schrecklichen Rittes bedeckte gebeugte Gestalt, welche durch die indianische Bekleidung Allen mehr oder minder entfrembet worden. Todesschweigen war eingetreten. Man hörte nur das melancholische Brausen in den Bäumen, das Knistern des brennenden feuchten Holzes und das krampfhafte Schluchzen, unter welchem der durch die furchtbaren Anstrengungen der kopflosen Flucht gebrochene Körper sich leise wand. Keiner befand sich unter den Anwesenden, der sich nicht vielfach an dem reizvollen Bilde der jungen Halbindianerin erfreut hätte; aber auch Keiner, der sich nicht vergegenwärtigte, welchen Aufwand an Muth und Willenskraft, welche unergründliche Anhänglichkeit es erforderte, um eine Aufgabe zu erfüllen, der mancher erfahrene Mann vielleicht unterlegen wäre. Theilnahme, sogar Rührung prägte sich in den harten, verwitterten Physiognomien der rauhen Männer aus. Niemand wagte die herrschende Stille zu unterbrechen. Erst nach einer langen beängstigenden Pause ernster Spannung kehrte die ungetheilte Aufmerksamkeit sich Markolf zu, von welchem man die erste Kundgebung erwartete. Auch er schien die Sprache verloren zu haben. In seinen Augen waren Thränen zusammengeronnen. Die

seit Jahren in der Wildniß gestählte Natur war dem Eindruck nicht gewachsen, welchen der Anblick der unter Einsetzen ihres Lebens zu ihm geflüchteten Geliebten auf ihn ausübte. Ob eine Anzahl abgehärteter Männer ihn gespannt überwachte, es kümmerte ihn nicht. Als hätte er sich mit Daisy allein auf der Welt befunden, ließ er beide Hände schmeichelnd über das von Wind und Gezweig zerzauste schwarze feuchte Haar hingleiten. Dann ihr Haupt sanft aufrichtend, sah er erschüttert in das zu ihm erhobene Antlitz. Neuer Schrecken bemächtigte sich seiner. Meinte er doch, nicht das Haupt desselben zutraulichen Wesens zwischen seinen Händen zu halten, welches er vor wenigen Tagen erst als ein Bild holdselig erblühender Jungfräulichkeit hinter sich zurückließ. Abgezehrt, hier und da blutrünstig waren ihre Züge, wie nach langem Siechthum. In eine fahle Farbe war das sammetweiche Lichtbraun übergegangen. In dem Zustande ihrer Bekleidung aber verrieth sich, wie groß die Hindernisse gewesen, über welche hinweg sie, einer unbesiegbaren Sehnsucht folgend, sich dem Geliebten zugesellt hatte, wie groß die Gleichgiltigkeit gegen das eigene Dasein, wenn es ihr nur gelang, einen letzten Blick auf Denjenigen zu werfen, in dem allein sie lebte. In ihren großen dunklen Augen hingegen, da webte und glühte es nach alter Weise. Das aus ihnen strahlende Entzücken wurde nur durch einen ergreifenden Ausdruck bangen Flehens und rührender Unterwürfigkeit gedämpft. Als ob die lechzende Zunge am Gaumen festgetrocknet gewesen wäre, öffnete sie die Lippen, jedoch ohne einen Laut hervorzubringen.

„Daisy," redete Markolf sie endlich so sanft an, wie wohl geschieht, wenn man vor einem Sterbebett steht, „arme Daisy, warum hast Du mir das angethan? Deine treue Anhänglichkeit, ich erkenne sie an, und sie soll Dir sicher gesegnet sein. Hattest Du aber überlegt, daß mit

dem furchtbaren Ritt durch die Wildnisse Du Dein Leben auf's Spiel setztest, mich in die Lage bringen konntest, Tag und Nacht, Jahr auf Jahr um Dich trauern zu müssen?"

„Wäre ich auf dem Wege zu meinem Herrn gestorben, ich hätte nicht geklagt," antwortete Daisy, zitternd vor Kälte, Furcht und Innigkeit.

„Und Deine treuen Beschützer, ich setze voraus, sie wußten nicht um Deine Flucht?" fragte Markolf, das liebliche Haupt noch immer mit beiden Händen unterstützend und in den schüchternen großen Augen lesend.

„Sie wußten nichts davon oder sie hätten mich zurückgehalten," gab Daisy aufrichtig zu; „des Abends, als Alle schliefen, flüchtete ich. Frau Mac Kinney hatte mir gesagt, ich möchte handeln nach meinem Gefühl. Du hörtest es selber. Mein Gefühl trieb mich zu Dir. Ich kann nicht leben, weiß ich Dich fern. Ich muß bei Dir sein und über Dich wachen, oder Du stirbst. Im Traume habe ich es gesehen," und ihn fester umschlingend und sich inniger an ihn anschmiegend, fuhr sie wie in Todesangst fort: „Schicke mich nicht fort, oder es ist Dein Unglück und das meinige. Behalte mich bei Dir. Ich will Dir dienen, für Dich arbeiten, wie ich es an den braunen Frauen kennen lernte. Ich will Dein Essen bereiten, Dir den Trunk reichen, wenn Dich dürstet. Deine Pferde will ich füttern, wachen, wann Du schläfst, Deine Stirn kühlen, wenn Du heiß und matt geworden. Deine Büchse will ich tragen — zu Fuße neben Dir einhergehen, wenn Du reitest — nur schicke mich nicht fort."

Bei der herrschenden Stille ging keinem der um das Feuer Versammelten ein Wort verloren. Es war, als hätte die sanft beschwörende Stimme einen unwiderstehlichen Zauber in sich geborgen, daß selbst Markolf das klagende Mädchen nicht zu unterbrechen wagte. Aber mit

Maurus, der tief ergriffen auf das Wehmuth erzeugende Bild hinsah, wechselte er einen Blick des Einverständnisses; und freundlich beschwichtigend sprach er zu der immer noch vor ihm auf den Knieen Liegenden: „Nein, Daisy, jetzt, da Du hier bist, kann ich Dich nicht mehr fortschicken. Ich muß Dich in den Augen behalten, soll ich nicht unablässig um Dein Ergehen mich beunruhigen. Ja, bei mir bleiben sollst Du jetzt und immerdar; denn brächte ich Dich nach der Mission zurück, so bezweifle ich, daß es ein Segen für uns Beide wäre." Einen beinah scheuen Blick sandte er im Kreise herum; als er aber bei den rauhen Männern nur herzliches Wohlwollen entdeckte, sprach er eindringlich weiter, indem er Daisy, die angstvoll seine Augen suchte, auf die Stirne küßte: „Zunächst beruhige und tröste Dich, mein armes süßes Mädchen. Dann wollen wir Deinen Zustand prüfen. Du bist zum Tode erschöpft, bedarfst der Rast und der aufmerksamsten Pflege. Und nun blicke nicht mehr so verzweifelt. Mir zur Seite bleibst Du, wohin auch immer mein Weg mich führen mag. Du aber entsage dafür dem Glauben an Träume, wie solche Dir und mir das Leben verbittern. — Und jetzt komm," und Daisy's Armen sich sanft entwindend, erhob er sich. Als Daisy aber, von ihm unterstützt, seiner Bitte Folge leisten wollte, sank sie kraftlos auf die Kniee zurück. Die Anforderungen, welche sie, seit langen Jahren dem Sattel entfremdet, an sich gestellt hatte, waren zu groß gewesen. Der Wille, der sie so lange aufrecht erhielt, mußte sich unter das Joch des zerschlagenen Körpers beugen. Das Bewußtsein, nach so viel Angst und Noth bei dem Geliebten zu weilen, förderte gemeinsam mit einem Gefühl des Behagens gänzliche Erschlaffung. Und dabei sah sie, aller übrigen Anwesenden nicht achtend, so demüthig, so flehend zu ihm auf, daß ihm vor Jammer das Herz hätte brechen mögen. Fürsorglich half er ihr

in eine solche Lage hinein, daß die von dem Feuer ausströmende Hitze, ohne sie zu belästigen, ihre Kleider zu trocknen begann und sie zugleich erwärmte. Darauf ging er mit Kit Andrieux an's Werk, unter dem geeignetsten Schutzdach ein bequemes Lager für sie herzustellen. Andere beeilten sich unterdessen, so gut es bei den einfachen Vorräthen nur möglich, ein ihrem Zustande entsprechendes Mahl zu bereiten, während wieder Andere für ihr Pferd Sorge trugen und mit dem Sattelzeug ihre geringen Reisehabseligkeiten herbeitrugen.

Von den beiden Brüdern sorgsam gepflegt, stärkte sie sich zunächst durch Speise und Trank, und von ihnen unterstützt begab sie sich endlich auf ihr Lager. Markolf, noch immer unter dem vollen Eindruck des ersten ihn so tief erschütternden Wiedersehens, setzte sich zu ihr. Ihre Hand haltend, lauschte er andächtig den von süßem Trost zeugenden Worten, welche sie hin und wieder an ihn richtete. Der Regen hatte um diese Zeit ganz aufgehört; durch die Baumwipfel lief indessen fernerhin geheimnißvolles Brausen und Rauschen. Einschläfernd wirkte es, wie die Wärme, welche die hoch emporlodernden Flammen unter die Schutzdächer entsandten. Allmählig wurden Daisy's Bemerkungen unzusammenhängend, dann noch ein Weilchen, und ihre tiefen Athemzüge verriethen, daß sie einem kräftigenden Schlummer in die Arme gesunken war. Das schwere Gewölk war bis dahin zerrissen; zahlreicher und umfangreicher wurden die Oeffnungen, durch welche die Sterne, heiteres Wetter verheißend, auf die triefende Landschaft niederfunkelten. —

Seitdem Daisy in dem Lager eintraf, war kein lautes Wort gesprochen worden. Und auch jetzt noch, indem die abgehärteten Männer ihr Lager aufsuchten, bewegten sie sich so geräuschlos einher, wie in dem geweihten Vorraum einer Kirche. Seit Jahren kannten sie die anmuthig heran-

wachsende Halbindianerin, die liebliche „Wiesenblume der Council-Bluffs“, und Keiner befand sich unter ihnen, der ihr nicht von Herzen einen ungestörten Schlaf gegönnt hätte.

Markolf blieb die ganze Nacht hindurch an Daisy's Seite. Bei der zu ihnen hereindringenden unsteten Beleuchtung das abgehärmte holde Antlitz aufmerksam überwachend und fortgesetzt ihre Athemzüge zählend, beruhigte er sich mehr und mehr. Kein Merkmal entdeckte er, welches von Aergerem, als den Folgen der Ueberanstrengung gezeugt hätte. Um so schwerer fiel ihm auf die Seele, daß ihm kein anderer Ausweg blieb, als auf den bevorstehenden abenteuerlichen Irrfahrten sie bei sich zu behalten. Wäre doch eine Trennung von ihr, selbst dann, wenn er sie von Kansas City aus unter sicherem Geleit nach den Council-Bluffs oder nach St. Louis zu seiner Schwester geschickt hätte, gleichbedeutend mit ihrem gänzlichen Dahinsinken in wilde Verzweiflung und Tod gewesen. Ob aber andererseits Gefahren ihr drohten, Anstrengungen und Beschwerden in Fülle ihre Schritte begleiteten: sie erwartete nichts Anderes, wenn es ihr nur vergönnt war, nach Art ihrer braunen Verwandten, in den Fußstapfen des Geliebten zu folgen. In seinem Entschluß wurde er durch Maurus bestärkt, der genug von der kindlich unschuldigen und von seltenen Reizen umflossenen jungen Halbindianerin gesehen und kennen gelernt hatte, um sich in seinem Urtheil über sie dem seines Bruders nach allen Richtungen hin anzuschließen.

— — — — — — — — — — — —

Die Sonne stand bereits hoch am Himmel, als Daisy endlich erwachte. Wohl fühlte sie sich gekräftigt, allein nur schwerfällig vermochte sie sich von ihrem Lager zu erheben. Und so kam man überein, um ihr Zeit zum Erholen zu gönnen, die Gesellschaft zu theilen. Demgemäß

sollte Maurus, welchem der Boden unter den Füßen brannte, mit Schinges und zwei Jägern die Reise nach Kansas City unverweilt fortsetzen, wogegen Markolf und Kit Andrieux mit Daisy und den übrigen Gefährten noch einen oder zwei Tage zu rasten und demnächst in kurzen Märschen zu folgen beabsichtigten. Wenn aber die Widerstandsfähigkeit des jugendlichen Körpers Daisy's durch ihren ernsten Willen eine Steigerung erfuhr, so diente die ihr von allen Seiten gezollte freundliche Theilnahme und zärtliche Fürsorge dazu, ihr die ursprüngliche träumerische Heiterkeit des Gemüths zurückzugeben. Es erstickte die peinliche Erinnerung an die jähe Flucht von ihren gütigen Beschützern in dem Bewußtsein, dem Rathe der Missionärin gemäß nur ihrem Herzensdrange gefolgt zu sein. Freudige Zuversicht keimte und erstarkte in dem ununterbrochenen Verkehr mit Markolf, der in rührender Weise auf ihre Wohlfahrt bedacht war, und mit der nächsten sich bietenden Gelegenheit die Kunde von ihrer Rettung nach den Council-Bluffs zu entsenden versprach. Ihr kindlicher Frohsinn gelangte indessen erst dann wieder zur vollen Geltung, als sie am dritten Tage nach ihrer Ankunft sich leicht in den Sattel schwang und an Markolf's und Kit Andrieux' Seite den Weg am Missouri hinunter weiter verfolgte. Sie war zu glücklich. Sie glich einem Singvögelchen, welches, der Gefangenschaft entschlüpft, unbekümmert um den Verlust einiger Zierfedern in die Lüfte steigt und seine Jubellieder weithin ertönen läßt.

Nach vier Tagen gemächlichen Einherreisens trafen sie endlich in der Nachbarschaft von Kansas City mit Schinges zusammen, der ihnen entgegengeritten war. Derselbe führte sie landeinwärts nach einem Farmgehöft zu Leuten, welche durch Nicodemo und Oliva auf ihre Ankunft vorbereitet worden waren. Von ihnen erhielten sie auch Aufschlüsse über die auf Kansas City marschirenden Streitkräfte. Noch



selbigen Tages gesellten die beiden Jäger sich ihnen wieder zu, welche Maurus begleiteten. Er selbst hatte sich ohne Zeitverlust auf den Weg zu seinem Regiment begeben. Sie überbrachten Markolf einen von Kampbell unterzeichneten Papierstreifen, auf welchem ihm und den Gefährten die nächsten Bewegungen vorgeschrieben wurden. Nur einen Tag verweilte die Gesellschaft auf dem Farmgehöft, eine Zeit, welche Markolf dazu benutzte, für Daisy eine entsprechende Ausrüstung zu beschaffen; dann wendeten sie sich unter Kit Andrieux' und der beiden Otoes Führung westlich.

Oliva und Nicodemo waren schon vor Wochen in Kansas City eingetroffen, hatten aber nach kurzem Aufenthalt ihre Reise landeinwärts fortgesetzt; über deren Ziel waltete tiefes Geheimniß. Sie schienen plötzlich von der Erde verschwunden zu sein. Dagegen verlautete jetzt häufiger Näheres über die Pläne und Marschbewegungen der südstaatlichen Armee, Nachrichten, welche man auf das geheimnißvolle Treiben des Spions Kampbell zurückführte und die bald hier, bald dort auf räthselhafte Weise den die Vorhut der Unionsarmee befehligenden Kommandeuren in die Hände gespielt wurden.

---

## Vierundzwanzigstes Kapitel.

Zwei Wochen waren verstrichen, seitdem Oliva und Nicodemo sich von Martin Findegern verabschiedeten, und in gewohnter Ordnung spannen die Tage sich im Hause wie in der Werkstatt ab. Uebrigens hatten die beiden alten Knaben neben der täglichen, oft recht vernachlässigten Gewerksbeschäftigung alle Hände voll zu thun. Das Sternen- und Streifenbanner kam kaum noch herunter von seinem Mast, so schnell folgten kleinere und größere Siege der Unionsarmee aufeinander, welche solcher Art

zu feiern Martin Findegern sich für berufen und verpflichtet hielt. Doch auch Krehle offenbarte trotz seiner unerschütterlichen Gemüthsruhe insoweit eine gewisse patriotische Anwandlung, daß er häufiger den zum Lackiren dienenden breiten Borstenquast mit Pinsel, schreienden Oelfarben und Palette vertauschte, um so viel, wie nur angänglich, dem alten Bau ein neues triumphirendes Feiertagskleid anzulegen. Namentlich hatte er sich zu Findegern's Entzücken auf Schlachtenbilder verlegt, die über ältere Darstellungen hinweg unter seiner geübten Hand förmlich hervorflogen. Es ließ sich nicht leugnen, daß Flammen und Rauchwolken, durchwebt mit sprühenden Granaten, Resten von Pulverkarren und abgerissenen menschlichen Gliedern, den Hauptbestandtheil dieser auf Wänden, Thüren und Fensterladen entstehenden wilden Kriegsscenen bildeten, allein selbst für Nichtkenner leuchtete aus jedem Pinselstrich hervor, daß das Unionsbanner überall voran wehte und die in schwer zu entwirrende Massen zusammengedrängten Truppen von Sieg zu Sieg führte.

Mit Ergötzen überwachte Houston zu Zeiten diese wie durch Zauber sich entwickelnden Kunstleistungen. Dabei theilte er seine Aufmerksamkeit ziemlich gleichmäßig zwischen der regsam schaffenden Hand, dem in Falten der Erhabenheit gezwängten runden Antlitz Krehle's und der stolzen Erscheinung Martin Findegern's, der, den hohen Hut kriegerisch nach dem einen Ohr hinübergeschoben und die Fäuste hinter der Schürze, mit den gespitzten Lippen die Bewegungen des Pinsels gleichsam nachahmte, sogar gelegentlich mit Worten sich an der Malerei betheiligte. Wohl schüttelte Houston zuweilen den Kopf, wenn hier ein halbes Dutzend flüchtig entworfener Unionisten mindestens eine Kompagnie Rebellen in die Flucht schlugen, dort ein einzelner Dragoner vier, fünf auf ihn eindringende Angreifer kaltblütig niederfäbelte; allein seine Bedenken

über derartige Heldenthaten auszusprechen wagte er nicht in der Besorgniß, sich gleich darauf selbst gegen zwei erbitterte Feinde wehren zu müssen. Denn mochten die beiden zusammen alt gewordenen Sonderlinge immerhin in steter Fehde miteinander leben, so waren sie auf dem Felde der Kunst dennoch ein Herz und eine Seele.

Nur einmal verstieg er sich zu der Bemerkung, daß es von Krehle unvorsichtig sei, den bösen Willen seiner heimlichen Feinde herauszufordern, indem er den gewiß tapferen südstaatlichen Soldaten nicht nur keine Gerechtigkeit widerfahren ließ, sondern sie auch als Feiglinge darstellte; allein dadurch erzielte er nur, daß Krehle einen feinen Pinsel in knallrothe Farben tauchte, unten rechts auf den mit verstümmelten Leichen bedeckten giftgrünen, blutbesprenkelten Rasen in kräftigen Zügen niederschrieb: „Dr. Arminius Krehle fecit", und die Beendigung seines Kunstwerkes auf eine andere Stunde verschob.

Und die andere Stunde kam, eine Stunde, in welcher Krehle, durch Houston's Tadel verletzt, seiner ausschweifenden Phantasie die Zügel vollends schießen ließ und den beiden Giebelwänden mehrere Clansbrüder in Talar und Schleierkappen, wie Tommy ihm solche geschildert hatte, weithin sichtbar auftrug, und zwar jeden an einem um seinen Hals geschlungenen Strick von einem Baumast niederhängend. Weder Margaretha's noch Houston's Vorstellungen gegen diese barbarische Malerei, die nebenbei die Spottlust der Nachbarn entfachte, fruchteten. Die beiden kriegerisch gesinnten alten Sonderlinge waren eben unverbesserlich. Mit seltener Einmüthigkeit beriefen sie sich darauf, in einem freien Lande zu leben, in welchem man sich um absprechende Urtheile Anderer nicht zu kümmern brauche, so lange man alle Ursache habe, mit sich selbst zufrieden zu sein, und dabei blieb es. Zu sicher fühlten sie sich innerhalb des Palissadenzauns, zu fest

wurzelte ihre Ueberzeugung, hinter demselben allen Rebellen und Clansbrüdern der Welt trotzen zu können.

Eine Reihe von Tagen ging wieder dahin, und zu seinem heimlichen Mißvergnügen beobachtete Martin Findegern, daß Houston beim Gehen sich kaum noch eines Stockes bediente, als den Bewohnern des Schneckenhauses dennoch eine ernste Mahnung an die Unversöhnlichkeit ihrer heimlichen Feinde zugehen sollte.

Die Nacht war weit vorgeschritten, und wie Findegern, Margaretha und Krehle in ihren Betten, schlief Fegefeuer sanft in der Werkstatt zwischen fertigen und halbfertigen Särgen in einem Haufen Hobelspäne. Es war das Lieblingslager des unstet umherschweifenden Burschen, welches er durch mehrere wollene Decken nach seinem eigensten seltsamen Geschmack auf das Behaglichste vervollständigt hatte. Die Nächte waren bereits kühl, was ihn dazu bewog, sein Lager mit Hobel zu theilen, der sich verständnißvoll fest an ihn anschmiegte. Zugleich verscheuchte er durch seine Anwesenheit die Geister Verstorbener, die nach Fegefeuer's Betheuerung des Nachts vielfach zwischen den Särgen polterten und klopften.

Wie lange er bereits geschlafen hatte, wußte er selber am wenigsten, als das leise Regen und Knurren des Hundes ihn ermunterte. Als derselbe sich aber nicht beruhigen wollte, packte ihn die Furcht vor unsichtbaren Feinden, und um durch sein Bellen nicht verrathen zu werden, zog er die Decke über Hobel's Kopf, durch einen festen Griff zugleich dessen Rachen schließend. Mehrere Minuten ängstlich lauschend, unterschied er endlich das Geräusch vorsichtiger Schritte, die sich um die Werkstatt herum bewegten. Zitternd vernahm er, daß eine Hand sich auf die Schloßklinke legte und mit behutsamem Griff die von innen verriegelte Thür zu öffnen versuchte. Ebenso wurden die beiden Fenster geprüft. Es war ersichtlich, daß

man in die Werkstatt hinein zu gelangen wünschte, jedoch, um kein auffälliges Geräusch zu erzeugen, von dem gewaltsamen Einbrechen abstand. Die geheimnißvollen Bewegungen auf der Außenseite nahmen unterdessen ihren ungestörten Fortgang. Bald unterschied Fegefeuer schleichende Schritte, dann wieder das Rascheln zwischen den Hobelspänen, die in dem Winkel zwischen Werkstatt und Haus angehäuft lagen, und endlich das kaum vernehmbare Scharren, mit welchem vorsichtige Hände auf der Rückseite des Schuppens zwischen den Bretterabfällen wühlten. Bei diesen unheimlichen Anzeichen perlte dem sonst so unverzagten Burschen der Angstschweiß auf der Stirn. Doch hinter der verriegelten Thür sich vorläufig sicher wähnend, ermannte er sich allmählig so weit, daß er den Hund, ihn dadurch zum Schweigen zwingend, fest in die Decke einwickelte, deren Zipfel verknotete und demnächst nach Martin Findegern's Hobelbank hinaufkroch. Dort lag das eine Fenster dicht vor ihm, durch welches er, von dem schwarzen Hintergrunde gegen Entdeckung geschützt, mit angehaltenem Athem in's Freie hinausspähte.

Sein erster Blick fiel auf zwei Männer, die, hinter einander gehend, aus Bretterabfällen bestehende Bürden unter den Armen trugen und nach dem Wohnhause hinüberschlichen. Dieselben waren kaum aus seinem Gesichtskreise getreten, als aus entgegengesetzter Richtung mehrere Männer mit leeren Händen sich näherten. Dieselben hatten offenbar ihre Holzlasten abgelegt und befanden sich auf dem Wege, neue Vorräthe herbeizuschleppen. Sie sprachen leise zu einander. Nur als gedämpftes Murmeln drangen ihre Stimmen zu Fegefeuer herein. Erst als zwei Männer sich gerade vor dem Fenster begegneten, verstand er: „Der Hund muß im Hause sein," und von einer anderen Stimme: „So achtet auf die Ausgänge; ob Hund oder Mann: wer herauskommt, den schießt über den Haufen."

Fegefeuer fühlte es eiskalt über seinen Rücken rieseln. Aber noch immer neigte er zu dem Glauben, daß es sich nur um das Entwenden von Holz handle, dessen Werth zu gering, um deshalb die Leben der Hausbewohner zu gefährden oder selbst auf den Kopf geschlagen zu werden. Wunderbar erschien ihm nur, daß das erbeutete Holz anstatt nach dem Palissadenzaun, in entgegengesetzter Richtung davongetragen wurde. Eine dumpfe Ahnung drohenden Unheils erwachte in ihm, und die Hobelbank verlassend, begab er sich zunächst zu dem Hunde. Nachdem er sich überzeugt hatte, daß derselbe, seinen Willen verstehend, in dem engen, warmen Versteck geduldig ausharrte, erstieg er die nach der Balkenlage hinaufführende Leiter. Dort oben lag ein größerer Vorrath zum Trocknen bestimmter Bretter, und auf diesen schlich er nach dem fast an das Wohnhaus stoßenden Giebel hinüber, wo eine offene Luke es ihm ermöglichte, zwischen Haus und Werkstatt hinabzuspähen. Auf den ersten Blick überzeugte er sich, daß mehrere Männer damit beschäftigt waren, oberhalb der Hobelspäne Holzabfälle anzuhäufen, während Andere fortfuhren, ihre Bürden um das Haus herumzutragen. Als aber nach einer längeren Pause einer der unten befindlichen Männer ein Schwefelholz anzündete, da begriff er die drohende furchtbare Gefahr in ihrem ganzen Umfange. Aber noch immer in Furcht, durch das Erheben von Feuerlärm Martin Findegern und Krehle vor die Thür zu locken, wo ein sicherer Tod ihrer harrte, nahm er einen der in seinem Bereich liegenden Stäbe, wie solche die aufeinander ruhenden Bretter von einander trennten, und weit ausholend, schleuderte er ihn nach Margaretha's Fenster hinüber, daß mehrere Scheiben klirrend zersprangen. Zu derselben Zeit leckten unten aus den Hobelspänen die ersten Flammen hervor, um alsbald an den darüber hingeschichteten Bretterabfällen emporzukriechen. Wenn aber das

Klirren der Scheiben Margaretha aus dem Schlaf aufschreckte, so diente die zu ihr hereindringende Helligkeit dazu, sie ganz zu ermuntern. Nach dem Fenster hinübereilend, riß sie beide Flügel auf, und sich hinauslehnend, wurde sie nicht nur des entstehenden Brandes ansichtig, sondern auch mehrerer Männer, die, den Schatten der Werkstatt suchend, eiligst davonschlichen. Zugleich ertönte Hobel's Stimme, dem es gelungen war, sich von seiner Umhüllung zu befreien, und der nunmehr mit wahrer Todesverachtung unter wüthendem Gebell durch die nächste Fensterscheibe auf den Hof hinaussprang und den flüchtigen Brandstiftern nachsetzte. Doch auch Margaretha's Feuerruf ertönte durch das Haus, und keine Minute dauerte es, bis die beiden alten Knaben in's Freie hinausstürmten. Weder auf sie noch auf den Hund wurde ein Schuß abgefeuert. Nicht einmal einen Blick auf die Frevler gewannen Findegern und Krehle, zumal ihr ganzes Trachten darauf gerichtet war, den entstehenden Brand vor seinem weiteren Umsichgreifen zu löschen. Und so trafen sie früh genug auf der gefährdeten Stätte ein, um, entschlossen zugreifend, die bereits glimmenden Bretterabfälle auseinander zu reißen und demnächst die den Hobelspänen noch immer lustig entsteigenden Flammen mittelst des von Fegefeuer und Margaretha herbeigetragenen Wassers gänzlich zu ersticken.

So wurde die letzte Gefahr binnen kurzer Frist abgewendet, und dann erst überzeugte man sich, mit welcher Hinterlist die verbrecherische Bande ihre Vorbereitungen getroffen hatte, daß der Brand, wenn einmal entzündet, alle Baulichkeiten beinahe zu gleicher Zeit ergreifen mußte. Denn nicht nur auf der noch dampfenden Stelle war mittelst Hobelspänen und Holzwerk ein Scheiterhaufen errichtet worden, sondern auch noch auf drei anderen Seiten, von welchen zwei auf das Wohnhaus entfielen, die nur

des zündenden Funkens bedurften, um Alles in Flammen zu setzen, bevor die Bewohner Zeit gefunden hätten, sich zu retten.

An Schlaf war in dieser Nacht nicht mehr zu denken. Konnte doch Niemand ahnen, ob nicht dennoch in irgend einem Winkel Brennstoff verstohlen glimmte, um von dem ersten stärkeren Lufthauch zu einem verheerenden Brande entfacht zu werden. Anstatt aber durch den heimtückischen Angriff eingeschüchtert zu sein, bewahrten die beiden alten Knaben ihren heiteren verbissenen Gleichmuth. Und als der Tag erst heraufgezogen war, da hätte weder Martin noch seinem Hausgenossen Jemand angesehen, daß sie mit genauer Noth der Gefahr entronnen waren, obdachlos vor einem rauchenden Schutthaufen zu stehen.

Zu ihrem Befremden stellte Houston sich an dem heutigen Tage nicht zur gewöhnlichen Stunde ein. Der Vormittag verstrich, ohne daß er sich blicken ließ; ebenso der halbe Nachmittag. Dann traten die beiden alten Freunde, des weiteren Harrens überdrüssig, in der Werkstatt zu einer kurzen Berathung zusammen. Nachdem sie zu einem festen Entschluß gelangt waren, verschwand Martin Findegern auf kurze Zeit im Hause, um sonntäglich gekleidet wieder im Freien zu erscheinen. Ein schwarzer faltenreicher Rock schlang sich um seine Schultern; kriegerisch thronte der bessere spiegelblank gebürstete Hut mehr auf seiner Stirn, als auf dem Haupte; bedenklich wies auch das spitzgedrehte Kinnbärtchen nach vorne. Wer aber sein Antlitz aufmerksamer betrachtet hätte, der wäre erstaunt gewesen über die mit Bosheit geeinte Entschlossenheit, die aus jeder Runzel hervorlugte und sich in der Art kundgab, in welcher er die Brauen nach der Stirn hinaufgeschraubt hatte. So schritt er, in Ermangelung der blauen Schürze beide Daumen in die Armlöcher der Weste gezwängt, feierlich über den Vorplatz dem Thor-

wege zu. Seine fest aufeinander gepreßten Lippen verschwanden fast vor dem Eifer, mit welchem er irgend einen ihm vorschwebenden Plan von allen Seiten beleuchtete. Als er die Pforte erreichte und die Hand eben nach dem Schloß ausstreckte, wurde dieselbe von außen geöffnet, und vor ihm stand Kapitain Houston. Durch einen schnellen Blick auf dessen Antlitz überzeugte er sich, daß Ungewöhnliches ihn bewegte, worauf er ihn mit den Worten anredete: „Den ganzen Tag wartete ich vergeblich auf Sie; und jetzt noch mit der Arbeit zu beginnen, dürfte es doch wohl etwas zu spät geworden sein."

Houston ergriff die Hand seines wunderlichen Lehrherrn, und dieselbe kräftig drückend, antwortete er mit einem Gemisch von Bedauern und verhaltener Freude: „Dienstliche Angelegenheiten verschuldeten meine Unpünktlichkeit. Ich befinde mich nämlich in der Lage, meine Lehrzeit unterbrechen zu müssen. Schon morgen reise ich zu meinem Regiment ab und bin daher gekommen, um mich von Ihnen Allen zu verabschieden."

Wie von einer unsichtbaren Waffe getroffen, prallte Martin einen Schritt zurück.

„Was!" rief er aus, „fort und gerade jetzt, da man im Felde alle Vorbereitungen trifft, sich gegenseitig die Hälse zu brechen? Fort, um sich die kaum zusammengeflickten Knochen wieder entzwei schießen zu lassen? Bless you! Bedenken Sie denn nicht, daß Sie auf dem besten Wege sind, ein brauchbarer Tischler und berühmter Möbelfabrikant zu werden?"

Houston lächelte ergötzt. „Es gibt Dinge, die beim besten Willen nicht zu umgehen sind," sprach er darauf ernst; „die Pflicht des Soldaten ragt über alle anderen Rücksichten weit hinaus. Neue Schlachten stehen in der That bevor; betheilige ich mich aber jetzt, da ich wieder fähig, ein Pferd zu besteigen und meinen Dienst zu ver-

richten, nicht an denselben, so würden die Leute mit Fingern auf mich weisen. Werde ich wirklich zusammengeschossen, so trifft mich kein anderes Loos, als es über dem Haupte jedes einzelnen ehrlichen Soldaten schwebt. Ist der Krieg dagegen beendigt und ich kehre wohlbehalten zurück, so wird wohl noch eine Stelle in Ihrer Werkstatt offen für mich sein."

„Zweie, Mann, bless you, zweie," betheuerte Martin förmlich begeistert, „und willkommen sollen Sie mir ebenfalls sein. Doch jetzt gehen Sie zu dem Doktor und lassen Sie sich von dem erzählen, was wir in dieser letzten Nacht erlebten. Ich befinde mich nämlich auf dem Wege zu einer Auseinandersetzung, die nicht aufgeschoben werden darf, soll nicht dennoch eines Nachts das Haus über unseren Köpfen in Flammen aufgehen. Bald bin ich zurück, da mögen wir noch eine Weile miteinander verplaudern. Also auf Wiedersehen — die Grete wird sich recht wundern" — und ohne eine Erwiederung abzuwarten, schlüpfte er auf die Straße hinaus, die Thür grimmig hinter sich in's Schloß schmetternd.

Kopfschüttelnd blickte Houston auf die geschlossene Pforte. Er errieth, daß Martin sich auf einem Wege befand, welchen er, um keinen Einwendungen zu begegnen, vor ihm zu verheimlichen wünschte, und fürchtete auf Grund seiner Leidenschaftlichkeit für ihn. Da entsann er sich seiner letzten Worte, die offenbar ein böses Geheimniß betrafen, und sich umkehrend, schlug er ungesäumt die Richtung nach der Werkstatt ein. Wie so oft, spähte er auch heute während des Einherschreitens nach den Fenstern des in erneuerter wilder Bilderpracht prangenden Hauses hinüber, allein vergeblich; nirgend entdeckte er eine Spur von Margaretha. —

Kaum eine Viertelstunde war seitdem verstrichen, als Martin Findegern durch herrisches Ziehen an dem Glocken-



griff Einlaß in Palmer's Garten forderte, und noch ein wenig später, da stand er in dem bekannten Empfangszimmer vor Palmer selbst. Dieser betrachtete ihn befremdet. Allmählig aber ging die auf seinen farblosen Zügen sich ausprägende, an Verachtung grenzende Geringschätzung in Unwillen über. Derselbe wurde dadurch erzeugt, daß die unscheinbare Arbeitergestalt in dem wenig anmuthig kleidenden Philisterrock, mit einem unbeschreiblichen Ausdruck hohen Selbstgefühls die rechte Hand bis an die Knöchel hinter die Weste geschoben, die linke Hand mit dem Hut auf die Hüfte gestützt und die Füße gespreizt, seinen eiseskalten Blicken mit freundlichem Blinzeln begegnete. Da Martin nach einer herablassenden Verneigung nicht sogleich mit seinem Anliegen vortrat, bemerkte Palmer in der ihm eigenthümlichen schroffen Weise: „Sagen Sie, was Sie zu mir führt. Meine Zeit ist zu kostbar, um sie den Nichtigkeiten eines Fremden opfern zu dürfen.“

„Bless you,“ entgegnete Martin wohlgemuth, „um Nichtigkeiten möchte ich selber keine halbe Minute d'rangeben. Ich bin nämlich der Tischlermeister und Sargfabrikant Martin Findegern, und obenein Jemand, der auf seinen eigenen Füßen steht, wenn Sie je von ihm hörten,“ und scharf in Palmer's Antlitz spähend, entging ihm nicht, daß bei Nennung seines Namens ein düsterer Schatten über dasselbe hinglitt. „Da bin ich denn in einer Angelegenheit gekommen, die nicht aufgeschoben werden darf, sollen einzelne Leute nicht in recht große Unannehmlichkeiten gerathen. Wie ich sehe, sind wir hier ohne Zeugen, da mag ich wohl frei heraus bekennen, daß Sie als einer der verbissensten Secessionisten bekannt sind, der jemals Ränke gegen die Union schmiedete —“

„Was soll das heißen?“ fragte Palmer scharf, und die Röthe des Zornes breitete sich über sein farbloses

Antlitz aus, „wissen Sie weiter nichts, als in elender Anmaßung sich über die Ihnen angewiesene Grenze zu erheben, so ist dort die Thür."

„Ganz recht," versetzte Martin sorglos, „die weiß ich sogar ohne Ihre Beihilfe zu finden. Wer aber am meisten dabei verliert, wenn unsere Zusammenkunft verfrüht in die Brüche geht, das bin ich selbst am wenigsten. Doch vielleicht schenken Sie mir geneigteres Gehör, nachdem Sie diesen Wisch gelesen haben, und die Hand hinter dem Westenflügel hervorziehend, überreichte er Palmer ein in Briefform zusammengelegtes Papier.

Die Blicke durchdringend auf die Augen Martin's geheftet, nahm Palmer das Schreiben zögernd, wie durch dessen Berührung angewidert, in Empfang. Mechanisch öffnete er es, bevor er auf dasselbe niedersah. Dann aber hätte Martin Findegern weniger scharfsinnig sein müssen, um nicht zu entdecken, daß seine schmalen Lippen sich fester aufeinander legten, offenbar um den Eindruck zu verheimlichen, welchen das Schriftstück auf ihn ausübte. Um Zeit zu gewinnen, betrachtete er es länger, als Zeit erforderlich, sich mit dessen Inhalt vertraut zu machen. Dann gab er es mit einer nachlässigen Bewegung an Martin zurück; aber schneidend klang seine Stimme, indem er anhob: „Was soll ich damit? Was bezwecken Sie überhaupt mit Ihren Belästigungen?"

„Weiter nichts, als Ihnen zu beweisen, daß ich auf festen Füßen stehe. Sie schütteln den Kopf, als ob's mit meiner Vernunft nicht recht bestellt wäre? Bless you, da muß ich schon deutlicher reden, um Sie zu überzeugen. Einige Wochen ist's her, da besuchte Jemand im Auftrage eines gewissen Kampbell einen abgedankten Dampfer, auf welchem eine Anzahl Männer der verrufensten Sorte ihre nächtlichen Zusammenkünfte abzuhalten pflegten. Den durchforschte er von oben bis unten. Bevor er ihn an-



zündete, wozu anderweitige Entdeckungen ihn berechtigten, nahm er ein Packet Papiere an sich, welche jene Männer bei sich zu Hause wohl nicht gut genug aufbewahrt glaubten und daher dort versteckt hatten. Diese Schriftstücke sind mir also auf den Rath dieses Kampbell für außergewöhnliche Fälle anvertraut worden, und das hier ist nur eins davon. Ich war nämlich schlau genug, die ganze Sammlung an zuverlässige Freunde zu vertheilen, so daß, wenn ich oder ein Anderer von uns Nachts plötzlich einmal Schaden nehmen sollte, immer noch Jemand da ist, mittelst der verhenkert feinen Schriften ein schweres Verhängniß auf eine Gesellschaft verkappter Rebellen und sogenannter Clansbrüder herabzubeschwören. Daraus ersehen Sie, daß ich mich hier so sicher fühle, wie an jedem anderen Ort der Welt. Denn verschwände ich wirklich einmal, so würde das mindestens ein halbes Dutzend Gentlemen an den Galgen liefern, die heute noch als unbescholtene Leute auf den Straßen einherschreiten."

Während dieser Erklärung hatte Palmer Gelegenheit gefunden, die schwankende Selbstbeherrschung wieder einigermaßen zu befestigen und jeden anderen Ausdruck, als den einer durch Widerwillen gezügelten Ungeduld von seinem Antlitz zu verdrängen. Sobald Martin aber eine Pause eintreten ließ, sprach er unter dem vollen Eindruck des Bewußtseins der ihn und seine Freunde bedrohenden furchtbaren Gefahr mit offen zur Schau getragener Entrüstung: „Mit Ihren mir unverständlichen Erzählungen sind Sie vor die unrechte Thür gerathen. Ich fordere Sie daher auf, mein Haus sofort zu verlassen. Ich kenne weder Sie, noch Ihre Clansgenossen oder Kampbells —"

„Bless you, Mann," fiel Martin nunmehr erregter ein, „Ihr Haus werde ich auch ohne Ihre Aufforderung hinter mich legen, rathe Ihnen aber, mich zuvor zu Ende zu hören, oder Sie und alle Diejenigen, deren Namen ich

als Nummern verzeichnet in meinen Händen halte, möchten Ursache finden, Ihre Weigerung zu bereuen —"

„Sie wagen, mich zu bedrohen?" unterbrach Palmer ihn, und er trat ihm einen Schritt näher, so daß Martin die Feuchtigkeit auf seiner hohen Stirn unterschied, „mich zu bedrohen auf Grund elenden Geschreibsels, welches mir ebenso unverständlich, wie Ihre auf mich gemünzten heimlichen Absichten?"

„Ja, bedrohen," bestätigte Martin, seine Füße noch ein wenig weiter auseinanderstellend, und die rechte Hand wieder in seine Weste schiebend, „und zwar zu Ihrem eigenen Besten. Denn ich bin nicht der Mann, dem's gefiele, ein Lynchgericht zu vermitteln, so lange er nicht dazu gezwungen wird. Sie wollen Ihre Sicherheit, und ich will die meinige, und die gewinne ich allein dadurch, wenn unter den heimlichen Rebellen hier am Ort bekannt wird, daß ich in meiner Faust den Hals von so und so viel Schurken halte, deren Gewerbe es ist, mit Strick, Messer und Revolver Denjenigen zu Leibe zu gehen, die getreu zu der Union stehen."

„Dem Wahnwitz entsprossene Märchen; sind Sie noch nicht fertig damit?" fragte Palmer, und obwohl es ihn nur einen Wink gekostet hätte, den unheimlichen Gast durch seine Diener entfernt zu sehen, wagte er doch nicht, denselben zum Aeußersten zu treiben.

„Noch nicht ganz," antwortete Martin in dem Gefühl seines Uebergewichtes, und mit der ganzen ihm möglichen Würde richtete er sich etwas höher auf, „nein, Herr, nicht ganz, denn noch fehlt die Hauptsache, und haben Sie die erst gehört, und zwar zu Ihrem eigenen Segen — ich bin nämlich kein Bluthund, der sich an den Leiden Anderer ergötzte — so werden Sie mir's danken, daß ich überhaupt zu Ihnen kam."

Eine kurze Pause ließ er hier eintreten. Mit innerer



Befriedigung betrachtete er den stolzen, über Millionen gebietenden Südländer, wie derselbe langsam auf und ab wandelte und mit den Zähnen auf seinen Lippen nagte. In dem gleichsam krampfhaften Trachten, sich keine Blöße zu geben, sah er, trotz der wiederholten Merkmale von Ungeduld, mit heimlichem Beben den weiteren Kundgebungen Martin's entgegen. Er wollte ermessen, was noch daran fehlte, um das über seinem Haupte und dem manches Gesinnungsgenossen schwebende Damoklesschwert zum Fallen zu bringen. Erst als er stehen blieb und den alten Sargfabrikanten mit Blicken prüfte, die er zuvor in schnell tödtendes Gift getaucht zu haben schien, hob dieser wieder an: „Die Menschen können über Politik denken, wie's ihnen gefällt, ohne daß es sie hindert, sich gegenseitig ungeschoren zu lassen. Bless you! Soll gekämpft werden, so ist das Sache der Armeen und nicht der einzelnen friedlichen Bürger. Wird man hingegen heimtückisch angegriffen, so gibt das die Berechtigung, sich nachdrücklich zu wehren, und so ergeht es mir. Ich kenne nämlich keinen anderen Wunsch, als auf meinem Grund und Boden ungestört so zu leben, wie's mir am besten behagt, und das scheint Anderen ein Dorn im Auge zu sein. Denn wie man versuchte, zwei rechtschaffene Männer, die einige Tage unter meinem Dach ehrliche Gastfreundschaft genossen, im Missouribottom aufzuknüpfen, so traf man in verflossener Nacht Anstalt, mein Haus nebst Werkstatt in Asche zu legen, und dergleichen muß ich mir ein- für allemale ernstlich verbitten. Daß Sie selber 'ne Hand mit drinnen hatten, traue ich Ihnen nicht zu; wohl aber weiß ich aus den erbeuteten Papieren, daß Sie einen großen Einfluß auf die Schurken besitzen, die in ihrer Wuth vor keinem Verbrechen zurückschrecken. Denen also erzählen Sie, wenn's Ihnen gefällt: sofern auch nur eine Miene gemacht wird, mich und die Meinigen an Gut und

Blut zu schädigen, wandern die in meinen und meiner Freunde Hände befindlichen Papiere noch zur selbigen Stunde zum Richter und unter's Volk; da wollen wir sehen, ob nicht einige von den Schurken an die Laterne oder den Galgen wandern."

Palmer trat dichter vor Martin hin. Sein Antlitz war todtenbleich. Große Tropfen perlten auf seinen Schläfen. Dem einfachen Handwerker gegenüber fühlte er sich in einer entsetzlichen Lage. Von ihm abhängig zu sein, war mehr, als er glaubte ertragen zu können. Zu der Besorgniß um seine Zukunft gesellte sich unbezähmbare Wuth, die fürchterlichsten mittelbaren Anklagen ungestraft über sich ergehen lassen zu müssen, zumal von einem Manne, der in seinen Augen nicht mehr werth war, als der Staub unter seinen Füßen.

„Ich erstaune selbst über meine Langmuth," sprach er zwischen den fest aufeinander ruhenden Zähnen hindurch. „Daß ich mich so in meinem eigenen Hause beschimpfen lasse, ohne zu den mir zu Gebote stehenden Mitteln der Abwehr zu greifen, findet seine Erklärung nur in der unsäglichen Verachtung Ihrer Person wie Ihres Auftretens. Ich wiederhole daher nochmals: Sie sind mit Ihrem sinnlosen Geschwätz an den unrechten Mann gekommen. Ich kümmere mich ebenso wenig um Ihre Papiere, wie um etwaige Brandlegungen und sonstige Verdächtigungen, die nur in einem kranken Gehirn gekeimt sein können. Und so fordere ich Sie zum letzten Male auf, sich zu entfernen, wenn nicht Gewaltmaßregeln angewendet werden sollen."

„Gewaltmaßregeln?" fragte Martin Findegern, und er blinzelte freundlich verschmitzt. „Bless you, ich denke, das eilt nicht, und hinterher werden Sie sich glücklich preisen, mich nicht zum Aeußersten getrieben zu haben. Es bleibt also dabei: für die Sicherheit meines Hauses

und dessen Bewohner sind Diejenigen verantwortlich, deren Namen von dem verbrannten Dampfer heruntergeholt wurden. Und noch Eins, zum Schluß: ich setze voraus, Sie werden auch ohne meine Bitte Miß Harriet Palmer hindern, den Unterricht bei meiner Nichte fortzusetzen. Mir paßt's ebenso wenig wie Ihnen, wenn fremde Nasen sich in meine Angelegenheiten stecken."

Wie ein gereizter Tiger, dem Krallen und Zähne geraubt wurden, rüstete Palmer sich zu einer seinen Empfindungen entsprechenden Kundgebung, stand aber davon ab, als Martin sich höflich, jedoch etwas linkisch verneigte und mit der Haltung eines Triumphators das Zimmer verließ. Es trug ihn das begründete Bewußtsein, sich gegen alle ferneren Nachstellungen gesichert zu haben.

Nachdem die Thür sich hinter ihm geschlossen hatte, lauschte Palmer ihm mit nach vorn geneigtem Haupte mißtrauisch nach. Erst als seine Schritte vor dem Hause verhallten, warf er sich in den nächsten Armsessel. Mit beiden Händen das weiße Schläfenhaar ergreifend, beugte er den Nacken tief. Die Demüthigungen, welche er über sich ergehen lassen mußte, waren zu schwer, zu unerhört in seiner unabhängigen Lage, in seiner hohen gesellschaftlichen Stellung, um nicht unter denselben zusammenzubrechen. So saß er in ohnmächtiger Wuth da, verwünschend die Stunde, in welcher verblendete Wütheriche ihn zu Unternehmungen verleiteten, die, ursprünglich nicht im Einklang mit seinen Anschauungen stehend, nur zu Zeiten fanatischer Regungen seine Billigung fanden. Dann schüttelte ihn wieder die Furcht vor den Folgen, wenn die von dem verbrannten Dampfer entführten Schriftstücke eine weitere Ausnutzung erfahren sollten. Wer die äußerlich ehrwürdige Greisengestalt in ihrer Zerknirschung beobachtet hätte, möchte von Mitleid für sie beschlichen worden sein.

„Fort, fort von hier," lispelte er unbewußt, während seine Blicke unstet zwischen den Arabesken auf dem Teppich suchten; „Fluch der Union! Fluch jedem Einzelnen, der seine Hand zur Unterdrückung hundertjähriger Institutionen herlieh! Fluch und Tod —" er verstummte. Im Nebenzimmer war eine Thür gegangen; leichte Schritte wurden vernehmbar. Es war seine Tochter.

Mit einer gewaltigen Anstrengung richtete er sich auf. „Armes, treues Kind," lispelte er wieder, „wenn Du wüßtest, welche Deutung Dein Heldenmuth erfuhr," und als Harriet bei ihm eintrat, da hatten seine Züge sich freundlich geglättet. In seinem Inneren aber fraß und nagte der von Fanatismus geborene, von bitterem Haß genährte Giftwurm immer weiter.

---

## Fünfundzwanzigstes Kapitel.

Während Martin Findegern nach der flüchtigen Begrüßung mit Kapitain Houston eiligst seines Weges zog, führte dieser mit Krehle in der Werkstatt ein längeres Gespräch sowohl den nächtlichen Ueberfall betreffend, als auch seine bevorstehende Abreise. Demnächst hatte er Margaretha im Garten aufgesucht. Die Schürze aufgesteckt, war sie mit dem Einsammeln reifer Samenkapseln beschäftigt, schritt ihm aber entgegen, sobald sie seiner ansichtig wurde. Holdselig erröthend erwiederte sie seinen ehrerbietigen Gruß freundlich, und ihre Augen seinen Blicken unbefangen darbietend, reichte sie ihm gewohnter Weise die Hand.

„Der auf die schreckensvolle Nacht folgende Tag war freilich gut genug," bemerkte sie, mit ihrem gewinnenden Lächeln auf das von Houston angeregte Gespräch eingehend, „wenn nur das bisherige Sicherheitsgefühl nicht so tief erschüttert worden wäre."



„Sie dürfen nicht vergessen, daß die Rebellion im Dahinsinken begriffen ist, und mit deren Ende auch jenen finsteren Auswüchsen die Lebensader unterbunden wird. Außerdem erfuhr ich von Krehle, daß der Onkel Findegern, dem ich begegnete, einen Weg eingeschlagen hat, der ihm und seinem ganzen Hause die größte Sicherheit gewährleistet."

„Was bedeutet Gewährleisten in diesen schrecklichen Kriegszeiten, wo, wie die jüngste Erfahrung mich belehrte, jeder neue Tag die ungeahntesten, widerwärtigsten Ueberraschungen bringen kann?"

„So müssen wir das Unserige dazu beitragen, schwankenden Bürgschaften erhöhte Festigkeit zu verleihen, und das liegt im Bereich unserer Macht, wenn wir neben unermüdlicher Wachsamkeit die peinlichste Vorsicht walten lassen."

Margaretha sah forschend zu dem Kapitain auf. In seiner Stimme hatte sich verrathen, daß die letzten Worte nicht ohne Absicht gewählt waren. Sie vermuthete wenigstens eine ernstere Bedeutung und versetzte nachdenklich: „Sie sprechen in Räthseln. In Ihren Worten verbirgt sich irgend eine geheimnißvolle Beziehung."

„Ich leugne es nicht," gab Houston zögernd zu, „scheue aber in der Besorgniß, Unzufriedenheit zu erregen, in meiner Erklärung deutlicher zu sein. Schon einmal hatte ich das Unglück, in einem ähnlichen Falle Zweifeln, sogar Mißbilligung zu begegnen." Und aufmerksam überwachte er das freundliche Antlitz.

Margaretha runzelte die Brauen leicht und sah vor sich nieder. Einige Sekunden sann sie nach, worauf sie muthwillig lachend bemerkte: „Ich errathe: Sie beziehen sich auf Miß Harriet, eines der liebenswürdigsten Geschöpfe, welches mich jemals wahrhaft bezauberte."

„Ich gebe es zu, fühle aber zugleich, daß ernster Wider-

spruch mir droht, und so bescheide ich mich damit, an meine frühere Warnung erinnert zu haben."

„Und Ihre böse Meinung über die Arglose fernerhin bestehen zu lassen," nahm Margaretha mit einem Eifer das Wort, welcher ihren Wangen eine nur langsam schwindende tiefere Gluth verlieh, „nein, nein, so leichten Kaufes darf ich Sie nicht entkommen lassen. Was auch immer Sie an ihr abermals zu bemängeln haben: ich muß es wissen, um sie vertheidigen zu können."

Langsam einherwandelnd, waren sie vor den Bänken unter dem Pfirsichbaum eingetroffen. Dort ließ Margaretha sich nieder. Durch eine anmuthige Bewegung bedeutete sie Houston, ebenfalls Platz zu nehmen, worauf sie ihre Schürze öffnete und die rasselnden Samenkapseln einzeln zu zerdrücken begann. Houston überwachte die von lieblicher Jungfräulichkeit umwobene holde Gestalt gespannt, während er fragte: „Sie bestehen darauf, daß ich rückhaltlose Offenheit walten lasse?"

„Ich bestehe darauf," hieß es mit unzweideutiger Entschiedenheit zurück, welche durch ein bezeichnendes Lächeln nicht gemildert wurde.

„Ich gebe zu bedenken, daß ich nach der Art, in welchem meine erste Andeutung aufgenommen wurde, dieselbe alsbald bereute, ich auch jetzt noch von dem Wunsche beseelt bin, Ihre Empfindungen zu schonen."

„Ein Ausweichen, welches nur geeignet, meine Neugierde zu steigern," las Margaretha gleichsam aus den knisternden Kapseln heraus; „klingt es doch, als ob es sich um Fürchterliches handelte."

„Ja, um Fürchterliches, wenn man erwägt, wem es zur Last gelegt wird," bestätigte Houston nunmehr erregt, „denn fürchterlich verdient genannt zu werden, wenn eine dem Kindesalter noch nicht lange entwachsene junge Dame unter dem Vorwande, Musik zu treiben, sich in ein fried-

liches Haus eindrängt und das ihr gezollte Vertrauen mißbraucht, um an dessen Bewohnern Verrath zu üben."

„Dessen halten Sie Miß Harriet für fähig?"

„Ich bin davon überzeugt," antwortete Houston mit wachsendem Eifer, „so fest überzeugt, daß ich Ihnen dringend rathe, den Verkehr mit ihr abzubrechen."

Ruhig sah Margaretha auf und in des Kapitains Augen, indem sie bemerkte: „Das sind schwere Anklagen, zu schwer, um sie ohne Beweise glauben zu dürfen oder deshalb die Beziehungen zu einer dankbaren Schülerin fallen zu lassen."

„War es nicht Beweis genug, daß nach Harriet's räthselhaftem Abendbesuch die heimlichen Verfolgungen Oliva's und ihres Begleiters sofort ihren Anfang nahmen? Und der frevelhafte Angriff, welcher in jüngster Nacht auf Ihr Haus erfolgte, kann der auf etwas Anderes zurückgeführt werden, als daß Jemand, der hier verkehrt, die Schilderungen selbst der harmlosesten Vorgänge nach einer Stelle trägt, wo sie in sträflichem Fanatismus zu verbrecherischen Zwecken ausgenützt werden? Und deshalb rathe ich nochmals: seien Sie vorsichtig. Legen Sie aber nur den geringsten Werth auf die Betheuerung meiner aufrichtigen Ergebenheit, dann meiden Sie den Verkehr mit Personen, die Ihnen und Allen, die zu Ihnen gehören, verderblich werden können."

„Wunderbar," versetzte Margaretha, und wenn des Kapitains Mittheilungen nicht wirkungslos für sie verhallten, so befand sie sich doch nicht in der Stimmung, es einzuräumen. „In der That wunderbar. Während Harriet nur Gutes, sogar Schmeichelhaftes von Ihnen zu sagen weiß, scheinen Sie es sich zur Aufgabe gemacht zu haben, sie unserem Hause gänzlich zu entfremden."

„Wem fällt andererseits zur Last, wenn man — und dafür erhielt ich Beweise — darauf ausging, mich von hier zu vertreiben?"

Margaretha beschäftigte sich wieder mit ihrem Blumensamen. Sie bezweifelte nicht, daß Houston ernste Veranlassung gefunden habe, mit einer derartigen Entschiedenheit seine Ansichten zu vertreten; allein das schon jetzt anzuerkennen, hätte sie nimmermehr über ihr eigenwilliges Herz gebracht. Einmal zum Widerspruch gereizt, erzeugte es fast den Eindruck, als wäre ihr daran gelegen gewesen, die Laune des Kapitains ebenfalls verbitternd zu beeinflussen.

„Jetzt bin ich es, die darauf dringt, unser Gespräch in weniger unfreundliche Bahnen zu lenken," hob sie mit einem Lächeln an, welches ebenso viel muthwilligen Spott, wie Ueberhebung und Herzigkeit in sich barg, „eine Meinung steht der anderen zu schroff gegenüber, als daß ein Ausgleich zu erwarten wäre. Nur Eines möchte ich noch wissen, bevor wir uns dem klaren blauen Himmel, oder unserem herbstlichen Laubdach oder endlich den schrecklichen Karrikaturen des ehrlichen alten Krehle zuwenden. In Ihren lebhaften Erörterungen hoben Sie ausdrücklich hervor, daß gerade der heutige Abend Sie zu dringenden Warnungen verpflichte, doppelt befremdend, nachdem Sie zuvor unsere fernere Sicherheit als unerschütterlich hinstellten. Weshalb also gerade der heutige Abend?"

Houston athmete auf. Indem er die Blicke bewundernd auf das geneigte reizvolle Antlitz heftete, schwanden mehr und mehr die Zweifel, welche bisher seine eigenen Züge beherrschten; unsicher klang dagegen seine Stimme, als er erwiederte: „Jene Bemerkung entschlüpfte mir gewissermaßen unwillkürlich. Ich halte sie indessen aufrecht, weil es mir leider — für mich wenigstens l e i d e r und dennoch meinem Gefühl willkommen — nicht beschieden ist, des hier waltenden patriarchalischen Friedens mich länger erfreuen zu dürfen."

Margaretha sah zu ihm auf. Ihre Augen lachten,

während verhaltener Spott ihren Mund umspielte. Die Ankündigung kam ihr zu überraschend, um etwas Anderes dahinter zu vermuthen, als den Ausfluß einer gereizten Stimmung. Einige Sekunden schien sie sich an des Kapitains Ernst zu weiden, worauf sie wie beiläufig bemerkte: „Sie beabsichtigen, Ihren bisherigen Zeitvertreib aufzugeben und damit den Täuschungen, welchen der gute Onkel Findegern so lange unterworfen gewesen, ein Ende zu machen? Das kam schneller, als ich voraussetzte, obwohl ich über das Endergebniß nie im Zweifel war," und der Schürze sich zuneigend, fuhr sie etwas eifriger fort, Kapseln zu zerdrücken.

Houston's Antlitz hatte sich dunkler gefärbt. Bittere Enttäuschung war an Stelle der beinahe ängstlichen Spannung getreten.

„Sicher war das Endergebniß vorherzusehen," sprach er ruhig, die anmuthige Gestalt verstohlen mit heißen Blicken umfangend, „nur die Ursachen dafür sind auf einem anderen Felde zu suchen, als auf dem der wechselnden Launen und des Ueberdrusses an dieser oder jener Beschäftigung. Ich stehe nämlich im Begriff, zu meinem Regiment zurückzukehren, und bin gekommen, um mit meinem Lebewohl den innigsten Dank für die mir in so hohem Grade erwiesene freundliche Theilnahme und Güte zu einen."

Margaretha fühlte die auf ihr ruhenden Blicke, fühlte, daß jede leiseste ihrer Bewegungen aufmerksam überwacht wurde, und suchte geneigten Hauptes unbeirrt weiter unter den Kapseln. Welche Wirkung die offenbar unerwartete Kunde auf sie ausübte, vermochte Houston daher nicht aus ihren Zügen herauszulesen. In ihrer Haltung hätte er dagegen vergeblich nach einem Merkmal irgend einer durch seine Mittheilung erzeugten Regung gesucht. Noch immer mehr oder minder unter dem Einfluß des

vorhergegangenen Gespräches, war sie zu sehr auf der Hut. So hätte man auch ihre Stimme mit dem Gesange einer aufsteigenden Lerche vergleichen mögen, als sie antwortete: „Zu irgend welchem Dank sind Sie am wenigsten verpflichtet. Im Gegentheil, weit eher wären Sie berechtigt, einen solchen von dem getreuen Onkel Findegern zu erwarten für die vielen unterhaltenden Stunden, welche Sie ihm bereiteten. Er wird Ihren Aufbruch beklagen, vor Allem aber" — und lachend sah sie wieder auf — „daß Sie bei Ihrer seltenen Veranlagung zur Tischlerei — seine eigenen Worte — den Hobel wieder mit dem Schwert vertauschen."

„Ich thue, was Ehre und Begeisterung für das Vaterland gebieten," versetzte Houston sichtbar peinlich berührt, „ich heiße sogar die Gelegenheit willkommen, wieder Schulter an Schulter mit alten Kameraden zu stehen, und schämen müßte ich mich, wäre es anders. Damit ist indessen nicht ausgesprochen, daß ich zu seiner Zeit nicht abermals zur Werkstatt zurückkehre, wie ich schon früher andeutete," und unabsichtlich verlieh er seinen letzten Worten einen herben Klang.

„Dessen wären Sie fähig?" fragte Margaretha ungläubig, und sie schien einen neuen Ausbruch ihrer Heiterkeit gewaltsam zurückzudrängen. „Doch ich habe keine Ursache, Ihren Worten zu mißtrauen. Warnen möchte ich Sie dagegen, dem Onkel Findegern eine feste Zusage zu ertheilen und damit der Möglichkeit, abermals, wenn auch gegen Ihren heutigen ehrlichen Willen, Täuschungen zu begehen, ein weites Thor zu öffnen. Denn wer bürgt dafür, daß wenn Sie erst in der Ferne weilen, nicht andere Einflüsse sich geltend machen, als diejenigen, welche Sie an die Hobelbank führten, und dann gute Nacht, Herr Martin Findegern! Gute Nacht, Herr Doktor Krehle! Gute Nacht den häßlichen Särgen auf immer und ewig.—"

„Bis endlich der meinige dasteht, um den vielleicht zerschmetternden Körper in sich aufzunehmen," warf Houston bitter ein.

Margaretha preßte die Lippen flüchtig aufeinander, sprach aber anscheinend unbefangen weiter: „Eine Bemerkung, die mir am fernsten lag. Auf der Zunge schwebte mir nur, daß leicht, wie es Ihnen wurde, in eine staubige Werkstatt überzusiedeln, es Ihnen noch weniger schwer werden dürfte, nach dem Friedensschluß in jeden anderen Beruf einzulenken. Und bekennen Sie ehrlich: es gibt ja so viele Ereignisse und Zufälle, von welchen der Bestand unserer ernstesten Vorsätze abhängt."

„Gern gebe ich das zu," pflichtete der Kapitain bereitwillig bei, und in der Hast seiner Erwiederung offenbarte sich, daß die Leichtherzigkeit, mit welcher Margaretha die Unterhaltung weiterführte, ihn, zumal in der augenblicklichen Stimmung, gleichsam feindselig anwehte; „ist doch eine winzige kleine Bleikugel im Stande, den hochfliegendsten Plänen und Hoffnungen eine endgiltige Grenze anzuweisen."

„Immer wieder diese Mahnungen an Tod und Grab," versetzte Margaratha plötzlich klagend, „mich aber müssen sie doppelt schmerzlich ergreifen, weil ich um einen Bruder sorge, der von denselben Gefahren bedroht ist, welchen Sie entgegengehen."

„Das hätte ich bedenken sollen," erwiederte Houston beschämt, „ich bekenne meine Schuld und bereue sie aufrichtig. Mit meinem Leben möchte ich sie sühnen. Ein böses Verhängniß waltet über mir, daß ich überall anstoße. Das erschüttert meinen Muth in einer Weise, daß ich kaum noch weiß, in welche Worte ich mein letztes Lebewohl kleiden soll. Hatte ich doch so innig gehofft, eine Erinnerung mit von hier fortzunehmen, die selbst im wildesten Schlachtgetümmel mir wie ein schützender Engel

zur Seite gestanden, jenes Gefühl der Vereinsamung von mir genommen hätte, welchem ich so manche trübe Stunde verdanke."

Unbefangen blickte Margaretha in seine Augen. „Ich sollte irgend einen günstigen oder nachtheiligen Einfluß auf Ihre Erinnerungen ausüben können?" fragte sie wie in einer Anwandlung kindlicher Neugierde.

„Urtheilen Sie selbst, fuhr Houston nunmehr minder erregter fort, „seitdem ich zum ersten Male in Ihrem gastlichen Hause vorsprach, trug mich eine zwar vermessene, jedoch unendlich freundliche Hoffnung. Dieselbe gewann für mich von Tag zu Tag greifbarere Formen. Entzückende Bilder bauten sich vor meinem Geiste auf; Bilder, in welchen Sie selbst die Glück verheißende Seele bildeten. Und dem Allen soll ich jetzt entsagen, es hinter mich werfen, wie einen unberechtigten leeren Traum? Soll es mein Loos sein, nachdem ich von hier schied, dies Haus und dessen Umgebung als eine mir verbotene Stätte zu betrachten? Unmöglich kann Ihnen verborgen geblieben sein, daß ich Sie mit anderen Empfindungen betrachtete, als mit denen einer herzlichen Freundschaft. Und wenn Sie dies Alles wissen, wird es Ihnen dann immer noch schwer, mir das Glück zu gönnen, auch fernerhin mit diesen Hoffnungen mich tragen zu dürfen?"

So lange Houston sprach, hatte Margaretha keinen Blick von ihm gewendet. Wie vor einem sich allmählig vor ihr enthüllenden ungeahnten Räthsel sprach maßloses Erstaunen aus ihren Augen. Sie mochte fühlen, daß ihre Wangen tiefer erglühten, und es verheimlichend, neigte sie das Haupt, jetzt aber tiefer, ihrer Arbeit wieder zu. Wie spielend regten sich ihre Hände. So saß sie da, als ob sie sich allein befunden hätte, die Worte des Kapitains ungehört für sie verhallt wären. Erst durch das andauernde Schweigen zum Bewußtsein zurückgerufen,

blickte sie wieder zu ihm auf. Wie dieser aber den ihr holdes Antlitz beherrschenden Ausdruck deuten sollte, ob als plötzlich erwachte Befangenheit, als Muthwillen oder Wohlwollen, er wußte es nicht. Am wenigsten ahnte er, daß es in Margaretha's Geist sinnverwirrend wogte, daß sie vergeblich nach Klarheit rang, nichts mehr fürchtete, als die ihr selbst noch unverständlichen geheimnißvollen Regungen zu verrathen.

„Ich sollte Ihre Hoffnungen wirklich beeinflussen?“ fragte sie mit einem Anfluge von Spott, „kenne ich dieselben doch nicht weiter, als sie berechtigt erscheinen. Sie können sich doch nur darauf beschränken, daß nach Beendigung des schrecklichen Krieges Tage eines ungetrübten Glückes Ihrer harren, Sie in dem zu wählenden neuen Beruf Ihre volle Befriedigung finden, und darin — glauben Sie mir — stimmen meine Wünsche mit Ihren Hoffnungen vollkommen überein.“

Houston senkte die Blicke. Wie auf eine Erwiederung sinnend, runzelte er die Brauen tief. Wiederum mit einem Ausdruck der Neugierde, welchem sich indessen seltsames Bedauern beigesellte, betrachtete Margaretha sein ernstes Antlitz. Sie sah, wie es auf demselben webte, meinte zu entziffern, daß er sich weit fort sehnte und dennoch scheute, sich zu entfernen. Erst nach einer längeren Pause richtete er sich wieder auf. In seinen ehrlichen Augen ruhte bittere Entsagung.

„Ich begreife,“ sprach er kalt, sogar ausdruckslos, „Jemand, der sich rüstet, in's Feld zu ziehen, wo eiserne Würfel über seine Zukunft entscheiden, besitzt kein Recht, mit seinem Wünschen und Hoffen über eine bestimmte Grenze hinauszugehen. Ich klage nicht, es ist ein Loos, welches ich mit vielen Tausenden theile. Und so will ich Beides noch mehr einschränken; meine Hoffnungen so weit, daß es mir noch einmal vergönnt sein mag, hier vorzu-

sprechen und mich von Aller Wohlergehen zu überzeugen; meine Wünsche dagegen — nun — verzeihen Sie meine Kühnheit — auf ein Andenken von Ihrer Hand, bei dessen Anblick ich mir Ihre freundliche Gestalt um so lebhafter zu vergegenwärtigen vermag."

Margaretha sann einige Sekunden nach. Die kurz zuvor empfundenen verwirrenden Regungen hatten offenbar ihre Bedeutung verloren. „Ich dächte, die Verwirklichung der von Ihnen bezeichneten Hoffnungen läge in Ihrer Gewalt," sprach sie darauf etwas erzwungen lächelnd, „und ich glaube, dafür bürgen zu können, daß die beiden alten Sonderlinge Sie in der Werkstatt mit offenen Armen empfangen. Und Ihre Wünsche?" Abermals sann sie nach. Indem sie den sie erwartungsvoll beobachtenden Augen Houston's auswich, bemerkte sie eine in ihren Bereich hineinragende Spätrose. Unterhalb derselben auf dem zierlich eingefaßten Beet blühten Reseda, Astern und Immortellen. „Ihre Wünsche?" wiederholte sie zögernd, während ihre Blicke beinahe boshaft neckisch zwischen den verschiedenen Blumen hin und her flogen, „nun, die sind so bescheiden, daß es frevelhaft wäre, ihnen nicht entgegen zu kommen." Unter der ängstlich gespannten Aufmerksamkeit des Kapitains streckte sie die Hand nach der Rose aus, lenkte sie aber mit verhaltenem Lachen des Muthwillens auf halbem Wege nach unten, wo sie nach kurzem Suchen eine eben erschlossene Immortelle brach und mit den Worten: „Hier das Erinnerungszeichen!" Houston überreichte.

Dieser nahm sie zögernd. Sein Antlitz war bleich geworden. Bittere Selbstverspottung schwebte um seine Lippen, wohnte in seinen Augen.

„Hart und saftlos, wie verdorrtes Holz, ohne Duft, wie das Gestein, prangt sie in der gelben Farbe des Neides," sprach er mit plötzlich veränderter Stimme.

„Aber auch unsterblich," versetzte Margaretha nunmehr

beleidigt, „welche andere Blüthe wäre bezeichnender für Jemand, der im Begriff steht, sich dem Kriegsglück in die Arme zu werfen?“

Houston erhob sich. „Auch diese Strohblume soll mir ein theures Andenken sein,“ sprach er kalt, daß es klang wie angeschlagener Stahl; „mag sie immerhin wenig geeignet sein, der holden Geberin Bild zu veranschaulichen, so gemahnt sie wenigstens durch ihre eigene Unvergänglichkeit an Regungen, die nur mit dem Tode ihren Abschluß finden.“ Hastig sah er nach der Uhr. „Ich säumte schon zu lange,“ fuhr er fort, sich eines eigenthümlich leichtfertigen Tones befleißigend; „leben Sie daher wohl, Miß Margaretha. Grüßen Sie die beiden alten Herren herzlich von mir, und werden Sie so glücklich, wie ich es Ihnen aufrichtig wünsche. Sollten Sie eines Tages von mir hören, so gedenken Sie meiner in Nachsicht.“

Einige Sekunden ruhten ihre Hände ineinander. Feindselig begegneten sich ihre Blicke, und doch schlugen ihre Herzen, als hätten sie daran ersticken müssen. Beide hatten die Empfindung, als ob sie mit diesem Abschied ein Verbrechen an sich selber und Anderen begingen.

„Möge auch Ihnen das Glück stets zur Seite bleiben,“ brachte Margaretha mühsam und ohne jeden wärmeren Anklang hervor.

Der Kapitain verneigte sich ehrerbietig und sich umkehrend schlug er die Richtung nach dem Hause ein. Margaretha blickte ihm bestürzt nach. Ihre Lippen öffneten sich, wie um ihn zurückzurufen, schlossen sich aber alsbald wieder in verletztem Stolz. Dann lauschte sie auf die festen Schritte, die von dem Flurgange her nur noch gedämpft herüberschallten. In der Hoffnung, daß Houston noch einmal in der Werkstatt vorsprechen würde, sah sie sich getäuscht. Nur kurze Zeit schwankte sie. Dann sich erhebend, eilte sie in's Haus und in ihr Zimmer. Dort

trat sie an das nächste Fenster, und behutsam hinausspähend, fiel ihr erster Blick auf den Kapitain, wie er sich mit einer gewissen Entschiedenheit auf die Pforte zubewegte. So viel sie zu unterscheiden vermochte, schwang er die Immortelle nachlässig neben sich. Das Haupt trug er geneigter, als es sonst seine Art. Des Hundes, der ihn zutraulich über den wüsten Platz begleitete, achtete er nicht.

Unbewußt legte Margaretha die Hand auf den Verschluß des Fensters. Ihr Antlitz hatte die Farbe blühender Gesundheit verloren. Mit jedem neuen Schritt, welchen der Kapitain zurücklegte, blickten ihre Augen starrer. Hätte er nur ein einziges Mal zurückgeschaut, so würde ein ihn wunderbar durchzitternder Ruf zu seinen Ohren gedrungen sein; allein es war, als hätte er den Anblick des Hauses und der Werkstatt, wo er so lange als gern gesehener Freund verkehrte, nicht mehr zu ertragen vermocht.

Die Pforte öffnete sich vor ihm. Er trat auf die Straße hinaus, sie mit der rückwärts greifenden Hand schließend. Das war das Letzte, was Margaretha von ihm sah. Wie zum Tode erschöpft, sank sie neben dem Fenster auf einen Stuhl, achtlos, daß sie Kapseln und Samenkörner auf den Fußboden verschüttete.

---

## Sechsundzwanzigstes Kapitel.

Bald nachdem Maurus und Houston bei ihren Regimentern eingetroffen waren, hatte bei Kansas City der erste Zusammenstoß zwischen der südstaatlichen Armee *) und den Unionisten **) stattgefunden. Obwohl die Uebermacht auf Seiten der ersteren, wurde sie doch nach

*) Unter General Price.

**) Unter den Generalen Pleasanton und Rosencranz.

empfindlichen Verlusten gezwungen, sich zurückzuziehen. Noch immer den Unionisten weit überlegen, trachtete sie, das südlich an einem Nebenarm des Osageflusses gelegene Fort Scott zu erreichen und sich der dort angehäuften Vorräthe zu bemächtigen, bevor sie von den ihr nachsetzenden Gegnern angegriffen werden würde.

Trotz der Eile, mit welcher sie ihrem Ziel zustrebte, gelang es dem Kommandirenden der Bundesarmee, sich mit seinen Streitkräften zwischen sie und das genannte Fort zu werfen, worauf der blutige Zusammenstoß am Little Osage am 28. Oktober 1864 erfolgte.

Sein Corps in zwei gesonderte Abtheilungen formirend, ermöglichte es der Bundesgeneral, die Secessionisten zugleich im Rücken wie in der Flanke anzugreifen und sie dadurch zu trennen. Dann aber folgten Kämpfe, welche in ihrer Erbitterung jeder Beschreibung spotteten. Angriff folgte auf Angriff, bis endlich der südstaatliche Kommandirende gezwungen war, seinen Rückzug nach Süden hin anzutreten. Es geschah dies indessen erst, nachdem er seinen Munitionstrain in die Luft gesprengt und mehrere hundert andere Wagen verbrannt hatte. Damit konnte im Staate Missouri die Macht der Rebellion als gebrochen betrachtet werden. —

Während diese Schlachten vorbereitet und geliefert wurden, suchten die zerstreuten Guerrillabanden ebenfalls ihren Rückzug zu sichern oder sich der Hauptarmee anzuschließen. Letzteres gelang nur in vereinzelten, kaum nennenswerthen Fällen. Durch die siegreich südwärts vordringenden unionistischen Truppenkörper eingeschüchtert, waren sie darauf bedacht, nicht nur sich selbst, sondern auch ihre Beute in Sicherheit zu bringen, als sie dann aber überall in den von ihnen heimgesuchten Landschaften auf erbitterte, unbarmherzige Feinde stießen, von welchen sie, wo nur immer die Gelegenheit sich bot, wie schädliches

Wild niedergeschossen wurden, glichen ihre Rückzugsbewegungen zuletzt offener Flucht. Die Verwirrung einzelner Bandenchefs wurde aber dadurch noch gesteigert, daß die ihnen in die Hände gespielten Nachrichten und Rathschläge ihrer Freunde seit kurzer Zeit sich als unzuverlässig erwiesen und in ihrer Ausführung gerade das Gegentheil von irgend welchen Erfolgen bewirkten.

So hatte auch Quinch, der mit seiner Bande am weitesten nördlich vorgedrungen war, allmählig den Verdacht geschöpft, daß er entweder durch gefälschte Nachrichten irre geführt und über die Zeit hinaus so weit abwärts festgehalten worden, oder daß unter seinen Freunden, die ihm bisher durch rechtzeitige Meldungen manchen Vortheil sicherten, sich Leute befanden, die jetzt beim Heruntergehen der Secession ihr Heil vielleicht im Uebertritt zu den Unionisten suchten.

In dieser mißlichen Lage, in welcher er schließlich nicht mehr wußte, wohin er sich wenden sollte, um dem Verderben zu entrinnen, die von ihm ausgesendeten Kundschaftertrupps dagegen regelmäßig desertirten, erschien es ihm als eine glückliche Fügung des Geschicks, daß ein einzelner Indianer, ohne den eigentlichen Zweck seines Auftrages und dessen möglichen Folgen zu kennen, einer ihm begegnenden Patrouille auf deren Frage arglos einen Brief einhändigte, welchen er dem Befehlshaber eines nördlichen Streifcorps überbringen sollte. Dieses Schreiben war von dem Spion Kampbell selber unterzeichnet und verrieth eine so genaue Kenntniß der Lage und Pläne des verwegenen Bandenführers, als ob es aus dessen nächster Umgebung hervorgegangen wäre. Unzweideutig bezog der Inhalt sich darauf, daß man vor allen Dingen ihn selbst in die Gewalt seiner Feinde zu liefern trachtete. Aus solchen Ursachen beabsichtigte man, ihm den Weg zu verlegen, von einem Hinterhalt aus ihn sammt seiner bis

auf ein Drittel ihrer früheren Stärke zusammengeschmolzenen Horde zu überfallen und bis auf den letzten Mann niederzumachen. Hatte dieser Brief aber das ihm ursprünglich bestimmte Ziel nicht erreicht, so gewährte das Quinch keine Beruhigung. Zu viel hatte er von dem berüchtigten Spion gehört, um zu bezweifeln, daß derselbe es bei dieser einzigen Botschaft nicht bewenden lassen würde. Und so sah er sein Heil nur darin, alle bisherigen Pläne umzustoßen und andere Richtungen einzuschlagen, als in dem Schreiben angegeben worden waren. Gedachte er bisher, seinen Marsch in möglichst gerader Linie anzutreten, um auf kürzestem Wege nach dem Staate Arkansas und in das Ozarkgebirge zu gelangen, so wußte er jetzt, daß man ihm gerade in dieser Richtung auflauerte. Es kam also Alles darauf an, zwischen den unionistischen Truppenkörpern hindurchzuschlüpfen, was ihm dadurch erleichtert wurde, daß Kampbell selber ihn, vermeintlich unabsichtlich, über die Bewegungen der einzelnen von ihm bedienten Streifcorps unterrichtet hatte. Und so entschied er sich zunächst dafür, vorläufig bekannte Bodenverhältnisse sich zu Nutze machend, auf seinem Rückzuge die einst von ihm gebrandschatzte Kolonie abermals zu berühren. Selbst seines Versuches, an der Mündung des Nebraska sich der Tochter des Colonels Rutherfield zu bemächtigen, wurde in dem aufgefangenen Schreiben Erwähnung gethan, begleitet von der Mahnung, ihn nach seiner Habhaftwerdung zu hängen, bevor es ihm gelinge, zu entweichen und mit den ihm gebliebenen Anhängern anderweitig neue Raubzüge einzuleiten.

Zähneknirschend las Quinch diese furchtbare Drohung. Er gedachte einer anderen, die einst neben der Leiche seines Adjutanten auf den Tisch genagelt worden war, und vielleicht zum ersten Mal in seinem Leben ergriff ihn Zagen. In dem Bewußtsein, daß man ihm mit so viel

Eifer und Geduld nach dem Leben trachte, wurde er unstet in seinen Entschlüssen, was seinen Leuten nicht verborgen bleiben konnte. Das einst unbedingte Vertrauen zu ihm wurde daher erschüttert, und immer mehr fanden sich, die sein Loos zu theilen fürchteten und sich daher demselben durch die Flucht entzogen. Gelang es dem einzelnen Manne doch leichter, sich der Aufmerksamkeit der Feinde zu entziehen, als einer geschlossenen Truppenabtheilung.

So war seine Streitmacht bis auf etwa hundertundfünfzig Mann zusammengeschmolzen, als er, die zur Zeit gefürchtete Kolonie vorsichtig umgehend, wieder auf die Spuren gerieth, die er auf dem Hinmarsch in den Schluchten und Niederungen zurückgelassen hatte. Doch auch dort schwebten ihm fortgesetzt die Ankündigungen Kampbell's vor, der es sich unzweifelhaft zur Aufgabe gemacht hatte, vor allen anderen Bandenchefs sich gerade seiner Person zu bemächtigen. Verwegen bis zur Tollheit sichtbaren Gefahren gegenüber, sank vor den geheimnißvollen Drohungen sein Muth bis zur Feigheit herab. Wo er ging und stand, wähnte er sich von Verräthern umringt. Selbst den eigenen Leuten, die gleich ihm das Leben vielfach verwirkt hatten und im Falle einer Gefangennahme ebenfalls auf keine Schonung rechnen durften, traute er nicht mehr. Nur der Furcht vor deren offenem Auflehnen gegen seine Gewalt war es zuzuschreiben, wenn er ihnen gegenüber seine in blutigen Handlungen gipfelnde Wuth jetzt einigermaßen zügelte. Erst als die Kolonie einen Tagesmarsch weit hinter ihm lag, athmete er wieder freier auf. Ein einfacher Fallensteller, von Süden heraufkommend und auf der Wanderung nach dem oberen Missouri begriffen, hatte sich des Abends im Lager eingestellt und in rauher Weise seine Gastfreundschaft angesprochen. Derselbe erregte dadurch besonders seine Aufmerksamkeit, daß er alle an ihn



gerichteten Fragen sorglos beantwortete und redselig, ohne jeglichen Rückhalt Auskunft über die gelieferten Schlachten wie die Truppenbewegungen der Unionisten ertheilte. Von ihm erfuhr er auch, daß die Strecken, welche er in den letzten Tagen durchritt, vollständig vereinsamt seien, und es einem Kommando, wenn es nur einigermaßen Vorsicht walten lasse und bestimmte, durch Regenschluchten führende Richtungen verfolge, gelingen möchte, das Ozarkgebirge zu erreichen, ohne auf einen einzigen Unionisten zu stoßen. Da der Fallensteller sich durch eine Aufrichtigkeit auszeichnete, die an Einfalt grenzte, seine heitere Gemüthsart und unbegrenzte Sorglosigkeit dagegen für seine Ehrlichkeit zeugten, richtete Quinch die Frage an ihn, ob er wohl fähig sei, ihm jene Wege genau zu beschreiben.

Da lachte Kit Andrieux belustigt. „Zu beschreiben? Ja!“ rief er aus, „ob Sie aber im Stande sind, nach meiner Beschreibung Ihren Weg auszumachen, möchte ich bezweifeln. Es geht nämlich 'ne Kleinigkeit hin und her, wie bei 'nem hungrigen Gaul auf 'nem dürftigen Weideplatz, und verdammt will ich sein, wenn nicht für Jemand, der unbemerkt bleiben will, 'n feines Auge dazu gehört, sich allerwärts zurecht zu finden.“

„Wie wär's,“ meinte Quinch finster, „wenn Sie selbst mir 'n halb Dutzend Tagereisen weit als Führer dienten?“

Kit Andrieux wühlte mit den Fäusten in seinem buschigen Schläfenhaar, grinste verschmitzt und erklärte offenherzig: „Leicht gesagt, Gin'ral,*) oder was Sie vorstellen mögen, doch des Henkers will ich sein, wenn für mich Zeit nicht mehr werth ist, als 'ne Tasche voll guter Dollars. Sie müssen nämlich wissen, Gin'ral, nach den Council-Bluffs, wo ich zu überwintern gedenke, ist's ein langes, hartes Stück Wegs. Bin ohnehin schon im Rück-

*) General.

stand, weil ich mich zu mancherlei Umwegen bequemen mußte, um den verschiedenen Truppenabtheilungen auszuweichen; denn der Satan mag's solcher Gesellschaft ansehen, was für 'ne Sorte drinnen steckt; und für 'nen gesunden Mann geht nichts d'rüber, seine Kehle in guter Ordnung zu erhalten."

„Unbezahlt würde ich Ihre Arbeit nicht lassen," versetzte Quinch mißmuthig, „und ein Stück Geld lege ich noch auf den ausbedungenen Preis, wenn wir unbemerkt und wohlbehalten in die Nachbarschaft der secessionistischen Armee gelangen."

„Ob secessionistisch, ob unionistisch oder keines von beiden, das schert mich wenig," bemerkte Andrieux sorglos, „ich nehme meine Dollars von dem Einen so gern, wie von dem Anderen, bleibe im Grunde aber am liebsten beiden Theilen aus dem Wege. Und mit dem Bezahlen möchte ich ebenfalls meine Bedingungen stellen, oder, sofern es nicht in Ihren Kram paßt, Ihnen anheimgeben, immer südlich der Nase nachzugehen, und hängen will ich, wenn Sie schließlich nicht vor'm Ozarkgebirge Halt machen."

„Das weiß ich ohne Ihren Rath, ob aber unbemerkt, ist eine andere Frage. Also heraus mit Ihren Bedingungen, in der Hölle Namen, und machen Sie's kurz."

„Ich bin nämlich eine friedliebende Natur," versetzte Andrieux, und er grinste wieder einfältig verschmitzt, „nur mit dem Gethier führe ich Krieg, und bin dafür, mir die Haut so lange wie nur irgend möglich undurchlöchert zu erhalten. Da ich's also weder mit den Nördlichen noch mit den Südlichen verderben möchte, so stelle ich zunächst die Bedingung, daß, wenn es wirklich zu 'nem kleinen lustigen Gefecht kommen sollte, ich mich daran nicht zu betheiligen brauche. Dergleichen sehe ich mir lieber aus der Ferne an, wo die Kugeln nicht hinreichen."



„Zugestanden," erklärte Quinch ungeduldig, und Verachtung prägte sich auf seinem verwitterten Gesicht aus, „um indessen ganz sicher zu gehen und Ihre kostbare Gesundheit zu schonen, haben Sie nur nöthig, solche Wege zu wählen, auf welchen wir keinen feindlichen Angriffen ausgesetzt sind."

„Recht so, Gin'ral; dafür will ich schon sorgen, und Derjenige soll noch geboren werden, der's mir im Fährtesuchen zuvorthut, oder ich will verdammt sein. Als zweite und letzte Bedingung nenne ich noch, daß Sie mir für den Tag fünfzig Dollars auszahlen, zwar 'ne ziemlich hohe Summe, allein Sie sind in Noth, und mir ist an der Fahrt rückwärts nichts gelegen, da wär' ich ein Narr, wollte ich das nicht ausnutzen."

„Auch das bewillige ich," versetzte Quinch ingrimmig, „und was sonst noch?"

„Nur noch 'ne kleine Nebenbedingung, Gin'ral," antwortete Andrieux gleichsam kindlich harmlos, „ich bin nämlich stets für 'ne gute Sicherheit in Geschäftssachen, und darauf hin mache ich für mich aus, daß Sie mir an jedem neuen Morgen die fünfzig Dollars vor dem Aufbruch in die Hand zählen. Es dürfte sich nämlich sonst ereignen, daß eines Tages die Feinde vor uns aus der Erde wüchsen und Sie sammt Ihren stolzen Jungens massakrirten; da könnte ich ohne diese kleine Vorsicht meinen Dollars nachpfeifen."

„So mag's d'rum sein," erwiederte Quinch zähneknirschend, als hätte er sich geschämt, von dem einfältigen, geldgierigen Fremden sich überhaupt Bedingungen vorschreiben zu lassen. „Doch jetzt meine Gegenbedingungen: Sie werden mir fortan zur Seite bleiben, damit ich jederzeit in der Lage bin, Ihnen das Gehirn aus dem Schädel zu schmettern, wenn Sie die geringste Veranlassung zu Mißtrauen geben sollten."

Kit Andrieux lachte so herzlich, daß ihm die Thränen in die Augen drangen. „Gin'ral!" rief er aus, noch immer gegen seine Heiterkeit ankämpfend, „bei Gott, Sie sind 'ne schlaue Hand, oder ich will zur Hölle fahren, bevor das Feuer hier vor uns ausgebrannt ist. Sie wollen ebenfalls sicher gehen, und das verdient Achtung. Ja, zur Seite bleibe ich Ihnen gern, und wenn Sie's verlangen, schlafe ich sogar mit Ihnen unter derselben Decke, obwohl ich lieber meines Weges nach den Council-Bluffs zöge und es Ihnen überließe, sich Ihren Weg selber so gut zu suchen, wie's Ihnen gefällt. Denn der Teufel traue Ihnen; und wenn Sie eines Tages aus Mißverständniß etwas zu viel Tageslicht in meinen ehrlichen Rumpf hinein scheinen ließen, hätte ich selber den größten Schaden davon."

So gelangte Kit Andrieux als Führer zu Quinch, der schon an den beiden ersten Marschtagen die Gewandtheit und Umsicht des verschlagenen Fallenstellers schätzen und achten lernte. In der verwilderten Bande aber befand sich kaum Jemand, der nicht sein Wohlgefallen an dem jederzeit zu tollen Scherzreden aufgelegten neuen Gefährten gefunden hätte. Das Vertrauen zu dem Glücke Quinch's und die Hoffnung auf Entkommen wuchsen in demselben Maße, in welchem Kit Andrieux jede Bodensenkung, jeden Hain oder Waldstreifen zum Schutze der von ihm geführten Horde auszunutzen verstand. —

Wenige Tage waren verstrichen, seitdem Kit Andrieux mit Quinch Freundschaft schloß, als am Neoschoflüßchen auf einer Stelle, wo dessen tief ausgespültes Thal einen nicht minder versteckt fließenden Nebenarm in sich aufnahm, gegen achtzig Infanteristen der Unionsarmee ihr Lager aufgeschlagen hatten. Kapitain Durlach befehligte dieselben. Eine andere Kompagnie lagerte ungefähr eine halbe englische Meile weiter östlich an einem mit dem



Neoscho fast parallel laufenden Zufluß desselben, wo ihr durch die höher gelegene Ebene ein ähnlicher Schutz geboten wurde. Etwas tiefer in die erste Abzweigung des schmalen Neoschothales hinein, also nur eine kurze Strecke von Maurus entfernt, hart unterhalb der nördlichen nach oben führenden Abhänge und umringt von bereits winterlich kränkelnd belaubter Baum- und Strauchvegetation, hausten seit etwas längerer Zeit Markolf und die zu ihm gehörenden Männer. Wie Kit Andrieux fehlten auch die beiden Otoes, außerdem zwei Halbindianer und zwei weiße Jäger. Die zur Vernichtung der Raubbande Quinch's ausgesendeten beiden Kompagnien waren, geführt von Oliva, Nicodemo und Schahoka, erst vor zwei Tagen eingetroffen.

Peinlich wurde es allerwärts vermieden, daß Menschen oder Pferde sich auf der Ebene selbst zeigten. Ebenso wurde beim Schüren der zum Abkochen nothwendigen Feuer die äußerste Vorsicht beobachtet, um nicht durch weithin sichtbare Rauchsäulen den Argwohn vielleicht von Quinch entsendeter Kundschafter zu erregen. Der Eifer aber, welcher die Freunde Oliva's, Nicodemo's und Markolf's, wie die Befehlshaber der beiden Kompagnien beseelte, die berüchtigte Bande der Mordbrenner aufzureiben und sich deren Anführers zu bemächtigen, hatte sich allmählig auf jeden einzelnen Soldaten übertragen, wodurch die Handhabung der eingeleiteten Ordnung und Sicherheitsmaßregeln erheblich erleichtert wurde. —

Es war ein rauher Novembertag. Scharfer kalter Wind wehte aus Nordwesten und peitschte die niedrig hängenden Wolken, als hätte er sie vom Himmel fortfegen wollen. Doch der westliche Horizont war unerschöpflich. Immer neue Massen entquollen demselben, wie um einen Wettlauf gegen Südosten anzutreten. Es versprach eine undurchdringlich schwarze Nacht zu werden. Noch herrschte

die gedämpfte Nachmittagsbeleuchtung. In den beiden Militärlagern waren nach allen Richtungen hin Schildwachen ausgestellt worden. Auf den Abhängen der Thaleinfassungen standen sie gerade hoch genug, um über die Ebene in die Ferne spähen zu können. Die Pferde weideten unten an gepflöckten Leinen. Niedrig brannten die Lagerfeuer. Sie wurden nicht reichlicher genährt, als erforderlich, ohne den Schein lodernder Flammen wärmende Gluthhaufen für die Nacht zu schaffen.

Maurus hatte sich zu seinem Bruder begeben. Gegen die eisige Luftströmung durch die Uferwand geschützt, saß Markolf im Kreise der Gefährten und Freunde vor dem Feuer. Neben ihm befand sich Daisy, jetzt wieder das Bild blühender Gesundheit. Nachdem alle seine Versuche, sie nach St. Louis oder den Council-Bluffs zu schicken, an ihrem Willen gescheitert waren, und er es längst aufgegeben hatte, mit ernsten Vorstellungen in sie zu dringen, verlieh unverkennbare innere Befriedigung ihrem lieblichen Antlitz erhöhte Reize. Sie war glücklich; denn das Einzige, was sie wünschte und hoffte: in Markolf's unmittelbarer Nähe zu weilen, alle Entbehrungen des rauhen Feldlebens mit ihm zu theilen, ihn auf Schritt und Tritt zu überwachen und mit rührender Unterwürfigkeit zu bedienen, hatte sich erfüllt und mehr erwartete sie nicht.

Seit der ersten Bekanntschaft mit ihr hatte Daisy in Oliva eine Freundin gewonnen, die mit der ganzen Sorglichkeit einer edlen Frauennatur alles Mögliche aufbot, um das Leben der jungen Halbindianerin ein wenig angenehmer zu gestalten.

Oliva selbst, in deren regelmäßig schönem Antlitz die Folgen des mühevollen Umherschweifens sich noch schärfer ausprägten, ihm sogar den Ausdruck versteckt schleichenden Siechthums verliehen, war im Uebrigen noch ernster und schweigsamer geworden. Wohl erhellte es ihre Züge

flüchtig, wie ein darüber hingleitender warmer Sonnenstrahl, wenn ihre Blicke auf Daisy ruhten, jedoch um alsbald wieder in ihr finsteres Grübeln zu versinken. Sogar Maurus gegenüber, mit welchem die Erinnerung an gemeinsam verlebte verhängnißvolle Tage sie einte, bewahrte sie eine gewisse düstere Zurückhaltung. Nur wenn er im Gespräch mit ihr die von dem räthselhaften Spion entworfenen Pläne berührte und diese oder jene Möglichkeit erwog, belebte ihr Antlitz sich plötzlich feindselig. Ihre Wangen rötheten sich; Unheil verkündend funkelten ihre Augen. In der Art aber, in welcher sie die Zähne aufeinander preßte und einzelne Bemerkungen zwischen denselben gleichsam hervorstieß, verrieth sie eine so tiefe Erbitterung, eine so unheimliche Spannung, mit welcher sie der nächsten Zukunft entgegensah, daß selbst Maurus von einem dumpfen Gefühl der Scheu ergriffen wurde. Etwas Dämonisches lag in ihrer Verschlossenheit, die mit einem eigenthümlich unsteten Wesen abwechselte, sobald sie ihre schwer bekämpfte Ungeduld zu verschleiern suchte. Nicodemo, der ihr an dem heutigen Abend gegenüber saß, ließ sie kaum aus den Augen. Begegnete sie seinen bekümmerten Blicken, dann traf es ihn wie ein herber Vorwurf. Sie verstand den Ausdruck seiner Theilnahme, der bangen Sorgen um ihre Person, verschmähte sie aber. In demselben Grade, in welchem sie dem ihr vorschwebenden Ziel näher zu rücken wähnte, schieben sich mehr und mehr die letzten weiblich milden Regungen von ihr aus, um den gefährlichsten aller Leidenschaften ihre Stelle einzuräumen.

Sie hatte eben eine Bemerkung an Maurus gerichtet und kehrte sich Nicodemo zu, als einer der Wachtposten vor das Feuer hintrat und dem Kapitain eine kurze Meldung abstattete. Kaum vernahm Oliva dieselbe, als sie mit der Sprungfertigkeit eines Marders auf die Füße emporschnellte.

„Endlich,“ sprach sie tief aufseufzend, und über ihr plötzlich matt erglühendes Antlitz eilte wilder Triumph, „ich wußte, daß Kampbell keinen Irrthum begehen würde.“ Sie wendete sich an Maurus, der sich mit den übrigen Anwesenden ebenfalls erhoben hatte: „Ich hoffe, Sie bezweifeln nicht länger die Zuverlässigkeit unseres Spions, mag er immerhin darauf bedacht sein, wohin er auch gehen mag, seine Person in Geheimniß zu hüllen.“

„Nach den Diensten, welche er den Bundestruppen leistete, konnten bei mir keine Zweifel über den wunderbaren Menschen entstehen,“ erwiederte der Angeredete, „so denken auch Andere. Genügte doch sein Name, die beiden Kompagnien vom Regiment zu trennen und so weit abwärts zu schicken.“

„Ich weiß, man ist von seiner Treue und Umsicht überzeugt,“ versetzte Oliva wieder ruhiger; „aber das gehört dazu, soll das Unternehmen überhaupt glücken. Eine wunderbare Erscheinung ist dieser Kampbell in der That, und bedient, wie kein Zweiter. Wir hingegen können nichts Besseres thun, als seine Rathschläge mit peinlicher Genauigkeit befolgen.“

Ihre letzten Worte klangen herrisch. Höher hatte sie sich aufgerichtet. Kalt berechnende Entschlossenheit verhärtete ihre Züge. Einen seltsamen Kontrast bildete die, von einem schmächtigen, bartlosen jungen Manne im Aeußeren nicht zu unterscheidende Gestalt in der abgetragenen Lederkleidung zu den befremdet auf sie hinblickenden wettergebräunten bärtigen Männern. Keiner antwortete. An Scheu grenzende Achtung fesselte die Zungen. Eine unheimliche Zaubergewalt schien plötzlich in ihr Leben gewonnen zu haben, daß sie, ohne es zu bezwecken, ihre Umgebung gewissermaßen beherrschte.

Daisy war dicht an Markolf's Seite getreten. Indem Oliva an ihr vorbeischritt, strich sie mit der Hand sanft über ihr Scheitelhaar.



„Armes liebes Kind," sprach sie mütterlich sanft, „vergiß nicht, daß Dein Leben nicht Dir allein gehört, sondern daß Du verpflichtet bist, es für einen Anderen zu erhalten und daher Vorsicht walten zu lassen."

Aengstlich sah Daisy ihr nach, wie sie in kurzer Entfernung, gefolgt von den Männern, den bewaldeten Uferabhang zu ersteigen begann; dann schlug sie an Markolf's Seite denselben Weg ein.

Als sie oben eintrafen, richteten alle Blicke sich gegen Westen und Nordwesten. Hinter sich hatten sie die Wipfel der in der Tiefe und auf dem Abhange wurzelnden Bäume, waren also geschützt gegen etwaige feindliche Späher, und der ihnen entgegenstehende Wind traf sie mit voller Gewalt. Immer neue graue Wolkenmassen entquollen dem fernen Horizont, um in wilder Hast die ihnen von der heftigen Luftströmung vorgeschriebene Bahn zu verfolgen. Scharf hoben sich vor denselben mehrere weißliche, in's Schwarze spielende Rauchsäulen ab. In mäßigen Zwischenräumen von einander der Prairie entsteigend, wurden sie anfänglich von dem Sturm niedergepreßt, dann aber in die Atmosphäre hinauf entführt. Eine Weile beobachteten Alle die Signale schweigend. Erst als auf beiden Seiten derselben in kurzen Pausen immer neue Zeichen aufwirbelten, bemerkte Oliva mit scharf hervorklingender Befriedigung: „Das Gras ist lang und herbstlich saftlos. Der Wind hilft nach, da wird der Brand schneller heran sein, als unsere Freunde auf ihren Pferden zu folgen vermögen. Hoffentlich fegt er nicht zu früh über uns hinweg."

„In einer halben Stunde ist's Nacht," versetzte Markolf, der neben ihr stand, halb zu Nicodemo gewendet, „so lange gebraucht das Feuer mindestens, um in gleiche Höhe mit uns zu gelangen."

Oliva lachte klanglos vor sich hin. „Kit Andrieux

wie die Anderen scheinen mit der Uhr in der Hand zu arbeiten," meinte sie eintönig. „Bevor Quinch mit den Seinigen in das Netz gegangen, wäre die Prairie nimmermehr von ihnen angezündet worden."

Während dieses Gespräches hatten die Rauchsäulen an Breite zugenommen. Nach beiden Seiten hin wachsend, war es, als hätten sie sich gegenseitig die Hände zum tollen Höllenreigen bieten wollen.

„Wir müssen das letzte Tageslicht ausnutzen," brach Maurus das plötzlich eingetretene Schweigen, indem er sich der Schlucht wieder zukehrte, „es sind noch einige Vorkehrungen zu treffen. Ist die Stunde da, dürfen keine lauten Befehle mehr ertheilt werden."

Langsamer folgten Markolf und Daisy ihm nach. Ihnen schlossen die anderen Jäger sich an. Oliva und Nicodemo blieben zurück, um das schnelle Zunehmen der dem noch unsichtbaren Feuer voraufeilenden Rauchwolken zu überwachen.

Traumverloren stand Oliva da. Auf Nicodemo's verfinsterten Zügen webten bange Zweifel.

„Du willst zum Aeußersten schreiten?" fragte er, und bittere Entsagung tönte aus seiner Stimme hervor.

„Kehrte ich so dicht vor meinem Ziel um, so müßte ich mich vor Dir schämen," erwiederte Oliva erregt. „Ich habe es geschworen, und meinen Eid halte ich oder ich gehe zu Grunde."

Eindringlicher fuhr Nicodemo fort: „Nachdem Du ihn in die Gewalt des Militärkommando's liefertest, darf Dein Schwur als erfüllt betrachtet werden. Lasse es damit genug sein. Setze Dein Leben nicht weiter ein. Seinen irdischen Richtern kann er nicht mehr entrinnen."

„Richtern, die wohl gar Schonung walten lassen," versetzte Oliva feindselig, „er aber ist der Letzte, der Barmherzigkeit verdient. Uebte er selber jemals Mit-

leid?" Sie lachte gehässig und fügte hinzu: „Mord und Brand kennzeichnen seine Wege seit Ausbruch des Krieges; das könnte mit Rücksicht auf die herrschenden Zustände vielleicht eine nachsichtigere Beurtheilung erfahren. Aber was voraufging, Nicodemo! Vergegenwärtige Dir den Jammer, welchen er Anderen bereitete — Dich nehme ich nicht aus — und entscheide, ob einem derartigen Ungeheuer auch nur eine Stunde länger der Athem gegönnt werden darf, um auf neue Ränke und Frevel zu sinnen. Nein, Nicodemo, Du weißt, was Du mir giltst; ich aber erkenne gewiß die Opfer an, welche Du mir brachtest. Mache daher das Maß Deiner Güte voll, indem Du jeden ferneren Versuch aufgibst, noch eine Wandlung in mir zu bewirken. Ich bin fest entschlossen. Erbte ich von meinen Vorfahren in der That weiter nichts, als deren Stolz, so will ich wenigstens den hegen und pflegen, bis das Auge mir bricht."

Sie reichte dem Gefährten die Hand, und milde, wie von Rührung beschlichen, sprach sie weiter: „Das wird ein böser Morgen werden, der auf die schwarze Sturmesnacht folgt. Wer weiß, wer von uns das Tageslicht noch einmal sieht. Sollte der Tod uns trennen, Nicodemo, solltest Du gezwungen sein, mich hier in öder Wildniß einzuscharren und vereinsamt in die alte Heimath zurückzukehren, dann gedenke meiner auch fernerhin mit ein wenig Liebe. Wiederhole Dir, so oft mein Bild in Deiner Seele auftaucht, daß meine Liebe zu Dir so unvergänglich, wie die Sterne am Himmel, über welche der Tod keine Gewalt hat. Und noch Eins, Nicodemo," und ihre Lippen bebten vor der in ihr wogenden schmerzlichen Bewegung, „sollte ich in der Lösung der gefährlichen Aufgabe mein Ende finden, und Du siehst mich todt und starr vor Dir liegen, dann küsse mich auf den Mund und nenne mich bei Namen, wie ich solche einst so gern von Dir

hörte. Du mit Deinem edlen Gemüth wirst mich dadurch weihen zum Eingange in die Ewigkeit. Wie auch immer die Aufgabe gelöst werden mag oder ob sie ungelöst bleibt: was ich einst heilig gelobte, ich meine, daß bis zu einem bestimmten Zeitpunkt Deine Lippen die meinigen nicht mehr berühren dürften, meine Liebe zu Dir nur noch als Traum gelten sollte: durch den Tod werden alle Fesseln gesprengt. Nicodemo — ich bitte Dich, blicke nicht so finster, so trostlos darein; ermuthige mich vielmehr durch Dein Beispiel. Sei stark, wie ich es sein muß —" Ihre Stimme drohte zu ersticken, indem sie fortfuhr: „Und jetzt ein Lebewohl für alle Fälle. Ich füge hinzu: auf Wiedersehen, wenn auch erst in einer anderen Welt."

Da richtete Nicodemo sich mit einer heftigen Bewegung straff empor. Er war nicht mehr der von schweren Sorgen bedrückte Beschützer, sondern ein seiner Kraft bewußter kampfbereiter Mann. Die ihm gereichte Hand kräftig drückend, sprach er feierlich: „Kann ich nicht mit Dir leben, so kann ich mit Dir sterben. Nur eine Beruhigung gewähre mir noch: ist die Zeit gekommen, dann entweihe Deine Lippen nicht durch das entscheidende verhängnißvolle Wort. Ueberlasse es mir, den letzten Urtheilsspruch zu fällen."

Oliva sann flüchtig nach und versetzte eintönig: „Wir wollen sehen. Wer weiß, was mich dann bewegt. Bis dahin dauert es noch Stunden. Niemand vermag vorher zu bestimmen, wie Alles trotz der größten Vorsicht verläuft," und sich der Schlucht zukehrend, stiegen Beide in dieselbe hinab.

In den verschiedenen Lagern war unterdessen Alles regsam geworden. Die Pferde wurden auf Stellen gepflöckt, wo sie durch schroffe, nahrungslose Uferwände gegen das eilende Feuer geschützt waren. Aehnlich verfuhr man mit dem Gepäck. Es erfolgten die Verhaltungsbefehle, so

daß zur anberaumten Stunde jeder einzelne Mann wußte, wohin er gehörte, dann wurden die Feuer vollständig erstickt. Von schwarzer Finsterniß umringt, die Decken um die Schultern geschlungen und die Waffen zur Hand, sah man mit fieberhafter Spannung den kommenden Dingen entgegen.

Nachdem Daisy dringend eingeprägt worden, unter dem Schutz der Wachen im Lager zurückzubleiben, wurde sie unruhig, doch verließ kein Laut ihre Lippen. Wie zum Beweise ihrer Unterwürfigkeit hatte sie die Decke über ihr Haupt gezogen und sich unterhalb derselben zusammengekauert. So verharrte sie regungslos. Nur wenn Markolf, der neben ihr saß, ein tröstliches Wort an sie richtete, blutenden Herzens sie ermuthigte, regte sie sich leise, als ob ein Schauder die gekrümmte Gestalt durchrieselt habe. Der unheilvolle Traum war wieder in ihrer Phantasie aufgetaucht, ihr armes junges Herz marternd und quälend. Trotzdem wagte sie nicht, ihre schwarzen Befürchtungen vor Markolf zu offenbaren. —

Als man die letzten Vorbereitungen beendigt hatte, war die Nacht vollständig hereingebrochen. Es hinderte daher die Schildwachen nichts, auf der Höhe die verschiedenen Lager zu umkreisen. Oliva hatte sich in Nicodemo's Begleitung ebenfalls nach oben begeben. Wie um die heißen Stirnen zu kühlen, gaben sie dieselben dem scharfen Winde preis. Kein Wort wechselten sie miteinander. Vorübergehend fesselte das sich vor ihnen entwickelnde unheimlich schöne Schauspiel ausschließlich ihre Aufmerksamkeit. Im meilenlangen Halbkreise flammte die Prairie. Nur noch kurze Zeit, und der Brand übersprang die Thäler des Neoscho und seiner Nebengewässer, um verheerend seinen Weg gegen Südosten fortzusetzen. Schwarz erschien der nunmehr doppelt verschleierte nächtliche Himmel. Die Schwere der Rauchwolken ließ sich

nur da ermessen, wo sie von unten durch die lodernden Flammen beleuchtet wurden. Regsamen rothen Ballen ähnlich wirbelte es dort durcheinander. Je höher hinauf und je weiter vom Winde fortgetrieben, um so mehr verblaßte die düster rothe Färbung, bis sie endlich in eintöniges Schwarz überging. Mit dem Athem vermischten sich Brandgeruch und feine Aschentheile.

„Von Quinch und seiner Horde wurde bis jetzt noch nichts entdeckt,“ sprach Oliva zu dem Gefährten.

„Wer unbemerkt bleiben will, hütet sich, so lange der Tag leuchtet, seinen Kopf über den Uferrand zu erheben,“ versetzte Nicodemo, „wir wissen es an uns selber. Kit Andrieux wird ihnen wohl den richtigen Weg gezeigt haben. Er ist ein zu verschlagener Bursche.“

„Hoffentlich entschlüpft er mit heiler Haut, bevor sie seinen Verrath entdecken. Es wäre ein Jammer um den ehrlichen lebensfrohen Mann, fiele er als Opfer für seine Treue,“ erwiederte Oliva, ohne die Blicke von dem Feuermeer abzuziehen. „Mir ist, als würde sein Tod mir schwer auf's Gewissen fallen. Doch es war ja sein eigener Wille; er drängte sich förmlich zu dem abenteuerlichen Streich.“

„Ich fürchte nicht für ihn,“ hieß es zuversichtlich zurück, „seiner Verwegenheit steht unbegreifliche Schlauheit zur Seite. Hier in der Wildniß erkennt man den knabenhaft unselbstständigen Burschen aus dem ‚Lustigen Rekruten‘ kaum wieder.“

Der Brand war unterdessen auf den Schwingen des Sturmes so nahe gerückt, daß man die kurzlebigen Funken zu unterscheiden vermochte, die mit dem Rauch in die Lüfte entführt wurden. Das dumpfe Poltern der Flammen erinnerte an das, durch die Entfernung gedämpfte Getöse einer fliehenden Büffelheerde. Gleichsam schwelgend in dem hohen Graswuchs, schmiegten mächtige Feuer-

zungen sich dem Erdboden an, während andere unbändig emporschlugen.

Näher kam der Brand, deutlicher trennte scharfes Knistern sich von dem hohlen Poltern.

„Grauenhaft schön," bemerkte Oliva träumerisch; „und wie gefällig das wüthende Element sich im Dienste des Menschen zeigt. Es ist, als ob es ahnte, zu welcher Aufgabe es geweckt wurde. Aber es kann nicht befremden. So eifrig die Natur im Schaffen, ebenso bereit ist sie im Zerstören ihrer Werke. Man möchte glauben, das hadernde Menschengeschlecht habe es von ihr gelernt."

„Komm, Oliva, komm, unsere Freunde warten vielleicht auf uns," versetzte Nicodemo beinahe streng, „wie lange dauert es nur noch, und der Brand rast über uns hinweg. Wir werden zu thun haben, ihn zu hemmen, daß er nicht hier und da auf den Abhängen zu uns herabschleicht — freilich, da unten fehlen ihm die ersten Lebensbedingungen."

Sie stiegen in die Schlucht hinab. Nachdem sie so lange in die Flammen geblickt hatten, erschien sie ihnen doppelt schwarz. Auf der Lagerstätte fanden sie Keinen anwesend. Alles, was Arme besaß, hatte sich zu den Pferden begeben, um sie zu beruhigen und zu halten, wenn sie, durch die Flammen erschreckt, sich der vermeintlichen Gefahr durch die Flucht zu entziehen trachten sollten. Dem Beispiel der Gefährten folgend, versanken auch sie gleichsam in der undurchdringlichen Finsterniß. —

Die geängstigten Thiere hatten in der That begonnen, an ihren Leinen zu zerren. Wild stampfend stießen sie den Athem schnaubend durch die gespreizten Nüstern. Drang das Geräusch wirklich über die Uferränder hinaus, so wurde es dort alsbald von dem Poltern, Knistern und Brausen gewissermaßen verschlungen.

Endlich drang röthliche Helligkeit in die Tiefe hinab,

Funkenregen und brennende Grasbüschel folgten, jedoch ohne in dem dort noch saftreicheren Grase zu zünden. Wo die fliegenden Fackeln aber hier und da auf den stellenweise mit Pflanzenwuchs dürftig bedeckten Abhängen zu wirken begannen, da fehlte zum Umsichgreifen des Feuers der Luftzug. Nur kurze Zeit flackerten sie, bevor sie gänzlich erloschen.

Endlich schlugen die Flammen über den unregelmäßig vorspringenden Uferrand hinaus. Fast gleichzeitig loderte es auf dem jenseitigen Ufer empor, und wie er gekommen war, raste der Brand mit unheimlichem Getöse weiter. Hinter sich zurück ließ er ein schwarzes Todtenfeld. Vom Winde gejagte Asche und Funkenregen folgten ihm. Wie Glühwürmer kroch es zwischen den kurz abgesengten Stoppeln umher. Vereinzelte Ueberreste dichterer Gras- und Krautbüschel flackerten irrlichtähnlich.

Die unstete Helligkeit, welche in den Schluchten ein Gewirre gespannt lauschender oder mit den entsetzten Pferden ringender Männer beleuchtete, war wieder in Finsterniß übergegangen, und auf's Neue regten sich alle Hände, die frühere Ordnung wieder herzustellen. Dann herrschte tiefe Stille. Beruhigend, gleichsam versöhnend schien die Nacht auf alle Geschöpfe einzuwirken. Kurze Störungen fanden nur statt, als die braunen und weißen Jäger, die den Brand in weiter Ferne anlegten und in seinen Spuren folgten, auf ihren dampfenden Pferden eintrafen und über ihre Beobachtungen berichteten.

---

## Siebenundzwanzigstes Kapitel.

Von dem fährtenkundigen Fallensteller geführt, hatten Quinch und seine Bande, den Regenschluchten und gewundenen Wasserläufen folgend, den heutigen Tagesmarsch in einer Weise zurückgelegt, daß selbst ein geübter Kund-

schafter auf der nackten Ebene aus einiger Entfernung schwerlich eine Ahnung von ihrer Anwesenheit erhalten hätte. Die Sicherheit, mit welcher Kit sein Amt versah, diente nicht wenig dazu, den gesunkenen Muth der Mannschaft wieder einigermaßen zu heben, wogegen Quinch es sich angelegen sein ließ, ein freundschaftliches Verhältniß mit dem einfältig offenherzigen und redseligen Fallensteller aufrecht zu erhalten.

An der Spitze des mit belasteten Pferden und Maulthieren reich versehenen, lang gereckten Zuges ritten sie, immer wieder die strenge Warnung rückwärts sendend, sorgfältig zu vermeiden, sich oberhalb der Schluchtränder zu zeigen. Nur Kit Andrieux selber und Quinch begaben sich zuweilen hoch genug hinauf, um einen Blick über die weite Ebene zu werfen und sich von deren gänzlicher Vereinsamung zu überzeugen.

„Sie können sich denken, Gin'ral," erklärte Andrieux leichtfertig, „so gut wie wir mögen auch Andere darauf ausgehen, Versteckens zu spielen; da mag der Henker wissen, von welcher Sorte die Leute sind. Ich halt's zwar nicht für wahrscheinlich, allein der Teufel kann dennoch sein Spiel treiben und uns Jemand auf den Hals schicken, der besser in der Hölle röstete, und ich wäre um meine hundertundfünfzig Dollars, die ich in den nächsten drei Tagen verdienen soll."

„Ich ging bisher davon aus, daß Sie uns auf Wegen führten, wo wir gar nichts zu befürchten hätten," erwiederte Quinch, dessen Argwohn nie schlummerte.

„Und das glaube ich selber jetzt noch, bei Gott," betheuerte Andrieux mit dem unschuldigen Lachen eines gutgearteten Schulknaben; „und ich kalkulir', ein so berühmter Gin'ral, wie Sie, sollte wissen, daß es nicht in meiner Gewalt liegt, auch noch anderen Leuten, als Ihnen, den Weg zu zeigen und sie auf 'ne Art in die

Irre zu führen, daß sie sich in 'ner ganzen Woche nicht mehr zurecht finden. Sie dürfen nämlich nicht vergessen, daß der Little Osage, wo die Südlichen von den Unionisten ganz niederträchtig zusammengeschossen und in die Flucht gejagt wurden, keine zwei Tagesmärsche von hier entfernt ist. Da könnte es sich freilich ereignen, daß ein ordentliches Corps den Flüchtigen auf den Hacken geblieben wäre, und hängen will ich, wenn mich darnach gelüstet, solchen von der Verfolgung heimkehrenden Gentlemen zu begegnen. Es wäre zwar Unsinn, d'ran zu glauben, allein ein pfiffiger Jäger soll nie die Vorsicht außer Acht lassen. Sind wir erst drei Tagereisen weiter, so bürge ich mit meinem Leben für Ihre Sicherheit, und ich mag mit den ehrlich verdienten Dollars meines Weges ziehen."

„Wohin kommen wir zunächst?" fragte Quinch mürrisch.

„Das will ich Ihnen sagen, Gin'ral," antwortete Andrieux, „diese Regenschlucht hier führt in ein schmales, mit Bäumen und Strauchwerk bewachsenes Thal. In dem rieselt ein Bach dem Neosho zu. Haben wir den aber erst erreicht, so liegt eine lange Strecke bequemen Weges vor uns." Wie zufällig sah er zu dem schwer verhangenen Himmel auf. Fast gleichzeitig hielt er sein Pferd an. „Werfen Sie Ihre Augen nach oben, Gin'ral," sprach er sorglos weiter, „und nennen Sie mich den verdammtesten rothhäutigen Landstreicher, der je eine doppelt gesottene Lüge über seine gespaltene Zunge jagte, wenn die leichten grauen Dinger da oben richtige Wolken sind."

Quinch spähte eine Weile aufmerksam gen Himmel und meinte zweifelnd: „Das sieht nach Rauch aus."

„Richtig, Gin'ral, und Rauch ist's, oder ich will verdammt sein. Wo aber Rauch ist, da muß es auch Feuer geben, und verwundern soll's mich nicht, hätte das braune Gesindel auch hier herum mit dem Abbrennen der Prairie den Anfang gemacht, um noch vor Winter 'ne Kleinigkeit

junges Gras für sein Viehzeug zu beschaffen und dem Frühlingswuchs etwas nachzuhelfen. Ein Unglück wär's freilich nicht; denn saust so ein Brand über uns hin — für 'nen sicheren Unterschlupf will ich schon sorgen — so wissen wir, daß keine unbequemen Gäste in der Nähe sind, oder sie müßten sich auf der Ebene zeigen. Doch kommen Sie nach oben, Gin'ral, da wollen wir 'n Auge um uns werfen; in 'nen Schlupfwinkel gelangen wir immer noch früh genug." Und nach einer zugänglichen Stelle hinüberreitend, trieb er sein Pferd den Abhang hinauf.

Quinch folgte ihm auf dem Fuße. Sobald sie die Prairie zu überblicken vermochten, hielten sie wieder an. Eine Weile betrachteten sie schweigend die vom Winde gepeitschten Rauchmassen, welche in weitem Bogen sie gleichsam zu umklammern drohten.

„Das ist rothen Mannes Werk," meinte Kit zuversichtlich, „aber der Henker mag's ihnen verübeln, wenn sie für ihr Vieh sorgen."

„Hätten wir unsere Mittagsraft nicht über die Maßen ausgedehnt, so befänden wir uns jetzt in Sicherheit," erwiederte Quinch, die Hünengestalt des munter dareinschauenden Fallenstellers mißtrauisch von der Seite betrachtend.

„Unsinn, Gin'ral," versetzte Kit spöttelnd, ohne die leiseste Neigung zur Eile zu verrathen, „zunächst gebührt den Leuten nach den anstrengenden Märschen etwas mehr Ruhe für die steifen Glieder, oder sie werden ungeduldig; ferner verschlägt's nichts, ob wir 'ne Stunde früher oder später an unserem heutigen Ziel eintreffen — denn d'rüber hinaus wären wir ohnehin nicht marschirt — und drittens ist solch' ein Brand bei Weitem nicht das, wofür die Leute ihn halten. Bei hohem Gras und scharfem Wind kann er freilich verdammt unbequem werden; allein wozu hat man seinen gesunden Menschenverstand, wenn man ihn bei

solchen Gelegenheiten nicht ausnutzen will. Bei Gott, Gin'ral, ich hab's schon erlebt, daß ich auf der Flucht vor dem Feuer meinen eigenen todmüden Gaul über den Haufen schießen und in seinen aufgeschlitzten Bauch kriechen mußte, um nicht bei lebendigem Leibe geröstet zu werden; trotzdem war mir da drinnen zu Muth, wie 'nem Stück Speck in 'ner heißen Bratpfanne."

Quinch wurde bei den umständlichen Erzählungen des redseligen Fallenstellers immer unruhiger. „Der Satan plagt Sie mit Ihrem Gerede," bemerkte er zähneknirschend; „da halten wir, und mit uns die Burschen da unten, bis der Brand uns schließlich die Haare vom Kopfe sengt."

Gemächlich lenkte Kit Andrieux sein Pferd wieder in die Schlucht hinab. „Ich will Ihnen etwas sagen, Gin'ral," sprach er während des vorsichtigen Hinunterreitens, „durch Uebereilung ist in der Welt mehr verdorben worden, als durch übertriebene Bedachtsamkeit. Oder wähnen Sie gar, ich möchte meinem Gaul auch nur eines seiner langen Hufhaare versengen lassen? Verdammt! Holte der Teufel die Mähre, was sollte ich da in dieser Einöde anfangen? Und ein Gaul ist's obenein, der, bei Gott, ein Stückchen mehr leistet, als alle Ihre abgetriebenen Bestien zusammengenommen."

Sie waren auf der Schluchtsohle eingetroffen, wo sie sich unverweilt wieder an die Spitze des Zuges setzten und ihren Weg weiter verfolgten. Wenn aber Quinch immer wieder Zweifel aussprach, so war Kit Andrieux unerschöpflich im Erzählen von Ereignissen, welchen Jener diesen oder jenen Beruhigungsgrund entnehmen mochte, und die ersten Dämmerungsschatten machten sich schon bemerklich, als sie endlich eine Stelle erreichten, auf welcher die Regenschlucht in das bewaldete Thälchen eines Baches mündete.

„Da wären wir," erklärte Kit, den Arm im Kreise



schwingend. „Hier in der Tiefe, die dem Feuer keine Nahrung bietet, machen wir's uns komfortabel für die Nacht. Drüben in dem Thale finden die Gäule Gras und Wasser, wir selbst aber trockenes Holz im Ueberfluß zum Kochen und den kalten Wind von den Knochen abzuhalten, das heißt, nachdem der Brand abgezogen ist, und da möchte ich fragen, ob ich für den heutigen Tag meine fünfzig Dollars nicht mit Ehren verdiente. Verdammt, Gin'ral, meine Arbeit für heut ist gethan, und an Ihnen ist's, die Sache selber in die Hand zu nehmen. Sie wissen ja, wie man in solcher Lage das Beste davon macht."

Quinch prüfte seine Umgebung mit den Blicken. Er gestand sich, daß Kit in der That eine Stätte gewählt hatte, die von seiner Umsicht zeugte. Der Befehl zum Herstellen der Lagerordnung wurde ertheilt, und während ein Theil der Mannschaft an's Werk ging, die Thiere zu entlasten, abzusatteln und zu pflöcken, begab ein anderer sich an den Bach, um Holz und Wasser herbeizuschaffen. Zur Eile getrieben und durch die sich über sie hinwälzenden Rauchwolken und den Brandgeruch an den Ernst der Lage gemahnt, leisteten die Leute ihr Aeußerstes. So verstrich eine halbe Stunde, als die Pferde sicher verkoppelt standen, hier und da Lagerfeuer aufflammten und Jeder sich beeilte, nach dem ermüdenden Marsch ein nothdürftiges Mahl zu bereiten.

Die Nacht war unterdessen vollständig hereingebrochen und noch immer schleppte man Holz herbei. Durch den eisigen Wind erkältet, verwandelte man die Küchenfeuer in Scheiterhaufen. Des näher rasenden Brandes gedachte man kaum, oder doch ohne jegliche Besorgniß. Jeder Einzelne der Bande begriff, daß man, Dank der Führung Kit Andrieux', geschützt gegen ihn war. Erst als auch hier brennende Grasbüschel in die Schlucht hinabsanken

und es darauf ankam, die gescheuchten Thiere zu beruhigen, entstand wieder regeres Leben und Treiben. Nachdem aber der Brand die verhältnißmäßig schmale Schlucht übersprungen hatte und man bald darauf die befreiten Pferde und Maulthiere zum Grasen in das verschont gebliebene Thal trieb, gelangte das geräuschvolle Wesen der verrohten Naturen wieder zum vollen Durchbruch. Es wurden Branntweinrationen von den noch vorhandenen Vorräthen vertheilt; es wurde gesungen, gelacht, geflucht und gescherzt, als ob man sich auf der Heimkehr von einem Siegeszuge befunden habe. Dazu leuchteten die übermäßig genährten Feuer, daß man das lang gestreckte Lager von einem Ende bis zum anderen bequem zu überblicken, sogar die einzelnen Gestalten zu erkennen vermochte.

Quinch hatte sich seine Ruhestätte in der Schlucht aufwärts am äußersten Ende des Lagers eingerichtet, und zwar auf einer Stelle, wo die schroff aufsteigende Uferwand die von dem vor ihr brennenden Feuer ausströmende Wärme zurückstrahlte. Zu beiden Seiten lag sein Gepäck aufgeschichtet. Oberhalb dieser Stätte stand auf jedem Ufer eine Schildwache. Eine dritte befand sich eine kurze Strecke aufwärts in der Schlucht selbst. Bei ihm weilten mehrere seiner Offiziere, Leute, die sich im Aeußeren wie im Auftreten durch nichts vor den rohesten Mitgliedern der Bande auszeichneten. Wie eine weiße Taube unter häßlichen Krähen nahm sich dagegen Kit Andrieux mit seiner unverwüstlich heiteren Laune und den harmlos tollen Einfällen aus. Sein Pferd hatte er denen der Bande beigesellt, seine Decke in der Nähe der Schlafstelle Quinch's ausgebreitet. Eine Pfeife nach der anderen rauchte er, und wenn immer Lachen in diesem Kreise erscholl, so durfte man darauf rechnen, daß es durch den verschlagenen Fallensteller hervorgerufen worden war.



So gingen die Stunden dahin, und Mitternacht war vorüber, als Quinch, von einer ihm selbst unerklärlichen Unruhe ergriffen, auf Andrieux' Rath sich zu einem Rundgange entschloß. Wie gewöhnlich blieb dieser ihm zur Seite. Beide Ufer schritten sie ab; mit jedem einzelnen Posten sprachen sie, ihm zugleich scharf einprägend, jedes zu seinen Ohren dringende auffällige Geräusch sofort dem Kommandanten selbst zu melden. Denn ihre Blicke reichten in der schwarzen Finsterniß kaum über ein Dutzend Schritte hinaus, namentlich, nachdem sie zuvor träge in die erhellte Schlucht hinabgestiert hatten.

Was Quinch aber nicht beachtete, das war von Kit Andrieux schlau berechnet worden: die in der Schlucht brennenden Feuer sandten ihre Helligkeit hoch über diese hinaus in die schwarze Atmosphäre hinein, so daß sie einen lichten Hintergrund bildete, vor welchem auch auf größere Entfernungen ihre Gestalten sich erkennbar auszeichneten. Dabei sprachen sie wie gute Freunde zu einander, daß es fast den Eindruck erzeugte, als habe Quinch sich in des Fallenstellers Gesellschaft am sichersten gefühlt. Und seine letzten Leute hatten ja in jüngster Zeit mehrfach die Neigung verrathen, sich gegen seine Befehle aufzulehnen und truppweise davonzugehen. Vor Allem wagte er nicht mehr, ihnen in der alten tyrannischen Weise gegenüber zu treten und sie mit der Waffe in der Faust zu bedrohen; gerade das aber deuteten sie als Schwäche oder vielmehr Furcht vor ernsten Gefahren, die er vor ihnen verheimlichte. Unter solchen Verhältnissen gewann Kit Andrieux immer größeren Einfluß auf ihn, und bereitwillig ging Quinch darauf ein, als er ihm zu dem Befehl rieth, beim ersten Grauen des Morgens zu rüsten und mit erwachtem Tageslicht den Marsch über die versengte Ebene fortzusetzen.

Bald nach ihrer Rückkehr in's Lager begaben sie sich

zur Ruhe. Kit hatte seine Decke etwas dichter neben die Quinch's hingezogen, um noch ein wenig mit ihm zu plaudern.

„Gin'ral," redete er ihn mit geheimnißvoll gedämpfter Stimme an, „ich will des Henkers sein, wenn ich Ihren Leuten noch viel Ehrlichkeit zutraue. Hörte ich's nicht in Worten, so erkenne ich's doch aus ihren Augen heraus. Sie sollten nur die Blicke sehen, wenn Sie ihnen den Rücken kehren. Da steckt nämlich die leibhaftige Hölle drinnen, und das gilt nicht allein Ihrer Person, sondern wohl mehr noch Ihrem Gepäck, worinnen der Eine und der Andere sicher 'nen handlichen Haufen Dollars vermuthet. Das ist auch die Ursache, weshalb ich gerade hier am Ende des Lagers 'nen abgesonderten Platz zum Kampiren für uns ausmachte. Es erscheint nämlich weise, den Rücken und wenigstens eine Seite frei zu halten, sofern es irgend welchen pfiffigen Schurken einfallen sollte, in Ihrem Gepäck ein wenig nachzuforschen."

„Nicht doch, Andrieux," versetzte Quinch kleinlaut, denn so verwegen im Glück, so feige war er, wie die meisten verbrecherischen Naturen, wenn Widerwärtigkeiten auf ihn hereinbrachen, „unzufrieden mögen die Burschen sein, bin ich selber doch nicht oben auf; aber nach den gemeinsam ertragenen Fährnissen traue ich Keinem unter ihnen Verrath an seinem Kommandeur zu, der ihm so manches liebe Mal zu 'ner anständigen Beute verhalf."

„Und doch sind die meisten nach den ersten Mißerfolgen und der Kunde von den verlorenen Schlachten ausgerissen wie mürbes Schafleder."

„Unter denen mögen sich freilich Verräther befunden haben, doch was blieb, das ist der Kern."

„Ein feines Wort, Gin'ral, bei Gott, findet bei mir aber keinen rechten Glauben, denn ich traue nicht 'nem Einzigen. Und ich sag's offen: ich bin ein zu friedliebender

Mann, als daß ich mein Leben sammt meinen Dollars um nichts auf's Spiel setzen möchte. Es kann Sie daher nicht verwundern, wenn ich beim ersten Zeichen von Verrath meinen Gaul besteige und mich aus dem Staube mache. Denn was hätte ich davon, erhielte ich an Ihrer Seite — und zu Ihnen stehen müßte ich schon um der Rechtschaffenheit willen — ein paar Loth Blei in den Leib gejagt."

„Darüber beruhigen Sie sich," erwiederte Quinch finster, „an meiner Seite ist ein Mann von Ihrer Sorte so sicher, wie auf der Treppe des Kapitols in Washington."

„So denken Sie, Gin'ral," versetzte Kit zweifelnd, „ich denke dagegen anders, oder ich will noch vor Sonnenaufgang mit Haut und Haaren wie der elendeste Galgenschwengel zur Hölle fahren. Doch die Zeit geht hin, und die Knochen verlangen ihr Recht. Daher gute Nacht und ein so fröhliches Erwachen, als ob Sie zu den Singvögeln gehörten, die jeden neuen Tag mit 'nem lustigen Liedlein anpfeifen."

Er warf sich auf die Seite, zog die Decke über den Kopf, und bald darauf tönte unter derselben das von einem gesunden Schlaf zeugende tiefe Athmen und Schnarchen hervor.

Quinch lag mit Schultern und Rücken erhöht, so daß er über das Feuer hinweg um sich zu spähen vermochte. Abwechselnd stierte er in die lodernden Flammen und auf das nur ein wenig zwischen den Falten der Decke hervorragende Antlitz des leichtfertigen Fallenstellers, der keine Sorgen, keine Furcht kannte. Während das Gift, welches derselbe ihm mit seiner letzten Bemerkung einflößte, in seinem Inneren fortwirkte, beneidete er ihn um die zuversichtliche Ruhe, um die unerschöpfliche heitere Laune. Doch nicht die Erinnerung an vergossenes Blut und die rauchenden Trümmer vernichteter glücklicher Häuslichkeiten war es, was ihn marterte, nicht die Vergegenwärtigung

verbrecherischer Handlungen, die auf frühere Zeiten entfielen, sondern das blasse Gespenst eines gewaltsamen Endes. Während der Name des anscheinend allwissenden räthselhaften Spions Kampbell ihm in den Ohren donnerte, an seinem verrotteten Gewissen zerrte und sein Gehirn in Flammen setzte, sank sein letzter Muth dahin. Im offenen Kampfe mit einem sichtbaren, wenn auch überlegenen Feinde hätte er nie gezagt, nicht mit einer Miene etwas Anderes als grimmige Entschlossenheit und Todesverachtung verrathen. Furchtbaren Phantomen gegenüber, zumal auf der Flucht vor einem schweren Verhängniß, verlor er dagegen den letzten Halt.

Der Morgen rückte immer näher, ohne daß er auch nur den kleinsten Theil der früheren Entschlossenheit zurückgewonnen hätte. Immer neue Bilder erstanden vor seiner Seele, die ihn abwechselnd mit Entsetzen erfüllten oder ihn veranlaßten, die Zähne knirschend aufeinander zu reiben. Wäre ihm nur die Gelegenheit geboten worden, mit den Früchten seiner Räubereien zu entkommen, so hätten seine Leute alle der Reihe nach zur Hölle fahren mögen.

Allein wohin sollte er fliehen? Mit wessen Hilfe die schweren Sattelkoffer fortschaffen, ohne zu jeder Stunde gewärtig sein zu müssen, auf dem unabsehbaren schwarzen Aschenfelde durch Mangel am Nothwendigsten elend zu Grunde zu gehen oder seinen Feinden blindlings in die Arme zu laufen.

Er betrachtete Kit Andrieux' ruhiges Antlitz. Wenn der nur wollte, folgten seine Gedanken aufeinander, so mußte es ihm unter dessen Beistand sicher gelingen, allen Nachstellungen zu entrinnen. Unwillkürlich streckte er die Hand nach ihm aus, um ihn zu ermuntern, zog sie aber hastig wieder zurück.

Argwöhnisch lauschte er in die Nacht hinaus. Alles war still ringsum. Das letzte Leben schien von der ver-

sengten Steppe verschwunden zu sein. Verstummt war das Gekläffe und Heulen der Wölfe, die auf der Flucht vor dem eilenden Feuer wer weiß wohin verschlagen worden waren. Kaum daß in der Schlucht selbst hier und da ein Heimchen zirpte. Und dazu der widerwärtige Brandgeruch; an was erinnerte er nicht? Und dann das Brausen des Windes, welcher die Atmosphäre mit Staub und Asche erfüllte und das Athmen erschwerte. So oft ein Pferd in dem nahen Thälchen schnaubte, fuhr er erschrocken empor. Woher die schwarzen Ahnungen kamen, er wußte sich keine Rechenschaft darüber abzulegen. Wohin er sich wenden mochte: überall wähnte er sich von Verräthern und unerbittlichen Verfolgern beobachtet.

Die Feuer waren niedergebrannt. Nur das seine loderte hin und wieder auf, so oft er von dem zur Hand liegenden Vorrath einige Aeste auf die Gluth warf.

Um sich der finsteren Betrachtungen zu erwehren, seinen Geist zu zerstreuen, zog er alte Briefschaften unter dem abgetragenen Uniformrock hervor. Nach Anhaltepunkten für seine ferneren Bewegungen wollte er unter denselben suchen. Gleichsam mechanisch öffnete er das erste Schreiben. Es war der von dem Indianer ihm zugetragene Brief. Ihn in den flackernden Schein der Flammen haltend, galt sein erster Blick der Unterschrift.

„Kampbell," las er, und als wäre das Papier glühendes Eisen gewesen, schleuderte er es mit einem lästerlichen Fluch von sich in die Flammen.

Kit Andrieux schlug die Augen auf. „Was gibt's, Gin'ral?" fragte er neugierig, ohne seine Lage zu verändern, „Sie scheinen sich den Schlaf verdammt früh aus den Augen gerieben zu haben."

„So ziemlich," antwortete Quinch, sein in Wuth verzerrtes Gesicht zur Seite kehrend, „der Satan mag schlafen bei dem nichtswürdigen Höllengeruch."

Kit Andrieux lachte in seine Decke hinein und erzählte spöttisch redselig: „Da sollten Sie erst in 'nem indianischen Wigwam kampiren, Gin'ral; bei Gott, da würden Sie 'nen Brandgeruch kennen lernen, der noch über die Hölle geht. Mauersteine und Einfriedigungspfähle könnte man d'raus schmieden" — und weiter schlief er zu Quinch's Verdruß, ob wirklich oder scheinbar, das hätte nicht leicht Jemand zu unterscheiden vermocht.

Abermals schlich eine Stunde in tiefer Stille dahin, für Quinch, der sich ungeduldig nach freier Umschau sehnte, eine Ewigkeit. Nachdenklich beobachtete er den über den östlichen Schluchtrand hinausragenden Himmel, der allmählig eine lichtere Färbung annahm. Die an einem Kettchen von seinem Halse niederhängende Metallpfeife an die Lippen hebend, sandte er einen schrillen Ton über das Lager hin. Gleich darauf wurde derselbe durch ein Hornsignal beantwortet. Hier und da erhoben sich verschlafene Gestalten, um die mit Asche bedeckten Gluthhaufen zu schüren und mit neuem Brennstoff zu versehen.

Kit Andrieux hatte sich aufgerichtet. Nachlässig zu den allerwärts aufflammenden Feuern hinüberspähend, rieb er anscheinend ungläubig seine Augen.

„Hören Sie, Gin'ral," begann er unzufrieden, „für 'nen feinen Feldherrn haben Sie's verhenkert eilig. Hätten Sie noch 'ne Stunde gewartet, so daß man die Augen um sich werfen konnte, war's gescheidter."

„Für das, was Sie zu sehen haben, wird der Schein der Feuer wohl ausreichen," antwortete Quinch verdrossen. Dann lauter zu seinem Diener hinüber: „Halloh! Howler! Hierher in der Hölle Namen, und sorge für 'nen warmen Trunk und etwas dazu!"

Kit hatte seine Büchse unter der Decke hervorgezogen und prüfte deren Schloß und Ladung. Ebenso verfuhr er mit der Drehpistole.

„Es geht nichts über ein gutes Gewehr," sprach er gleichsam kosend, „ist das richtig geladen und arbeiten Feder und Hahn, wie sich's gehört, so braucht man den Teufel in der Hölle nicht zu fürchten, und besäße er statt des einen Pferdefußes deren ein halbes Dutzend. Hab' schon erlebt, daß ein alter Kamerad von mir in der Ladung 'was versah, und das kostete ihn das Leben. Ich hatte nämlich einen grauen Bären, ein ordentlicher Riese war's, mit meiner Kugel zu Fall gebracht. Als wir aber herantraten, da richtete er sich plötzlich auf die Hintertatzen auf. Mein Kamerad, Gott hab' ihn selig, befand sich ihm am nächsten. Da mochte die Bestie denken: der Nächste ist der Beste, und stürzte dann auch auf ihn ein. Der hob freilich seine Büchse, und er hätte dem grimmigen Burschen sicherlich den Rest gegeben, wäre der Schuß losgegangen. Bevor ich ihm aber meine Kugel in's Auge schickte, hatte er dem armen Jungen die Kehle ausgerissen, daß er nach fünf Minuten in meinen Armen den Geist aufgab."

„Zum Satan mit Ihren Mordgeschichten, die verderben Einem nur die Laune," hob Quinch an. Was er hinzufügen wollte, erstarb ihm auf der Zunge, als eine kurze Strecke abwärts Maurus' Stimme durchdringend in die Schlucht herabschallte.

„Wer eine Waffe anrührt, ist des Todes!" rief er aus, „ergebt euch auf Gnade und Ungnade, bevor ihr dazu gezwungen werdet!"

Wie ein elektrischer Schlag wirkte diese Drohung auf jedes Mitglied der Bande ein. Kurze Zeit verharrten Alle wie gelähmt. Dann aber einem unwiderstehlichen Selbsterhaltungstriebe nachgebend, griffen die Meisten dennoch zu ihren Musketen.

„Halt!" tönte es auf der anderen Seite in die Schlucht hinab, ein Beweis, daß das Lager umzingelt

war, jedoch ohne der verworrenen Bewegung Einhalt zu thun.

„Feuer!" hieß es weiter, und bald hier, bald dort krachte ein Schuß in die Tiefe hinab, je nachdem dieses oder jenes Feuer das Zielen erleichterte. Das Fallen mehrerer Genossen aber verursachte, daß Alles nunmehr zunächst aus der gefährlichen Beleuchtung zu entkommen trachtete und den Schatten dicht unterhalb der Uferwände suchte.

Panischer Schrecken hatte jeden Einzelnen ergriffen. In dem Bewußtsein, von einer Uebermacht, zumal von einem die Tiefe beherrschenden Standpunkte aus angegriffen zu werden, drängten sich die verwilderten Gestalten kopflos durcheinander. Die von Quinch herübergesendeten Kommandos, sich um ihn zu sammeln und Widerstand zu leisten, ließ man unbeachtet. Dagegen wurden wüthende Stimmen laut, die ihn einen Verräther nannten und unter Verwünschungen sich gegenseitig anfeuerten, ihn niederzuschießen, bevor man selbst seiner Schurkerei zum Opfer falle. Zugleich flüchtete man dem bewaldeten Thale zu, wo man Schutz gegen die feindlichen Kugeln zu finden hoffte, die immer wieder in den wirren Haufen einschlugen. Man besaß nicht einmal die Ueberlegung, die Schüsse zu erwiedern, mochte auch das Nutzlose jeglichen Widerstandes begreifen, weil die auf den Uferrändern vertheilten Infanteristen noch zu sehr mit der erst wenig gelichteten Dunkelheit zusammenfielen, um ein einigermaßen sicheres Zielen zu ermöglichen. Nur Flucht kannte man noch, nur das verzweifelte Bestreben, einer Lage zu entrinnen, welche man als gleichbedeutend mit einem sicheren Tode betrachtete. Es beflügelte die Eile die Ueberzeugung, als Mitglieder einer gesetzlosen Raubbande auch im Falle der Gefangennahme auf keine Gnade rechnen zu dürfen.

Und so dauerte es nur kurze Zeit, nachdem der erste

Schuß in die Schlucht hinabdröhnte, als der Letzte der Horde in dem Thale verschwand. Dort in dem Gehölz stoben Alle auseinander, um unter dem Schutze der noch herrschenden Dunkelheit eine andere Schlucht zu erreichen und in dem dort wuchernden Gestrüpp einen vorläufigen Unterschlupf zu finden. Die Gewehre hatten die Meisten fortgeworfen. An die Benutzung der Pferde konnte noch weniger gedacht werden, weil jeder einzelne Zaum, jede Fangleine beim Gepäck zurückgeblieben waren.

Die Angreifer hatten sich unterdessen zur Verfolgung aufgelöst, und wohin die Flüchtlinge sich in ihrer Noth wenden mochten, noch lange hörten sie das Sausen und Pfeifen der ihnen nachgesendeten Kugeln. Wo aber nach Lichten des Tages kleinere Trupps sich sammelten, da wirkte der empfundene Schrecken in einer Weise, daß man nichts Anderes mehr hoffte, als nur noch das nackte Leben zu retten.

Damit durfte die Raubbande, die unter der Führung eines der verbrecherischesten und verwegensten Chefs so viel Jammer und Elend verbreitete, als aufgerieben betrachtet werden. Wer nicht gefallen war oder auf der Flucht seinen Wunden erlag, dessen harrte auf dem Wege über die versengte Steppe Hunger und Mangel jeder Art. Mochte das Bewußtsein, nirgends Erbarmen oder Mitleid zu begegnen, von jedem ihm Begegnenden als Feind betrachtet und niedergeschossen zu werden, die Zähigkeit der Sehnen stählen: das an seine Fersen geheftete Gespenst des um die Kehle geschlungenen Strickes trieb ihn weiter und immer weiter fort, bis er schließlich wie ein angeschossenes Stück Wild in irgend einem Winkel qualvoll verendete.

---

## Achtundzwanzigstes Kapitel.

Bei dem ersten Wort, welches Maurus in die Schlucht hinabsandte, war Quinch aufgesprungen. Im Ungewissen über das von ihm zu beobachtende Verfahren, zumal in der verzweifelten Stimmung, erzeugt durch die unheimlich düsteren Grübeleien der verflossenen Nacht, erschien er wie zu Stein erstarrt. Wie vor der Verwirklichung seiner schwärzesten Ahnungen stehend, hatte eine fahle Farbe sich über sein Gesicht, dasselbe noch mehr entstellend, ausgebreitet. Im Gegensatz zu dem dunklen Vollbart verlieh dieselbe in Gemeinschaft mit einer eigenthümlichen Verzerrung ihm den Ausdruck Jemandes, der sich plötzlich vor den seiner harrenden Richtblock hingestellt sieht. Unfähig, bei der mangelnden Beleuchtung durch Augenschein ein klares Bild von der Sachlage zu gewinnen, andererseits aber durch die von Kit Andrieux genährte Scheu vor den eigenen Leuten abgehalten, sich in deren Mitte zu begeben, suchte er aus dem verworrenen Gebrülle, dem Schießen und den auf dem Uferrande ertheilten Kommandos einen Maßstab für sein nächstes Einschreiten zu erlangen. Was er auf diese Art erfuhr, war wenig ermuthigend. In der Schlucht unterschied er nothdürftig einen deren Mündung sich überstürzt zuwälzenden Knäuel gewissermaßen ineinander verschlungener Glieder und Gestalten; auf den hochgelegenen Uferrändern dagegen das Aufblitzen abgefeuerter Schüsse. Aber noch einmal erwachte bei dem bedrohlichen Kampfesgeräusch die alte trotzige Todesverachtung.

„Hierher mit euch Allen!“ rief er mit vor Wuth ächzender Stimme, „zu mir, Jungens! Zeigt, was ihr werth seid! Noch ist nichts verloren —“

„Schlagt dem Hund den Schädel ein!“ rief ein Verwundeter gellend zurück. „Schießt dem Verräther eine

Kugel vor den Kopf!“ überschrie ein Anderer den Lärm, mit welchem Alles dem Gehölz zustrebte. „Verkauft hat er uns! Die Hölle über ihn sammt seinem Fallensteller!“

Kit Andrieux hatte sich aufgerichtet und saß gemächlich da. Seine wasserblauen Augen schienen sich plötzlich verkleinert zu haben. Mit der Schärfe von Nadeln überwachten dagegen die aus denselben hervorschießenden Blicke den ergrimmten Bandenchef.

„Gin'ral,“ hob er bedächtig an, „bei Gott, Gin'ral, ich kalkulir', wir sind in die verfluchteste Falle gerathen, die je einer unschuldigen Christenseele von 'ner Anzahl hinterlistiger Schurken gestellt wurde. Aber Sie werden's bezeugen, daß ich nur als Führer diente, keine Gemeinschaft mit den feigen Lumpen da drüben hatte, die Ihnen am liebsten den Schädel zerbrechen möchten.“

So lange Kit sprach, starrte Quinch auf ihn hin, als wäre bei dem Trachten, seinen Worten einen guten Rath zu entnehmen, das Schießen und Brüllen für ihn verloren gegangen. Die Drohung der eigenen Leute, das Bewußtsein, bei ihnen ebenso wenig auf Schonung rechnen zu dürfen, wie bei den Angreifern, sogar, um sich selbst zu retten, von ihnen mit Freuden ausgeliefert zu werden, hatte die letzte Spur von Selbstvertrauen in ihm verwischt. Nur von dem verschlagenen Fallensteller allein erwartete er noch sein Heil; und so sprach er, die Stimme vorsichtig dämpfend: „Andrieux, Sie haben sich als einen zuverlässigen Führer und Freund ausgewiesen — jetzt rathen Sie mir — so viele Hunderte von Dollars, wie Sie erhielten, so viele Tausende zahle ich nach, helfen Sie mir von dannen. Kommen Sie — noch sind wir unbemerkt geblieben — hier fassen Sie mit an dem Koffer an, und dann in die Schlucht hinein — da sucht uns Keiner — Alles rennt dem Thale zu —“

„Was denken Sie, Gin'ral?“ fiel Kit gutmüthig spöt-

telnd ein. „Wo blieb Ihre Heldennatur? Der Schreck ist Ihnen in die Knochen gefahren, das ist Alles. Glauben Sie, daß da weiter aufwärts Keine sind, die den Sack offen halten, damit wir nur hineinzukriechen brauchen, um ihn hinter uns zugeschnürt zu sehen? Verdammt! Schreien und fluchen die da hinten nicht, als ob die ganze Hölle losgelassen wäre? Freilich, todtgeschossen oder gehangen will Keiner gern werden," und er erhob sich, jedoch ohne Quinch auch nur auf eine Sekunde aus den Augen zu verlieren. Mit derselben Vorsicht warf er neues Holz auf die Gluth, wobei er verschmitzt bemerkte: „Seien Sie froh, Gin'ral, daß Sie nicht unter die Anderen geriethen. Hatte so meine eigenen argwöhnischen Gedanken, als ich diesen Fleck für uns ausmachte; da sind wir wenigstens vorläufig gesichert —"

„Bei der ewigen Verdammniß, Mann," unterbrach Quinch den Fallensteller vollständig kopflos, „was soll das Höllenfeuer? Sind Sie verrückt? Wollen Sie die Feinde durchaus hierher locken?"

„Nichts von der Sorte, Gin'ral; denn wären wir hier nicht gut aufgehoben, so hätte längst Einer von Denen da oben auf uns geschossen."

„Andrieux," entwand es sich nunmehr keuchend den Lippen Quinch's, dann versagte ihm die Sprache. Als hätte er vor einem unlösbaren fürchterlichen Räthsel gestanden, starrte er auf den sorglos dareinschauenden Fallensteller. Erst nach einer Pause preßte er zwischen den fest aufeinander ruhenden Zähnen hindurch: „Andrieux — Mann — wenn Sie selber der Verräther wären —" er verstummte abermals. Ein derartiger Verdacht hatte ihm bisher zu fern gelegen, um ihn sogleich fassen zu können. Um so erschütternder war daher dessen Wirkung in seinem plötzlichen Auftauchen. Dem Argwohn folgte ebenso schnell die Ueberzeugung nach und lähmte seine Denkkraft vorübergehend vollends. Sein fahles Gesicht glich nichts Mensch-



lichem mehr, in solchem Maße kämpften auf demselben Wuth und Todesangst. Von dem verworfenen Räuber und Mordbrenner war zur Zeit nichts geblieben, als ein für sein Leben zitternder elender Feigling. Nur die Tücke hatte ihre alte Beweglichkeit bewahrt; das verrieth sich in der erwachenden unheimlichen Gluth seiner Augen, indem er Kit seltsam scharf betrachtete.

„Ich ein Verräther, Gin'ral?" fragte dieser gleichsam kindlich arglos; „verdammt, Mann, säßen wir Beide nicht in derselben Klemme drinnen, möchte ich Sie diese Beleidigung mit sammt 'nem halben Dutzend Zähne verschlucken machen," und wie um durch Wehrlosigkeit seine Unschuld zu beweisen, lehnte er die Büchse nachlässig hinter sich an die Uferwand, worauf er die Arme über der breiten Brust verschränkte.

„Kein Verräther?" fragte Quinch mit verkürztem Athem, „befinden wir uns aber in einer Klemme, wer anders führte uns in dieselbe hinein? Sind Sie indessen kein verrätherischer Schurke, so beweisen Sie es, indem Sie uns Beiden heraushelfen —"

„Die da unten sind des Teufels mit ihrem Schießen und Schreien. Verdammt, man versteht sein eigenes Wort nicht mehr," meinte Kit, der offenbar Zeit zu gewinnen wünschte, einfallend. Zugleich verfolgte er sicheren Blickes die Hand des Bandenchefs, die mit unscheinbarer Bewegung seitwärts an seinem Ledergurt hinglitt. Kaum aber berührte sie den Kolben des Revolvers, als er mit einem mächtigen Satz auf Quinch einsprang und ihn, bevor er von seiner Waffe Gebrauch machen konnte, umklammerte und seine Ellenbogen mit einer Gewalt an den Körper anpreßte, daß ihm dadurch die letzte Möglichkeit zur Gegenwehr geraubt wurde. Der Stoß, mit welchem Kit sich auf ihn warf, war ein so unwiderstehlicher gewesen, daß Beide zu Boden stürzten, wobei Quinch unten

zu liegen kam, und gleich darauf wurde das Aechzen und erbitterte Fluchen des Bandenchefs durch Kit's weithin schallende Stimme übertönt, indem er nach dem Ufer hinaufrief: „Mark! Heran mit Dir, Mark! Beeile Dich in des Henkers Namen, oder der Hund schießt mir ein Loch in den Leib!"

Obwohl seinem Gegner, der mit der Kraft der Verzweiflung rang, weit überlegen, mußte Kit doch sein Aeußerstes aufbieten, um zu verhindern, daß dessen bewehrte Faust sich weit genug herumschob, um die Mündung des krampfhaft gepackten Revolvers auf seine Seite zu richten.

„Mark!" wiederholte Kit Andrieux abermals, während Quinch unter der auf ihm ruhenden Last keuchte und raste und sich vergeblich von der eisernen Umschlingung zu befreien suchte. Noch aber zitterte der dringliche Ruf durch die Schlucht, als es in der Entfernung weniger Schritte schwer niederschlug, und Markolf, welcher die untere Hälfte des schroffen Abhanges im Sprunge überwunden hatte, unter der Wucht seines Körpers in die Kniee brach.

„Kit! Da bin ich!" rief er aus, indem er wieder auf die Füße emporschnellte, „halt' ihn eine Sekunde — würge ihn nicht! Lebendig müssen wir ihn fangen —"

„Mark!" fiel Kit Andrieux unverkennbar besorgt ein, als er fühlte, daß seines Gegners Unterarm sich hob, „Mark — um alles Guten willen — paß auf! Der Hund zielt auf Dich!"

„Er soll nicht lange mehr zielen," antwortete Markolf trotzig, und er wollte zur Seite springen, als die Pistole sich bereits entlud. Gleichzeitig war es wie ein Schatten vor ihn hingeschlüpft, zwei Arme umschlangen seinen Hals; er vernahm nur noch die gehauchten Worte: „Mark — mein — Traum," und von dem für ihn bestimmten Geschoß tödtlich getroffen, glitt Daisy vor ihm auf den

Rasen nieder. Und wer weiß, ob eine zweite Kugel ihm selbst nicht verderblich geworden wäre, hätte Nicodemo, der nunmehr mit Oliva auf der verhängnißvollen Stätte erschien, ihr nicht dadurch eine andere Richtung gegeben, daß er den nach einem sicheren Ziel suchenden Arm packte und die Waffe der Faust des in ohnmächtiger Wuth schäumenden Mörders entwand. Dann dauerte es nur wenige Minuten, bis der Gefangene an Händen und Füßen in einer Weise gefesselt dalag, daß er kein Glied mehr zu rühren vermochte.

Die Verfolgung der zersprengten Bande hatte sich um diese Zeit bis in das bewaldete Thal hinein verzogen. Aber noch immer schallte der unheimliche Lärm herüber, das Brüllen, Verwünschen und Krachen von Schüssen, hin und wieder übertönt von den Kommandorufen der Offiziere. Es stand in häßlichem Widerspruch zu der Scene, vor welche Kit Andrieux und Nicodemo, nachdem sie sich des Bandenchefs versichert hatten, hintraten.

Hoch auf loderten die Flammen. Sie beleuchteten ein Bild, angesichts dessen der Engel der Liebe und der Barmherzigkeit sein Haupt hätte weinend verhüllen mögen.

Lang ausgestreckt lag Daisy auf dem Rasen, die Augen geschlossen und das stille liebliche Antlitz so bleich, als hätte sie bereits zu den Verstorbenen gezählt. Feierlicher Ernst hatte sich über dasselbe ausgebreitet. Nur zu beiden Seiten des leicht geöffneten Mundes prägte sich ein sanfter Leidenszug aus. Leise, ganz leise entwanden sich die kurzen Athemzüge der todeswunden Brust. Neben ihr kniete Markolf. Vollständig gebrochen, hielt er die schlanken bräunlichen Hände zwischen den seinigen. Entsetzen, Zweifel und unsägliche Jammer verliehen seinen entfärbten Zügen einen ergreifenden Ausdruck. Starr hingen seine Blicke an den geschlossenen Lidern des dem Tode geweihten holden Kindes. Die furchtbare Erschütterung hatte ihm die

Sprache geraubt, sein ganzes Denken und Empfinden auf den einzigen Umstand beschränkt, daß sie, die vor einer Stunde noch ihr Leben gewissermaßen aus seinen Augen trank, sie, die nicht schwankte, die ihm bestimmte Kugel in Empfang zu nehmen und ihm, wie in einer Vorahnung, seitdem er die eigene Lagerstätte verlassen hatte, trotz seines ernsten Verbotes auf Schritt und Tritt heimlich gefolgt war, nunmehr unrettbar dem Tode verfallen sei. Wäre Quinch, anstatt in ohnmächtiger Wuth an seinen Banden zu zerren, abwechselnd die gräßlichsten Verwünschungen auszustoßen und dann wieder hohnlachend auf sein Höllenwerk hinzustieren, mit der geschwungenen Waffe vor ihn hingetreten: er würde den Todesstreich achtlos in Empfang genommen haben.

Auf der anderen Seite, den Rücken Quinch zugekehrt, kniete Oliva. Alles, was an Haß und tödtlicher Feindschaft in ihr lebte, was ihrem schönen, edel geformten Antlitz kurz zuvor das unheimliche Gepräge wilden Triumphes und unerbittlicher Grausamkeit verlieh, sie gewissermaßen zu einer Rachegöttin stempelte, das war dahingesunken vor einem unsäglichen Gefühl tiefen Wehs. Angesichts der sterbenden jungen Freundin durchzitterte ihre Brust eine bange Klage; doch über die in Schmerz zusammengepreßten Lippen fand dieselbe ihren Weg nicht hinaus. Ihre Hand ruhte unterhalb der rauhen Bekleidung auf Daisy's Herz, dessen matte Schläge in athemloser Spannung zählend.

Da trat Nicodemo neben sie hin. „Sie darf nicht länger hier weilen," raunte er ihr zu, „ein Engel der Unschuld gehört nicht in die Nachbarschaft eines Höllengeistes. Die Atmosphäre ringsum ist vergiftet; wir müssen sie fortschaffen."

Oliva erhob sich. Auf einen Wink von ihr richtete Nicodemo den Oberkörper Daisy's behutsam auf, und sie

umschlingend, daß ihr Haupt an seiner Schulter ruhte, hob er sie vorsichtig empor, worauf Oliva in ähnlicher Weise ihre Füße trug. Wie im Traume beobachtete Markolf ihr Verfahren, wie in traumhafte Betäubung versenkt, folgte er ihnen, als sie mit ihrer Last sich in der Schlucht weiter abwärts bewegten. An der traurigen Arbeit sich zu betheiligen, war ihm nicht eingefallen. Schwere Thränen stahlen sich über seine wettergebräunten Wangen. Er konnte nicht fassen, was er erlebt hatte, nicht fassen, daß seine einzige Herzensfreude ihm auf ewig entrissen worden, er nicht mehr ihre süß kosende Stimme hören, nicht mehr in die liebeglühenden lachenden Augen blicken sollte.

Nach Zurücklegung einer kurzen Strecke begegnete Maurus dem Trauerzuge. Sechs oder sieben Soldaten begleiteten ihn. Mehrere Gefährten Kit Andrieux' hatten sich ihm angeschlossen. Es war bereits so hell geworden, daß Maurus die ganze Sachlage mit einem einzigen Blick erfaßte. Er fragte nicht, er sprach nicht; aber neben den Bruder hintretend, ergriff er dessen Hand, ihn gleichsam führend und haltend auf dem schweren Gange.

Die weitere Verfolgung der zersprengten Raubbande war aufgegeben worden. Nur hier und da knallte noch ein Schuß, wo man diesem oder jenem aus dem Gebüsch hervorbrechenden Flüchtlinge eine Kugel nachschickte. Eine Störung in der Schlucht war daher nicht mehr zu befürchten. Und so legten Nicodemo und Oliva ihre Last auf einer Stelle nieder, wo ein aus der Uferwand hervorgewachsener breitverzweigter immergrüner Strauch gewissermaßen ein Obdach für die todwunde Wiesenblume der Council-Bluffs bildete. Dort betteten sie dieselbe auf einer Anhäufung von Decken, die in Fülle umherlagen, worauf sie deren eigene über sie hinzogen. Wie der letzten Lebenskraft beraubt, warf Markolf sich wieder

neben sie hin. Es war der erste schwere Schmerz seines Lebens. Zu jäh war er auf ihn hereingebrochen, als daß er ihm im ersten Anprall Widerstand zu leisten vermocht hätte.

Leise verständigten Oliva und Nicodemo sich mit Maurus, worauf dieser einige Mann Wache in angemessener Entfernung von der Sterbenden aufstellte. Bevor er sich zu dem unter Kit Andrieux' Obhut befindlichen Gefangenen begab, wohin die Pelzjäger vorausgingen, kehrte er noch einmal in das Thal zurück, um dem ältesten Lieutenant das Sammeln der Leute zu übertragen.

Während man in solcher Weise für Daisy nach besten Kräften Sorge trug, hatte Kit Andrieux den Gefangenen gewissenhaft bewacht. Sobald er sich mit ihm allein sah, warf er zunächst neues Holz auf den Gluthhaufen; dann trat er vor Quinch hin. Die eine Faust, den Ellenbogen des anderen Armes und das Kinn auf der Mündung seiner Büchse gemächlich rastend, betrachtete er den stier Blickenden, vor dessen krampfhaft auf den Lippen nagenden Zähnen sich leichter Schaum gebildet hatte, nachdenklich.

„Gin'ral, ich vermuthe, es geht zu Ende mit Ihnen," hob er nach einer längeren Pause des Schweigens treuherzig, beinahe freundschaftlich an, „ich möchte Ihnen daher rathen, mit Ihrem Knirschen und Zerren sich nicht zu sehr abzuarbeiten, um noch 'ne Kleinigkeit Kräfte für den letzten Augenblick übrig zu behalten. Denn hätten Sie in Ihrem ganzen Leben nichts verbrochen, als das herzige Kind, die freundliche Daisy aus den Council-Bluffs, zu ermorden, so müßten Sie abgethan werden, und wäre ich gezwungen, in Ermangelung eines guten Baumastes, mit meinen eigenen Händen Ihre verdammte Windpfeife so lange zuzudrücken, bis die Hölle Ihre schuftige Seele in Empfang genommen hat."

Wäre vor einem gesetzlich zusammenberufenen Gerichtshofe dem Bandenchef das Todesurtheil verkündet worden,

so hätte es nicht den grauenhaften Eindruck auf ihn ausüben können, wie jetzt die gleichsam gemüthliche Art, in welcher Kit zu ihm sprach. Das Bewußtsein, rettungslos auf der äußersten Grenze seines Lebens zu stehen, umnachtete sein Denken. Wahnwitz lugte aus seinen mit Blut unterlaufenden Augen. Planlos in allen Richtungen nach Milderungsgründen haschend, antwortete er beinahe tonlos: „Die Kugel war nicht für das Mädchen bestimmt; es lief mir in den Schuß —"

„Gleichviel, Gin'ral," wendete Kit belehrend ein, „trafen Sie nicht das arme liebe Kind, die Augenweide der ganzen Council-Bluffs, so erschossen Sie den eisernen Mark, und da wäre die Sache nicht anders gewesen. Denn der Mark war von jeher mein getreuer Freund, und der verdiente ebenfalls nicht, von der Hand eines der niederträchtigsten Schurken zu fallen, der jemals verdiente, dreimal hinter einander gehangen zu werden."

Quinch zerrte wieder an seinen Banden, bis ihm der Athem versagte. Wie in dem Versuch, den eigenen Erstickungstod herbeizuführen, lief sein Gesicht braunroth an. Plötzlich schöpfte er tief Luft, und seine Augen zu dem ihn seltsam neugierig beobachtenden Fallensteller erhebend, sprach er vorwurfsvoll: „Ist das der Dank dafür, daß ich Sie wie meinen Freund behandelte, Ihnen mein volles Vertrauen schenkte? Als ein wortbrüchiger Schurke haben Sie sich ausgewiesen. Unter den schamlosesten Vorspiegelungen führten Sie mich und meine Leute in's Verderben."

„Nun ja, Gin'ral, das that ich freilich, dafür bezahlen ließ ich mich ebenfalls, und die Dollars, die ich in meine Tasche schob, sind dadurch wieder ehrlich geworden, daß ich sie mit gutem Gewissen ausgeben mag. Und 'nen Schurken nennen Sie mich? Bei Gott, Gin'ral! vor allen Dingen gehört ein ordentlicher unverzagter Mann dazu, sich in 'ne Gesellschaft zu begeben, in der er auf

das kleinste Mißverständniß hin aufgeknüpft werden kann, wie 'ne frisch ausgeschnittene Büffelzunge, die man in den Rauch hängt. Wenn ich Sie aber verrieth, so galt's einem Schurken und Kehlabschneider erster Klasse, und einem solchen braucht kein ehrlicher Mann sein Versprechen zu halten oder die Wahrheit unter die Nase zu reiben. Verdammt, Sie selber müssen zu meiner Ehre eingestehen, daß ich die Angelegenheit verhenkert fein einfädelte, und das war sicher mehr werth, als die paar hundert Dollars, die Sie für meine guten Dienste zahlten."

Wie seinen Sinnen nicht trauend, starrte Quinch auf den gleichmüthig plaudernden Fallensteller. Er schien mit Gewalt in dessen Seele lesen zu wollen. Endlich hob er wieder an: „Sie scheinen die Dollars zu lieben?"

„Weshalb nicht? Ohne einen Dollar in der Tasche fühle ich mich sogar in der Wildniß, wo's keine Gelegenheit gibt, ihn an den Mann zu bringen, ziemlich unkomfortabel."

„Dann hören Sie, Andrieux, bevor wir gestört werden," sprach Quinch verzweiflungsvoll dringlich weiter, „da in den beiden Koffern stecken über sechsunddreißigtausend Dollars in Gold. Davon will ich Ihnen die Hälfte — nein, Alles will ich Ihnen schenken, wenn Sie die Stricke an meinen Händen und Füßen durchschneiden — aber schnell, schnell, damit ich verschwinde und einen Vorsprung gewinne — schnell, oder es wird zu spät."

„Das klingt verdammt freundlich," meinte Kit, selbstgefällig grinsend, „aber jetzt will ich Ihnen auch meine Ansicht sagen, Gin'ral: besäße ich dreimal so viel Gold, als die beiden Koffer da in sich bergen, und Sie wären frei, ich aber könnt's mit dem Ganzen erkaufen, Sie in meine Gewalt zu bringen, so gäb' ich's mit Freuden bis auf den letzten Cent hin. Wer nach Ihrem Tode die Hand auf das Geld legt, weiß ich noch nicht; so viel beschwöre ich indessen: der Dollar, den ich mir von Ihrem

Blutgelde aneignete, sollte mir wie flüssiges Blei in der Hand brennen. Was ich dagegen bisher von Ihnen nahm, beschwert mein Gewissen nicht, weil ich's ehrlich und unter Gefahren verdiente, an denen ich stündlich hätte zu Grunde gehen können. Jetzt wissen Sie, weshalb ich schlau genug war, mich jedesmal des Morgens voraus bezahlen zu lassen."

„Elender, verdammter Schurke," keuchte Quinch wuthschäumend, „dabei hätte es mich nur ein Wink gekostet, um Dich hängen zu sehen."

„Ueber den Schurken wollen wir nicht streiten, Gin'ral," meinte Kit geschäftlich, „und ließen Sie mich nicht aufknüpfen, so bin ich für meine Person nicht verantwortlich dafür, in Ihren Händen hatten Sie mich wenigstens lange genug, um Ernst damit zu machen. Aber ich war eben der Pfiffigere von uns Beiden, und da werden Sie wohl mit dem Hängen an der Reihe sein."

(Fortsetzung folgt.)

# Am Meeresstrande.

Novelle

von

**A. G. v. Suttner.**

(Nachdruck verboten.)

## 1.

Die Strandpromenade von Mentone war um die frühe Vormittagsstunde wenig belebt, wenn auch ein laues Frühlingslüftchen das Meer kräuselte und dann blüthenduftgeschwängert landeinwärts zog. Nur einzelne Frühaufsteher ließen sich blicken, die, mit einem Stocke oder Sonnenschirm versehen, den Feldstecher am Schulterriemen, rüstig dahinschritten, um die höher gelegenen Aussichtspunkte, la Turbie oder Roquebrune zu erreichen. Der Strand war von Fischern besetzt, welche, in Gruppen gelagert, ihre Netze ausbesserten oder die Fahrzeuge scheuerten, und so die Vorbereitungen für ihren täglichen Auszug trafen.

Auf einer der Bänke des Quai's saß ein Wintergast im Anblick der weiten, sonnenschillernden Wasserfläche vertieft. Die Beine weit vorgestreckt und übereinander geschlagen, lehnte er behaglich in der Ecke seines Sitzes, mit der einen Hand hin und wieder die Cigarette zu den Lippen führend, während die andere auf der breiten Rückenlehne ruhte. Er war sorgfältig, aber keineswegs in der auffallenden Art der Seebadlöwen gekleidet, denn über

die Zeit des Geckenthums war er längst hinaus. Er trug seine zweiundvierzig Jahre voll auf dem Rücken, der indeß durch diese Last nicht im Mindesten gebeugt war. Das Leben war ihm ja auch nie schwer geworden, er hatte es immer nur von seiner schönsten Seite gesehen, und seine glückliche Natur sah in den zahlreichen kleinen Unannehmlichkeiten, von welchen Niemand verschont bleibt, niemals einen Grund zu Aerger oder Betrübniß.

Ein reizendes Besitzthum unweit von Wien war sein eigen, die Zinsen eines ansehnlichen Kapitals sicherten ihm ein sorgenloses Auskommen, der Name Waltersberg hatte nicht allein in der Gesellschaft seiner engeren Heimath einen trefflichen Klang, sondern auch in den tonangebenden Kreisen jener Orte, wo er abwechselnd auf den jährlichen Reisen sein Zelt aufschlug. Zudem hatte er noch solche dauernde Verbindungen anzuknüpfen gewußt, aus welchen ihm ein geistiger Gewinn entstand, so daß er vor dem gefährlichsten Feinde, der Langweile, gesichert blieb. Er war Mitglied mehrerer Vereine, welche es sich zur Aufgabe stellten, zur geistigen Aufklärung und zur Besserung der Menschheit beizutragen, und er stand mit den in diesem Sinne wirkenden hervorragenderen Persönlichkeiten in eifrigem Briefwechsel.

So wußte Heinrich v. Waltersberg das Angenehme mit dem Nützlichen zu verbinden und sein Dasein zu einem recht befriedigenden zu gestalten.

Jetzt war die Cigarette ausgeraucht; er warf den Rest in den Sand, strich mit der Hand über den Schnurrbart, dann über den breiten Knebelbart, in dem sich schon Silberfäden zu zeigen begannen, hierauf rückte er den Hut etwas tiefer in's Gesicht und wechselte die Stellung so, daß er die Spaziergänger mustern konnte, die sich nun allmälig einzufinden begannen.

Eben stolzirte eine geputzte Schöne vorbei, die weiße

Matrosenmütze herausfordernd zur Seite gerückt und selbstbewußt nach dem Fremden schielend, der sie ruhig betrachtete. Das Hündchen, welches sie an der Leine führte, schien geschickt abgerichtet, um sich zeitgemäß in die Schnur zu verwickeln und seiner Herrin Gelegenheit zu kürzerem oder längerem Aufenthalte zu geben.

Waltersberg, dem diese kleine Koketterie galt, wußte, was er davon zu halten hatte; er lächelte vor sich hin und wandte den Kopf etwas seitwärts, um den Blick an einem Paar echter „Löwen" zu weiden, die im Vollbewußtsein ihrer Unwiderstehlichkeit wiegenden Ganges dahergeschleudert kamen. Alles chic vom Scheitel bis zur Zehe! Gesprächsstoff in schnarrenden Tönen und abgebrochenen Sätzen: Monte Carlo, Taubenschießen, Wettrudern, Trente-et-quarante u. s. w.

Die beiden jungen Leute bemerkten die Dame mit dem Hündchen, stießen sich gegenseitig an und schaukelten derselben nach. Andere Spaziergänger folgten diesen entschwindenden Gestalten, auch ein paar Bekannte Waltersberg's, die einige Worte mit ihm wechselten; und jetzt kam plötzlich ein junges Mädchen mit einer ältlichen Begleiterin herangeschritten.

Die Beiden waren ihm nicht fremd; er hatte sie schon irgendwo gesehen, wußte aber nicht sogleich, wann und unter welchen Verhältnissen. Da nickte ihm die Jüngere grüßend zu, und plötzlich erinnerte er sich, wo er die Bekanntschaft gemacht: es war unterwegs, auf der Fahrt hierher, auf einer der Mittagsstationen gewesen; eine kleine Gesellschaft, bestehend aus Vater, Mutter, zwei Töchtern und der Begleiterin — der Erzieherin vermuthlich — hatte an einem Tische Platz genommen. Das eine der beiden Mädchen schien schwer leidend, auch waren die Anderen bemüht, demselben kleine Liebesdienste zu erweisen. Als das Zeichen zum Einsteigen ertönte, eilte

der Vater davon, um nach dem Gepäck zu sehen, und die Anderen schickten sich an, ihren Wagen aufzusuchen, aber da versagten der Kranken die Kräfte; sie sank in ihren Stuhl zurück und vermochte nicht, den kurzen Weg zurückzulegen. Schnell entschlossen sprang Waltersberg herbei, und da keine Zeit zu verlieren war, nahm er die Leidende in seine Arme, um sie dem Wagen zuzutragen. Die erschrockene Mutter dankte nach dem geleisteten Dienste nur in kurzen, abgebrochenen Worten, was der jüngeren Tochter nicht warm genug scheinen mochte, denn sie lehnte sich noch zur offenen Thür hinaus und sagte dem freundlichen Helfer herzlichen Dank.

Jetzt, als sie ihm zunickte, erkannte er sie augenblicklich wieder. Er erhob sich rasch von seiner Bank und schritt mit einem Gruße auf sie zu.

„Wie geht es der Kranken?" wandte er sich an die Begleiterin.

„Schlecht," lautete die gedrückte Antwort. „Sie hat eine sehr schlimme Nacht verbracht."

„Und Ihnen?" Er legte die Hand theilnehmend auf den Arm des jungen Mädchens, in dessen Augen Thränen zitterten.

Sie wollte den Kummer verbeißen und bemühte sich sogar, zu lächeln, aber es gelang nicht; auch preßte sich ihre Kehle so zusammen, daß sie kein Wort zu erwiedern vermochte.

„Wir müssen hoffen," sagte er sanft. „Es mag sich ja noch Alles zum Besten ändern."

„Ja, wir müssen hoffen," kam es endlich leise zwischen ihren Lippen hervor.

„Welchen Weg gehen Sie?" frug er nach kurzer Pause. „Kann ich Sie ein Stückchen begleiten?"

„Wir suchen die Wohnung des Doktor Holl zu erfahren," ergriff die Aeltere das Wort. „Er soll sehr ge-

schickt sein; Frau v. Blansko hegt zu den Vorschriften, die ihr der Wiener Arzt mitgegeben, kein rechtes Vertrauen mehr; sie möchte hier einen Sachverständigen zu Rathe ziehen."

„Da kann ich Ihnen den Weg zeigen; ich kenne Doktor Holl persönlich."

Er schloß sich den beiden Damen an und suchte, von Theilnahme für den Kummer des jungen Mädchens ergriffen, dasselbe auf andere Gedanken zu bringen. Wirklich gelang es ihm, sie ein wenig aufzuheitern, und als man endlich vor dem gesuchten Hause ankam, erhellte sogar ein freundliches Lächeln ihr Gesicht.

„Wirklich, Sie sind unser guter Geist, Herr — Herr —" Die Gouvernante stockte.

„Heinrich v. Waltersberg ist mein Name," kam er ihr zu Hilfe.

„Herr v. Waltersberg, wir sind Ihnen sehr zu Dank verbunden," schloß die Erzieherin ihre Rede.

„Zu Dank? Wofür?"

„Nun, schon neulich haben Sie uns rechtzeitig und sehr wirksam Beistand geleistet, und heute wieder. Wenn bei uns zu Hause die Dinge nicht so traurig ständen, könnte ich es auf mich nehmen, Sie um Ihren Besuch zu bitten."

„O, Sie sind zu gütig." Er nahm ihre Worte als bloße Höflichkeitsphrase hin und beantwortete dieselben auf gleiche Weise. Dann reichte er der Jüngeren die Hand: „Leben Sie wohl, und hoffen wir, daß es bald besser werde."

Hierauf schlug er den Weg nach seinem Gasthofe ein, und seine Gedanken wurden bald von anderen Dingen in Anspruch genommen, da er einen Brief von einem Bekannten aus Monte-Carlo vorfand, der ihn zur Theilnahme an einem Ausfluge nach Nizza aufforderte. Am

selben Nachmittage noch folgte er der Einladung und fuhr nach Monte-Carlo. Dortselbst traf er nicht einen, sondern ein Halbdutzend Bekannter, die nach reichlichem Frühstücke in der besten Laune waren und ihn mit offenen Armen empfingen. „Prächtig, daß Sie gekommen sind!" hieß es. „Wir wollen einmal in Kompagnie der Bank auf den Leib rücken und dann einen lustigen Abend verbringen. Morgen früh geht es nach Nizza zum Blumenkorso; dann geben wir Sie wieder auf einige Tage frei."

Er war kein Spaßverderber; zwei oder drei Tausendfrankenbillets konnte er, ohne daß es ihm wehe that, daran setzen, um der Bank, die jährlich Millionen verschlang, zur Ader zu lassen.

Bald saß abwechselnd Einer von der Gesellschaft am Spieltische, und neugierige Gruppen hatten sich schnell gesammelt, um das hohe Spiel mit Spannung zu verfolgen. Der Anreger der Idee hatte Pech: ein Geldschein nach dem anderen wanderte in das vergitterte Kistchen der Croupiers, und als nun Waltersberg folgte, war das Gesellschaftskapital schon arg zusammengeschmolzen. Aber seine Hand war glücklicher, wieder kamen die Banknoten zurückgeflogen, dann wurde er abgelöst, und es gab ein paar Schlappen, allein schließlich, als er nochmals an die Reihe kam, endete das Spiel mit einem ganz ansehnlichen Gewinne. Dreißigtausend Franken hatte man sich nach hitzigem Kampfe erobert. Damit konnte man sich für heute zufrieden geben und die Gesellschaft brach wieder auf, um den Tag mit einem fröhlichen Mahle im Hotel de Paris zu beschließen.

Vier Tage später traf Waltersberg wieder in Mentone ein. Die kleine Gesellschaft hatte es in Nizza flott getrieben: ein ansehnlicher Theil des Gewinnes war auf die blumengeschmückte Equipage, die für eine der schönsten erklärt worden, und auf kostbare Sträuße aufgegangen,

mit welchen man die schönen Insassinnen der übrigen Wagen überschüttet hatte. Der Rest war gestern auf dem grünen Tische in Monte-Carlo geblieben und noch obendrein ein ganz ansehnlicher Ueberschuß aus der gemeinsamen Kasse.

Waltersberg saß wieder auf derselben Bank wie unlängst und blickte auf das Meer hinaus, zum fernen Horizonte hin, wo stellenweise winzige Segel gleich weißen Möven auftauchten. Als er von ungefähr einmal den Blick laudeinwärts wandte, bemerkte er zwei weibliche Gestalten, die näher kamen. Seine Augen waren offenbar noch vom grellen Sonnenlichte beeinflußt und sahen nun Alles, was sich im Schatten befand, schwarz, denn warum sollte seine junge Reisebekanntschaft, die er sogleich an Gang und Haltung erkannte, an diesem lachenden, warmen Frühlingsmorgen sich in tiefdunkle Farben gekleidet haben? — Warum? Wie ein Blitz fuhr es ihm durch den Kopf: das, was zu befürchten gewesen, war eingetroffen, ihre arme Schwester hatte ausgelitten.

Rasch sprang er auf und eilte der Näherkommenden entgegen.

„Gestern Vormittag," hub die Begleiterin in weinerlichem Tone an, ohne erst eine Frage abzuwarten. „Es ist noch ein Glück, daß sie seit der Nacht nicht mehr zum Bewußtsein kam."

Wieder legte Waltersberg theilnehmend seine Hand auf den Arm des jungen Mädchens: „Mein armes Fräulein!"

Bei diesen wenigen, aber mit herzlichem Mitgefühl gesprochenen Worte kam ihr ganzer Schmerz zum Ausbruch; sie drückte hastig das Taschentuch an die Augen und hielt schluchzend seine Hand fest.

„Könnte ich Ihnen nur Tröstliches sagen!" versetzte er ernstlich erschüttert. „Aber zu den banalen Phrasen

mag ich mich nicht bequemen. Kommen Sie, wir wollen ein wenig auf dem Strande auf und ab gehen. Die Seebrise wird Ihren Nerven gut thun."

„Folgen Sie dem Rathe, Hanni, Herr v. Waltersberg hat ganz recht," mahnte die Aeltere.

Hanni folgte willig der Hand, die sie sanft mit sich zog.

„Bleiben Sie noch einige Zeit hier?" frug Waltersberg.

„Ich weiß nicht," erwiederte sie, nach Fassung ringend.

„Doch, doch!" versicherte die Erzieherin. „Frau v. Blansko fühlt sich so gebrochen, daß der Arzt sich ganz entschieden gegen eine Abreise erklärte; er meinte, sie müsse mindestens drei oder vier Wochen der Ruhe pflegen. Auch Ihnen wird die gesunde Seeluft wohl bekommen, Kind."

„Das glaube ich selbst, Hanni," bestätigte Waltersberg.

Bei Nennung ihres Namens schlug sie die Augen zu ihm auf, und ihre Miene erhellte sich.

„Herr v. Waltersberg ist ein wahrer Wunderdoktor!" rief die Erzieherin begeistert. „Ihm gelingt es im Nu, Ihnen die Thränen zu verscheuchen. Wir müssen trachten, diesem ausgezeichneten Tröster öfter zu begegnen."

Waltersberg berührte diese Bemerkung unangenehm; warum, wußte er sich selbst nicht recht zu erklären, aber er fand diese Zutraulichkeit, die hart an Aufdringlichkeit streifte, unpassend, und so verabschiedete er sich denn früher von den Beiden, als es ursprünglich in seiner Absicht gelegen hatte.

Mißmuthig nahm er die Richtung nach seinem Gasthofe und setzte sich, auf seinem Zimmer angekommen, an den Schreibtisch, um die eingelaufenen Briefschaften vorzunehmen. Zuletzt kam ihm wieder ein Brief in die Hand, der ihn nochmals einlud, an einer „kleinen Unterhaltung" in Monte-Carlo theilzunehmen.

„Das denn doch nicht!" sagte er kopfschüttelnd. „Jetzt ist es für einige Zeit genug." Er lehnte sich in den Sessel zurück und blickte nachdenklich vor sich hin. Plötzlich kamen seine Gedanken auf die Begegnung von heute Morgen. Wie doch Freud und Leid stetig nebeneinander einhergingen! Während er gespielt, lustig getafelt und blankes Gold in Form von Blumensträußen ausgestreut, hatte hier ein schwerkrankes Menschenleben mit dem Tode gerungen, Thränen und Schluchzen waren das Echo auf sein Lachen und seine heiteren Zurufe gewesen. Der Eine sorgenlos und leichtlebig — der Andere kummervoll, eine schwere Last auf dem Herzen!

Fast kam es wie ein Gefühl der Beschämung über ihn, und er zerknitterte den Einladungsbrief zwischen den Fingern, um ihn hierauf in den Kamin zu werfen.

Gegen Mittag fand die Beerdigung der Verstorbenen statt, zu der auch er sich einfand. Von den Leidtragenden waren Vater und Tochter nebst der Erzieherin anwesend. Bescheiden blieb er im Hintergrunde; erst als man den Sarg heraustrug, schloß er sich dem kleinen Zuge an.

Hanni hatte ihn kaum bemerkt, denn sie hielt fortwährend das Taschentuch vor die Augen, wohl aber knixte ihm das Fräulein zu, um dann dem Vater, der ganz gefaßt schien, ein paar Worte in's Ohr zu flüstern. Auf das hin drehte dieser den Kopf nach der bezeichneten Richtung und warf einen flüchtigen Blick auf den unbekannten Trauergast.

Langsam ging es den Berg hinauf inmitten von blühenden Sträuchern, von fruchtbehangenen Orangen- und Citronenbäumen; ein lauer Luftzug wehte von allen Seiten Veilchen- und Rosenduft heran, die Vögel zwitscherten und sangen. Alles athmete Leben und Lebensfreude, wenn auch der Tod mitten hindurch schritt.

Oben gab es noch eine peinliche Scene. Hanni war

auf dem Rande des Grabes in die Kniee gesunken, und als man nun die Grube zuzuschütten begann, brach sie laut weinend zusammen. Der Vater suchte sie aufzurichten, aber sein Zuspruch hatte keine Wirkung, so wandte er sich denn mit einer ärgerlichen Bewegung an das Fräulein, um diesem seine Aufträge zu ertheilen und allein den Rückweg einzuschlagen. Als er an Waltersberg vorbeischritt, lüftete er gemessen den Hut, ohne jedoch ein Wort an ihn zu richten.

Waltersberg fühlte auch Lust, seiner Wege zu gehen, aber der Anblick des jungen Mädchens, das dort am Grabe kauerte und so bitterlich schluchzte, machte ihn in seinem Entschlusse wanken; nach kurzer Ueberlegung trat er auf sie zu und legte ihr die Hand auf die Schulter: „Sie können nicht länger bleiben, Hanni, und keine Macht der Welt vermag Ihnen das Verlorene wieder zu geben. Nehmen Sie meinen Arm, ich will Sie führen; kommen Sie, arme Kleine."

Es schien in der That, daß seine Stimme Zaubermacht auf sie ausübte, denn sie erhob sich fast augenblicklich und schob ihre Hand schüchtern unter den dargebotenen Arm.

„So ist es recht!" rief das Fräulein beifällig. „Wirklich, Herr v. Waltersberg, Sie —"

Er zog seine Begleiterin hastig mit sich, um der Phrase zu entgehen, die er kommen sah. Am Fuße der Anhöhe angekommen, blieb er stehen. „So, jetzt kann ich Sie Ihrer Beschützerin überlassen; der Weg ist nun eben."

Sie zog ihren Arm aus dem seinen und sah, nach Worten suchend, zu Boden; dann hob sie plötzlich den Blick: „Sie sind gut, herzensgut, ich danke Ihnen." Ein flüchtiger Händedruck und sie schloß sich der Anderen an.

— — — — — — — — — — — —

Als Waltersberg am folgenden Tage von seiner Morgenpromenade nach Hause kam, wurde ihm eine eingebogene

Karte überreicht: „Karl v. Blansko." Da blieb wohl nichts übrig, als den Besuch zu erwiedern, und er mußte sich gestehen, daß er es nicht ungern that, denn das Schicksal der „Kleinen" begann ihn zu interessiren. Heute schon, als er auf der gewohnten Bank gesessen, hatte ihm etwas gefehlt; was, das wußte er eigentlich erst jetzt, da er diese Karte gelesen. Ja, warum war sie heute nicht erschienen? Hatte sie vielleicht die Nacht in Thränen zugebracht, oder war etwa die Reihe des Erkrankens an die Mutter gekommen? Jedenfalls mußte er nachfragen und gleichzeitig dem Besucher von heute Morgen für seine Aufmerksamkeit danken.

Er wartete eine angemessene Stunde ab und machte sich dann auf den Weg nach dem Gasthofe, der auf der Karte angegeben war. An seinem Ziele angelangt, erwiederte auf sein Befragen der Portier, daß der Gesuchte abwesend sei.

„Und die gnädige Frau?" frug er.

„Ist zu Hause. Ich werde sogleich melden lassen."

Waltersberg übergab dem Manne seine Karte, und n.ch wenigen Minuten wurde er gebeten, sich hinaufzubemühen. Man geleitete ihn in ein kleines Empfangszimmer, wo er die Dame auf einer Chaiselongue ruhend fand.

Mit schmerzlichem Ausdrucke streckte sie ihm die Hand entgegen. „Sie haben uns, die wir Ihnen ganz fremd sind, so viel Güte erwiesen, Herr v. Waltersberg, nehmen Sie meinen warm gefühlten Dank dafür."

„Ist es wohl der Rede werth, gnädige Frau?"

„O gewiß, und doppelt fühlbar, wenn man fern von der Heimath ist! Wenn Sie wüßten, wie mein armes, todtes Kind von Ihrer Freundlichkeit gerührt war —" Sie stockte und unterdrückte nur mit Mühe ihre Thränen.

„Ich fürchte, Ihren Schmerz von Neuem aufzufrischen,"

sagte er in bedauerndem Tone. „Vielleicht hätte ich besser gethan, Sie heute nicht mit meinem Besuche zu belästigen."

„Glauben Sie, wir sprächen sonst nicht von ihr? Seit gestern sind wohl nur wenige Minuten vergangen, wo nicht von ihr die Rede gewesen wäre. Sie war ein so gutes, liebevolles Wesen, so dankbar für Alles, was man ihr erwies! Das Einzige, was mir die Kraft gibt, meinen Schmerz zu tragen, ist das Bewußtsein, daß mir noch ein theures Kind erhalten bleibt." Eine Thür knarrte in den Angeln, und die Erzieherin erschien auf der Schwelle. „Ah, Fräulein Sibel, bitte, sagen Sie Hanni, daß Herr v. Waltersberg hier ist."

„Sogleich, gnädige Frau. — Wie freundlich von Ihnen!" wandte sie sich dann an den Besucher, „das wird für Hanni eine große Freude sein."

Wieder beschlich Waltersberg jenes unangenehme Gefühl bei diesen Worten. Warum sollte es für das junge Mädchen eine so besondere Freude sein, daß er den Besuch des Vaters erwiederte? Was bemühte sich diese Person, ihm das junge Mädchen bei jeder Gelegenheit aufzudrängen? Fast schien es, als habe sich Fräulein Sibel da etwas in den Kopf gesetzt, das er nicht anders als närrisch nennen konnte.

„Ich muß leider meinen Besuch abbrechen," sagte er hastig, „man erwartet mich."

Aber schon war die Erzieherin verschwunden und gerade, als er sich erhob, trat Hanni in's Zimmer.

Sie ging mit freundlichem Gruße auf ihn zu und frug in einem Tone, dem eine leichte Enttäuschung anzumerken war: „Wie, Sie gehen schon?"

„Ich sollte eigentlich," versetzte er, „aber wenn es Ihre Frau Mutter nicht ermüdet, kann ich schon noch ein paar Minuten bleiben."

„Ihre Gegenwart ermüdet mich nicht nur keineswegs,

sondern ist mir vielmehr eine Beruhigung. Wir sind ja Landsleute; meine Familie war in Mähren ansässig."

„Und meine Wiege hat an der Donau gestanden, gnädige Frau."

„Sie leben in Wien?"

„Von Zeit zu Zeit. Den größeren Theil des Jahres bringe ich auf meinem Gute und außerdem in der Regel mehrere Monate auf Reisen zu."

Fräulein Sibel war eben bei diesen Worten wieder erschienen.

„Sie besitzen also eine Herrschaft, Herr v. Waltersberg?" frug sie, sich mit einer Handarbeit an's Fenster setzend.

„Ein Gut," versetzte er einigermaßen kühl. „Es gibt heutzutage keine Herrschaften mehr. Wundert Sie das übrigens, daß ich ein Besitzthum mein eigen nenne?"

„Wundern? Im Gegentheil, ich sah es Ihnen auf den ersten Blick an, daß Sie ein — ein wohlsituirter Mann scheinen und ein Kavalier obendrein."

„Sie sind sehr gütig, Fräulein Sibel, aber ich wüßte nicht, wieso sich ein sogenannter Kavalier von anderen Sterblichen unterscheide, die irgend eine gute Erziehung genossen haben."

„O doch, doch! Ein Kenner weiß diesen Unterschied augenblicklich herauszufinden."

„Fräulein Sibel ist eine eingefleischte Aristokratin," erklärte die Frau vom Hause. „Sie schwört auf das blaue Blut und schwärmt dafür."

„So? Das kann ich von mir nicht sagen; wenn ich wählerisch und mißtrauisch bin, so ist es gerade meinen Standesgenossen gegenüber der Fall. Ich habe auf meinen Wanderungen ganz merkwürdige Exemplare unter ihnen kennen gelernt."

„Ach, Sie scherzen!" rief die Erzieherin.

„Nein, ich spreche in vollem Ernste, denn mir ist oft Gelegenheit geworden, hinter die Kulissen zu schauen und den Goldflimmer, statt beim Lampenschein, beim viel intensiveren Tageslicht zu sehen, und da nahm sich das Zeug viel weniger vornehm aus."

„Da sind Sie wohl ein — Demokrat," führte das Fräulein das Geplänkel fort.

„Falls Sie darunter einen Freiheit und Aufklärung liebenden Menschen verstehen, gewiß. Als Anhänger der Volksherrschaft kann ich mich jedoch nicht bekennen, weil ich eben der Masse die beiden vorhin genannten Bestrebungen leider absprechen muß; die Welt will am geistigen und moralischen Gängelbande geführt werden. Doch, wir kommen da auf ein Thema, das hier nicht am Orte ist."

„Warum nicht? Ich finde diese Fragen höchst interessant."

„Sie sind wohl auch eine Oesterreicherin, Fräulein Sibel?"

„Und ob! Ein echtes Wiener Kind."

„Das dachte ich mir; wenn zwei Wiener zusammentreffen, dauert es kaum fünf Minuten, so verfallen sie auf das so beliebte Gebiet der politisch-sozialen Diskussion. Aber sehen Sie, bestes Fräulein, eben um diesen unfruchtbaren Diskussionen wenigstens theilweise zu entgehen, flüchte ich alljährlich auf ein paar Monate in's Ausland. Da treiben die Leute wohl auch Politik, aber mit Maß, und sie finden an anderen Dingen, wie Kunst, Literatur, Wissenschaft doch immer noch mehr Interesse."

„Sind Sie vielleicht selbst Künstler?" frug Frau v. Blansko, die dem Gespräche eine andere Richtung geben wollte.

„Dilettant hier und da, weiter nichts. Und Sie?" wandte er sich an Hanni, die schweigend neben der Mutter

gesessen hatte. „Sie betreiben wohl eine Kunst? Musik oder Malerei?"

„Ich bewundere die Kunst," versetzte die Befragte etwas schüchtern. „Aber ich wage mich nur zaghaft an sie heran und muthe Niemanden zu, mein Klavierspiel anzuhören oder meine Zeichnungen in Augenschein zu nehmen."

„Sie schreibt auch recht hübsche kleine Aufsätze," ergänzte die Erzieherin eifrig. „So hat sie von Mentone eine sehr nette Beschreibung gemacht; auch ein Tagebuch führt sie, allein das ist ein Buch mit sieben Siegeln; kein profanes Auge hat es noch zu sehen bekommen."

„Es wäre auch für einen Anderen von gar keinem Interesse," versicherte Hanni. „Mir dient es hier und da zur Zerstreuung, wenn ich die Erinnerung an vergangene Zeiten auf ein paar Minuten erwecken kann."

„Das ist eine sehr gute Gewohnheit," sagte Waltersberg. „Im Lauf der Jahre kommt so ein kleiner Lebensroman zusammen, der sich oft unterhaltender liest, als viele Bücher, die für unseren Zeitvertreib gedruckt werden. Auch ich führe gewissenhaft mein Tagebuch und verschließe dasselbe sorgfältig vor den Augen Anderer."

„Hanni trägt es sogar wie einen Talisman bei sich," bemerkte das Fräulein lachend.

„Das hat seinen guten Grund," versetzte das junge Mädchen. „Ich fand es unbequem, den ziemlich umfangreichen Band mit auf Reisen zu nehmen, und da zeichne ich die Tagesereignisse in einem Notizbuch auf, um den Inhalt dann, nach der Heimkehr, zu übertragen."

Waltersberg wollte seinen Besuch nicht zu ungebührlicher Länge ausdehnen; er benutzte somit die eingetretene Pause, um sich zu erheben.

Frau v. Blansko sagte wohl „auf Wiedersehen", aber sie betonte diese Worte nicht ausdrücklich, und so meinte

denn Waltersberg, daß es mit diesem einen Male abgethan sei. Eben wollte er die Vorzimmerthür öffnen, als ihm Fräulein Sibel nachgeeilt kam.

„Bitte, Herr v. Waltersberg, besuchen Sie uns recht oft; Ihre Gegenwart hat auf Frau v. Blansko eine sichtlich gute Wirkung ausgeübt, und Sie glauben gar nicht, wie Hanni von Ihnen mit Sympathie spricht!"

Das wurde ihm jetzt doch zu arg. „Fräulein Sibel," hob er scharf an, „ich muß Ihnen unumwunden gestehen, daß mich Ihre allzu freundlichen Aufmunterungen unangenehm berühren. Fast scheint es mir, als suchten Sie meine Person mit der Ihrer Schutzbefohlenen absichtlich in Verbindung zu bringen. Wo hinaus soll das? Ich zähle zweiundvierzig Jahre, das junge Mädchen vielleicht höchstens siebenzehn. Welche Rolle muthen Sie da mir und ihr zu?"

„Aber, Herr v. Waltersberg, Sie mißdeuten meine guten Absichten, Sie mißverstehen mich gänzlich, ich — ich —"

„Wem gelten diese guten Absichten? Ich bin sowohl Ihnen fremd, wie auch der Familie, mit der Sie mich um jeden Preis in Verkehr bringen wollen. Wem soll also da ein Dienst erwiesen werden, und worin bestände dieser Dienst?"

„Ich weiß wirklich nicht —" versetzte sie stockend. „Sie haben vielleicht recht, es war zudringlich von mir; nehmen Sie es mir nicht übel, bitte, die Absicht war, wie gesagt, die beste. Natürlich, wenn Ihnen der Umgang nicht gefällt, dann —"

„Das habe ich nicht gesagt, allein ich liebe es, meine eigenen Wege zu gehen und mich in der Wahl meiner Freunde nicht beeinflussen zu lassen. — Nichts für ungut, Fräulein Sibel, ich bin ein Freund der Aufrichtigkeit und es drängte mich schon seit einigen Tagen, mich in dieser Sache auszusprechen."

---

2.

Waltersberg hatte sich noch selten so übellaunig gestimmt gefühlt, als am Abend und selbst noch am folgenden Morgen nach dieser Auseinandersetzung. Um die dumme Geschichte zu vergessen, beschloß er, nach Monte Carlo zu fahren.

Er begab sich daher zur Eisenbahn, ließ sich, am Ziele angelangt, im Hotel de Paris ein Frühstück vorsetzen und schlenderte herauf durch den Park, der in der vollsten Ueppigkeit halbtropischer Vegetation stand. Von Bekannten traf er diesmal Niemand; ohne Zweifel waren Alle zum Stiergefechte nach Nizza gewandert, einer Belustigung, der er ganz und gar keinen Geschmack abgewinnen konnte.

Nachdem er so eine Stunde auf und nieder gegangen, schlug er den Weg nach dem Kasino ein, um dem Spiele ein wenig zuzusehen. Die Tische waren schon alle stark besetzt und ziemlich viele Zuschauer drängten sich um die sitzenden Spieler, die ernst und eifrig nach jeder Nummer ihre Kärtchen besteckten, Ziffern aufschrieben, berechneten und kombinirten, um dann zu setzen und in der Regel — zu verlieren. Waltersberg wanderte von einem Tische zum anderen und wollte sich schon in den letzten Saal begeben, wo Trente-et-quarante aufgelegt wurde, als sein Blick zufällig auf einen Roulettespieler fiel, in dem er Hanni's Vater zu erkennen glaubte.

Nein, er mußte sich getäuscht haben! Und doch, er war es, in Trauer gekleidet, aber augenscheinlich von keinem anderen Gedanken gefesselt, als von dem, ob die rollende Kugel in das gewünschte Fach kollern werde. „Eine sonderbare Art, die vor zwei Tagen begrabene Tochter zu betrauern!" murmelte der Beobachter vor sich hin, und er nahm dem Anderen gegenüber Stellung, um dessen Spiel zu verfolgen.

In der Miene Herrn v. Blansko's konnte man deutlich die Leidenschaft lesen; er setzte zwar vorderhand nur einzelne Goldstücke, aber mit fieberhafter Hast, und seine Augen verfolgten mit gierigem Ausdrucke die Kugel, die nie dorthin fiel, wo er sie zu sehen hoffte. Nachdem er so ein paarmal verloren, vergrößerte er seine Einsätze, allein mit ebenso wenig Erfolg; dann ließ er einen Tausendfrankenschein wechseln und beschickte sogleich mit der Hälfte des Betrages eine ganze Reihe Nummern. Wieder vergeblich! Nun warf er den Rest auf Roth, und Schwarz kam zum Vorschein. Ein zweiter Geldschein wurde gewechselt und ein dritter, hierauf, nachdem ein Häufchen Gold nach dem anderen verloren gegangen war, sprang der Spieler auf, um an einem anderen Tische sein Glück zu versuchen.

„Narr! Herzloser Narr!“ brummte Waltersberg. „Wenn das Deine Art ist, Trost zu suchen, so bedaure ich Deine armen Angehörigen.“ Ein Gefühl der Verachtung beschlich ihn, aber es zog ihn doch zu jenem Tische hin, wo der Andere sich einen Platz erobert hatte.

Wieder flogen die Banknoten der Kasse zu, und dann ging es nochmals weiter, zu einer anderen Roulette, allein immer mit demselben ungünstigen Resultate. Der Mann mochte so im Zeitraum einer Stunde fünfzehntausend Franken verloren haben.

Nun schien er doch genug zu haben, denn er stieß hastig seinen Stuhl zurück und eilte dem Ausgange zu. Möglich auch, daß der Geldvorrath erschöpft war.

Wie mit magnetischer Kraft zog es Waltersberg hinter dem Anderen drein, der eben die Terrasse hinab dem Bahnhofe zuhastete. Er löste eine Fahrkarte nach Mentone, und sein Beobachter that desgleichen, ohne recht zu wissen warum, ja, er blieb dem Manne so auf den Fersen, daß er in dasselbe Coupé mit ihm zu sitzen kam.

Herr v. Blausko stierte verdrießlich zur anderen Seite zum Fenster hinaus. Plötzlich drehte er den Kopf herum, musterte seinen Wagengenossen und sagte, leicht an den Hut greifend: „Herr v. Waltersberg, wenn ich nicht irre?“

Waltersberg antwortete bejahend, und nun erging sich der Andere in einer langen Rede über die Immoralität der Spielbank. „Ich begreife nur nicht,“ schloß er, „wie man bei den Leuten, die es so offenkundig auf die Taschen der Reisenden abgesehen haben, spielen kann.“

„Sie haben es nie versucht?“ frug Waltersberg.

„Nie! Und ich werde mich auch niemals dazu bewegen lassen.“

„Es ist immer gut, wenn der Mensch seinen Grundsätzen treu bleibt. Ich gestehe, ich habe nie diese Charakterstärke besessen; freilich weiß ich immerhin gewisse Grenzen einzuhalten.“

„Glauben Sie das nicht! Einmal dem Teufel verschrieben, sind Sie auch schon für immer in seinen Klauen.“ Eine kurze Pause folgte dieser Versicherung, dann fuhr er fort: „Sie fahren also öfters nach Monte Carlo?“

„Ja, von Zeit zu Zeit.“

„Werden Sie morgen dort sein?“

„Nein, und die folgenden Tage auch nicht, denn ich habe einen Ausflug nach Genua vor, der mindestens eine Woche in Anspruch nehmen dürfte.“

„Da thun Sie sehr recht, die Zeit anders zu verbringen,“ sagte Herr v. Blansko beifällig.

Waltersberg las indeß sehr gut in der Miene des Anderen die Befriedigung, die dieser empfand, auf einige Tage von einem lästigen Zeugen befreit zu sein. Er fühlte keine Lust, sich in ein weiteres Gespräch mit diesem Heuchler einzulassen, und zog eine Zeitung hervor, in die er sich vertiefte, bis man endlich in Mentone ankam.

Am nächsten Morgen fuhr er, wie es wirklich in seiner Absicht gelegen hatte, nach Genua und kehrte erst nach einer Woche zurück. Hin und wieder war eine leise Erinnerung an Hanni in ihm aufgetaucht, aber die Erinnerung hatte nichts Erfreuliches für ihn, denn kaum war ihr Bild vor seinen geistigen Augen erschienen, als sich auch schon der Mann neben ihr zeigte, den sie Vater nannte.

Ob er wohl diese Woche fleißig ausgenützt hatte, um seiner Leidenschaft zu fröhnen? Die Antwort auf diese Frage erhielt er zufällig von demselben Bekannten, der ihn damals zum Ausfluge nach Nizza eingeladen hatte und welcher eben heute nach Mentone kam, um zu sehen, was aus dem verschollenen Waltersberg geworden sei.

„Kennen Sie vielleicht einen gewissen Herrn v. Blansko, einen Landsmann von Ihnen?“ frug er, nachdem man die ersten Begrüßungsworte ausgetauscht hatte.

„Oberflächlich, ja.“

„Der Mann ist ja des Teufels! Ich erkundigte mich im Kasino nach seinem Namen, weil mir sein wahnsinniges Spielen auffiel.“

„So? Hat er gewonnen?“

„Gewonnen? Man sagt, er sei gestern bei hunderttausend Franken Verlust angekommen.“

Waltersberg zuckte gleichmüthig die Achsel. „Wenn er das Geld zum Verspielen hat, und die Sache ihm Vergnügen macht, ist nichts dagegen einzuwenden.“

„Das ist eben noch sehr die Frage, denn er war in der äußersten Aufregung, als das letzte Restchen den Weg allen Geldes ging, und dann stellte er an die Bank die Zumuthung, ihm auf eine Depesche hin, die er an seinen Rechtsfreund senden wollte, einen Kredit auf zwanzigtausend Franken zu eröffnen.“

„Welches Ansinnen die Bank natürlich abschlug.“

„Selbstverständlich. Und darob noch größere Erbitterung und Aufregung und der feierliche Schwur, die Bank zu sprengen."

„Wohl bekomm's! Solche Menschen sind die sichersten Opfer der Spielbank."

Als der Besucher sich wieder entfernt hatte und Waltersberg allein geblieben war, ließ er seiner Entrüstung, die er vor dem Anderen zurückgehalten, freien Lauf.

„Schändlich!" rief er. „Der Mann ist auf dem Wege, sich und die Seinen in's Verderben zu stürzen! Was wird aus dem unglücklichen Mädchen werden? Arme Kleine! Ich sehe eine dunkle, kummervolle und vielleicht elende Zukunft vor Dir." Er schritt aufgeregt im Zimmer auf und nieder, dann fuhr er sich plötzlich mit der Hand über die Stirn. „Was ereifere ich mich, was sorge ich um Andere? Der Mann hat vielleicht Reichthümer zur Verfügung und kann solche Schlappen erleiden, ohne daß ihm der Verlust zu nahe geht. Es mag ja sein, daß —"

Der Diener unterbrach ihn in seinem Selbstgespräche, indem er eine Karte überreichte und meldete, daß der Herr unten warte. Blansko! Was wollte dieser Mensch von ihm? Etwa eine Bekanntschaft wieder anknüpfen, die Waltersberg unbedingt abzuschütteln entschlossen war?

„Hast Du gesagt, daß ich zu Hause sei?" fragte er den Diener.

„Jawohl. Der Herr frug mich darnach, bevor er mir seine Karte einhändigte."

„Gut, führe ihn herauf."

Der Besucher neigte leicht den Kopf, als er eintrat, und wartete, bis der Diener die Thür hinter sich geschlossen hatte; dann sagte er, einen unbefangenen Ton anschlagend: „Herr v. Waltersberg, es gibt Umstände, wo man sich vor Allem an einen Landsmann wendet; Sie sind doch auch Oesterreicher?"

„Allerdings," erwiederte der Andere gemessen.

„Ich auch; ich bin aus Siebenbürgen, also im weiteren Sinne ein Landsmann."

„Ich weiß es, Herr v. Blansko, verstehe aber nicht recht, was diese Einleitung —"

„Die Sache ist sehr einfach. Ich hatte in der letzten Zeit unvorhergesehene Auslagen, und befinde mich augenblicklich etwas in Verlegenheit."

„Bitte, ich weiß nicht, ob Sie recht thun, mich in Ihr Vertrauen zu ziehen," unterbrach Waltersberg ihn frostig.

„Sehen Sie," fuhr der Andere unbeirrt fort, „ich habe heute eine Depesche an meinen Rechtsfreund abgeschickt, damit er mir umgehend die nöthigen Gelder hierher sende." Er holte mehrere Papiere aus der Tasche. „Da, die Quittung vom Telegraphenamte, und hier die Abschrift der Depesche, es ist das zu meiner Rechtfertigung und Ihrer Sicherstellung."

„Zu meiner Sicherstellung?"

„Nun ja; ich wäre Ihnen nämlich verbunden, wenn Sie mir bis zum Anlangen des Betrages einige tausend Franken — etwa zehn — vorstrecken wollten. In längstens vier Tagen —"

„Entschuldigen Sie, wenn ich Sie unterbreche und die peinliche Besprechung abschneide, Herr v. Blansko, ich kann Ihnen den gewünschten Dienst nicht leisten."

„Sie wollen doch nicht sagen, daß Sie keine zehntausend Franken im Besitz haben?"

„Ich will einfach sagen, daß es gegen mein Prinzip ist, Geld zu verleihen."

„Prinzip!" rief der Andere achselzuckend. „Es gibt eben Ausnahmsfälle, wo man von seinen Gepflogenheiten abgeht."

„Wie Sie zum Beispiel von jener, nicht zu spielen."

„Wollen Sie vielleicht behaupten —“

„Ja, ich will behaupten, daß Sie gespielt haben und noch spielen wollen. Ich selbst habe Sie gesehen, und heute spricht man drüben von nichts Anderem, als von Ihren großen Verlusten.“

Der Besucher lachte gezwungen. „Nun ja, es ist wahr, ich habe Pech gehabt, allein jetzt weiß ich, wie die Sache anzupacken ist: ich habe mir ein System ausgesonnen, mit dem ich einen brillanten Erfolg haben werde.“

„Wer von der Tafelrunde der Roulette oder des Trente-et-quarante hätte nicht sein System, mit dem er die Bank sprengen zu müssen glaubt!“

„Wollen Sie mir gestatten, Ihnen das meinige näher zu erklären, so werden Sie sogleich sehen, daß es unfehlbar —“

„Ich danke, ich verlange wirklich in dieser Frage keinen Unterricht; wenn ich hier und da spiele, so geschieht es einfach nur des Zeitvertreibes halber.“

„Um also auf die eigentliche Angelegenheit zurückzukommen —“

„Ich muß Sie wieder unterbrechen und bitten: kommen wir nicht darauf zurück; ich kann Ihr Verlangen unter keiner Bedingung erfüllen.“

„Sie werden mir aber doch nicht die Angabe des Grundes verweigern?“

„Ich habe die verschiedensten Gründe: erstens sagte ich Ihnen schon, daß es gegen mein Prinzip sei, Geld zu verleihen; dann sind wir einander so gut wie fremd, wie käme ich also dazu, Ihnen einen Dienst zu leisten, den ich sogar einem Freunde verweigern würde? Und schließlich — doch diese Gründe genügen wohl.“

„Und schließlich?“ bestand der Andere auf dem dritten Punkte.

„Nun, schließlich würde ich am allerwenigsten dazu

meine Hand bieten, daß ein Familienvater vielleicht sich und die Zukunft der Seinen durch seine Spielleidenschaft gefährdet."

„Erlauben Sie, das schmeckt etwas nach Bevormundung! Ich glaube, meine Pflichten selbst genügend zu kennen."

„Um so besser; reden wir also nicht weiter von der Sache."

„Gut, lassen wir das Ganze. Ich hätte bedenken sollen, daß man in der Fremde nie bei Landsleuten Gefälligkeiten suchen soll. Entschuldigen Sie, daß ich Ihre Zeit in Anspruch genommen habe." Er ergriff seinen Hut, den er vorhin auf ein Nebentischchen gestellt. „Es ist nur bedauerlich, daß der Spruch: ‚Noblesse oblige!' heutzutage nichts weiter als eine leere Phrase ist."

„In solchen Fällen gewiß. Meine Mitbürger- oder Standespflicht geht nicht so weit, einem Anderen zum Verspielen seines oder vielmehr meines Geldes zu verhelfen."

„Ihres Geldes? Soll damit gesagt sein, daß Sie in mein Wort einen Zweifel setzen?"

„Ich halte den Augenblick nicht günstig für Sie, sich auf's hohe Roß zu setzen," entgegnete Waltersberg eisig. „Uebrigens soll damit nur endgiltig gesagt sein, daß es Zeit wäre, diese für keinen Theil erquickliche Unterredung abzubrechen."

Der Andere hatte eine beleidigende Erwiederung auf den Lippen, aber er begnügte sich, spöttisch zu lächeln, und verließ dann ohne weiteren Gruß das Zimmer.

„Auch wieder ein sauberes Exemplar von einem Kavalier!" dachte Waltersberg. Er klingelte dem Diener, und als dieser eintrat, sagte er: „Wenn jener Herr noch einmal kommen sollte, so bin ich nicht zu sprechen; verstanden?" —

Der sonst so angenehme und erquickende Aufenthalt

war Waltersberg diesmal ganz und gar verleidet. Am liebsten hätte er zusammengepackt, um einen anderen Ort aufzusuchen, dann aber kam es wieder wie Trotz über ihn, und er wollte nicht einsehen, warum er dem Anderen das Feld räumen sollte. Wenn der es übrigens so forttrieb, so war ohnedies seines Bleibens nicht lange; noch ein paar ähnliche Verluste, falls die ganze Geschichte mit der Geldsendung auf Wahrheit beruhte, und Herr v. Blansko war in die Lage versetzt, sich von der Bank die Mittel zur Heimreise zu erbetteln. Und das Mädchen? Bei dem Gedanken an Hanni erfaßte ihn ein solcher Zorn gegen den Vater, daß er bedauerte, denselben so glimpflich durchgelassen zu haben.

Er nahm Hut und Stock und begab sich in's Freie, um seine Erregung auskochen zu lassen. Die gewöhnliche Promenade hatte er seither vermieden, um Niemandem von der Familie zu begegnen, und auch heute schlug er einen Seitenweg ein, der durch das abgelegene ärmere Viertel in's Freie führte. Als er die letzten Häuser hinter sich hatte, bog er in der Richtung nach einem Olivenwäldchen ab, von wo man zu einer einsamen Schlucht gelangte, die sich weit in die Berge hineinzog. Der Pfad war schmal und zu beiden Seiten von allerlei Gewächsen eingefaßt, die hier, von verwehten Samenkörnern aufgegangen, sich zu einem förmlichen kleinen Walde verwachsen hatten.

Seine Gedanken waren noch ganz von der stattgehabten Scene in Anspruch genommen und so schritt er dann weiter, als ihn ein leiser Ruf plötzlich aus seinem Brüten weckte. Die Stimme hatte er sogleich erkannt und betroffen blieb er nun stehen.

„Sie hier?“ sagte er in einem Tone, der nahe an Barschheit streifte. „Wie kommen Sie hierher — und noch dazu allein?“

Sie sah ihm mit einem Ausdruck des Erstaunens in's Gesicht; diese harte Art war sie von ihm nicht gewohnt. „Ich suchte die Einsamkeit, um mit meinen Gedanken allein zu sein," sagte sie dann.

„So? Auch ich hatte dieselbe Absicht, und nun stören wir einander gegenseitig." Er hatte zwar den schroffen Ton gemildert, aber der Sinn der Worte traf Hanni wie ein Faustschlag. Diese Begegnung störte ihn und war ihm unangenehm!

Es zuckte schmerzlich um ihre Augen, die sie halb schloß, und das Händchen fuhr hastig nach dem Herzen, wie wenn dasselbe ein jäher Schmerz durchfahren hätte; dann sagte sie tonlos: „Der Zufall allein verdient einen Vorwurf." Sie drückte sich zur Seite, soweit es der schmale Weg gestattete, und schritt rasch an ihm vorbei.

„Du bist hart und ungerecht gewesen!" sagte er ärgerlich zu sich selber. „Was ließest Du das Kind dafür entgelten, daß Dir der Vater die Laune verdorben hat?"

Langsam ging er weiter, um jedoch nach kurzem Marsche stehen zu bleiben und unschlüssig zurückzublicken. Sollte er ihr folgen und die Sache mit ein paar freundlichen Worten gut machen? Wozu? Die Stellung, die er zum Vater genommen, hatte doch ein- für allemal jeden Verkehr unmöglich gemacht, ja, vielleicht hatte Jener den Dienst sogar mit Wissen der Seinen, etwa auf Anrathen des Fräulein Sibel, begehrt. In diesem Falle mußten ihm ja auch die Frauen übel wollen; kurz, es war besser, er ließ die Dinge so, wie sie standen.

Wenn er aber geglaubt hatte, hier Ruhe und Aufheiterung zu finden, so war das ein Irrthum gewesen; immer wieder stieg in ihm die unangenehme Erinnerung auf und das Bild der Kleinen, die ihn mit einem so schmerzlichen Ausdrucke angestarrt hatte.

Was wollte eigentlich nur dieses geheimnißvolle Wesen

„Zufall“ von ihm? Warum drängte es ihm bald in Gestalt des Fräuleins Sibel, bald in der Hanni's selbst die Person des jungen Mädchens mit solcher Beharrlichkeit auf? Wohl war das Fleckchen, auf dem sie sich Beide befanden, klein genug, um eine öftere Begegnung wahrscheinlich zu machen, allein es gab noch viele andere Menschen hier, mit denen er nicht so auffallend zusammenprallte, und in deren innere Angelegenheiten er schon gar nicht verwickelt wurde. Jetzt wollte er doch sehen, ob er dem nicht entgehen konnte. Wie es schien, hatte sich die Kleine diesen Ort nur zu ihren Spaziergängen gewählt; da brauchte er ja nur ein nochmaliges Kommen zu vermeiden, indem er ein anderes Ziel suchte; es gab noch eine zweite solche dichtverwachsene Schlucht; die sollte von nun an seine Einsamkeit werden, falls er überhaupt noch das Bedürfniß nach ziellosem Umherstreifen fühlte.

Dieses Bedürfniß zeigte sich allerdings schon am kommenden Tage; um aber nicht wieder in das fortwährende unfruchtbare Grübeln zu verfallen, nahm er ein Buch mit. Er schritt rüstig die Anhöhe hinan, an den zierlichen Villen vorbei, die, zwischen Palmen, Orangenwäldchen und Buschwerk halb versteckt, den Abhang gegen das Meer hin beherrschten. Vom letzten Landhause schlängelte sich der Weg höher in das Gebirge hinauf und am Ende desselben lag die Stelle, die Waltersberg für seinen heutigen Spaziergang gewählt hatte.

Nach einer Weile blieb er stehen, um Athem zu schöpfen und den Blick über das reizende Bild schweifen zu lassen, das sich zu seinen Füßen ausbreitete, dann ging er wieder weiter und bald trat er in einen dichten Hain von knorrigen, dickstämmigen Oliven, den er durchschritt, um endlich auf den gesuchten Pfad zu gelangen. Zu beiden Seiten wucherte allerhand Strauchwerk, zum Theil mit Blüthenbüscheln besäet, die einen köstlichen Geruch ver-

breiteten. Dort, wo sich das Gestrüpp etwas lichtete, war das frische Gras mit Veilchen bedeckt, und er bückte sich, um ein paar von den duftenden Blumen in's Knopfloch zu stecken.

Als er so, den Blick zu Boden gesenkt, dahinschritt, blieben seine Augen plötzlich an einem kleinen Gegenstand haften, der vor ihm auf dem Wege lag — ein schwarzes Büchelchen mit Bleistift, welches vermuthlich ein früher Ausflügler hier verloren hatte. Rasch hob er dasselbe auf und bog vom Pfade ab, gegen eine von Buschwerk umsäumte Mimose zu, hinter deren Stamm er ein prächtiges Ruheplätzchen fand. Mechanisch hatte er seinen Fund in die Tasche gesteckt, nun aber, da er sein Buch hervorzog, kam ihm derselbe wieder in die Hand. Wenn er dem Verlustträger sein Eigenthum zurückerstatten wollte, mußte er doch vorerst wissen, wo derselbe zu suchen war, und darüber fand er vermuthlich Aufschluß, wenn er den Inhalt durchblätterte.

Er öffnete daher das Büchelchen und fand, daß es etwa zur Hälfte mit einer kleinen, feinen Frauenschrift gefüllt war. Rasch überflog er ein paar Seiten. Es war ein Tagebuch, und da wußte er nicht recht, ob er nicht eine Indiskretion beging, aber er verfiel zufällig auf mehrere Verse, die sein Interesse wachriefen:

Spüren wirst du's bald genug:
In die Welt paßt nirgends recht,
Wer nicht stark ist oder klug,
Wer nicht reich ist oder — schlecht.

---

Auf dornigem Wanderpfade
Hört Freundschaft auf und Gnade.

---

Ersehntes? Plötzlich nah,
Kann dir's vom Himmel regnen:
Auf jeder Straße ja
Kann dir dein Glück begegnen.

---

Wenn ich beleidigt durch Flache und Schwache war,
Stets fand ich, daß Mitleid die edelste Rache war.
Ernst Ziel.

---

Die Besitzerin dieses Tagebuches war sicher kein oberflächliches Durchschnittswesen; das glaubte er schon daraus schließen zu dürfen, daß jene Sprüche des Dichters ihren besonderen Gefallen erregt hatten, und bald fand er noch eine weitere Bestätigung in einzelnen eigenen Gedanken, die hier und da eingestreut waren. Jetzt drängte es ihn um so mehr, die weitere geistige Bekanntschaft der Eigenthümerin zu machen. Er blätterte weiter.

„10. März. San Pier d'Arena. Wir verließen den Wagen, da hier eine Stunde Mittagsstation gemacht wurde. Die warme Sonne und der blaue Himmel thaten der armen Sophie sichtlich wohl; sie sprach heiter und aß ihre Suppe mit Appetit; als aber das Glockenzeichen gegeben wurde, fiel sie zu unserem Schrecken halb ohnmächtig in ihren Stuhl zurück. Wir wußten uns keinen Rath, da sprang vom Nebentische ein Herr herbei, der mir schon vorhin aufgefallen war, nahm die Kranke ohne Umstände in die Arme und trug sie wie ein Kind dem Wagen zu. Das war gewiß lieb von ihm. Eine edle, stattliche, sympathische Erscheinung übrigens."

Waltersberg schob mit hastiger Bewegung den Hut zurück, wie wenn ihm plötzlich zu warm würde, verwandte aber keinen Blick vom Buche.

„Ich weiß nicht, ob es Anderen auch so geht," las er weiter, „aber manche Menschen gewinne ich gleich beim ersten Male lieb, und wenn sie diese meine Zuneigung rechtfertigen, dann könnte ich für sie durch's Feuer gehen. Mama dankte ihm zwar, allein nicht freundlich genug; ich glaubte mich verpflichtet, ihm noch ein paar warme Worte zu sagen. Ob ich ihn je wieder sehen werde?"

Der Leser ließ die Hand mit dem Büchelchen sinken und starrte vor sich in's Grüne hin; dann, nach einigen Minuten, nahm er seine Lektüre wieder auf und blätterte rasch weiter; bei einer Stelle machte er wieder Halt:

„17. März. Ich bin ihm begegnet! Er war so theilnehmend und liebevoll, erkundigte sich nach der armen Kranken und legte mir dann freundlich die Hand auf den Arm: ‚Und wie geht es Ihnen, Fräulein?‘ Seine Stimme hatte einen eigenthümlich warmen, herzlichen Klang. Ich freute mich wirklich, ihn wieder gesehen zu haben, und hoffe, daß es nicht zum letzten Male war.

---

21. März. Es war eine verzweifelte Stimmung, die sich meiner nach dem schrecklichen Ereignisse bemächtigt hatte, und doch fühlte ich fast etwas wie Erleichterung, als mich Fräulein Sibel aufforderte, ein wenig Luft zu schöpfen. Sie ahnte wohl kaum, warum ich der Aufforderung gleich Folge leistete. Ich wußte eben, ich würde ihn treffen, und das würde mir Beruhigung verschaffen. Wirklich saß er auf seiner gewöhnlichen Bank. Ich sah ihm die Erschütterung an, als er mich in der Trauerkleidung erkannte; er kam auf uns zugeeilt und wieder legte er mir die Hand auf den Arm. ‚Mein armes Fräulein!‘ Diese wenigen Worte enthielten so viel und sie drangen mir so tief, so tief in's Herz. Ja, ich habe mich nicht getäuscht: er ist gut und edel!

---

22. März. Heute hat er uns besucht. Leider blieb er nicht lange und es schien mir, wie wenn ihm Fräulein Sibel's Redesucht mißfallen hätte. Die arme Sibel! Sie meint es gut; sie ahnt in ihm einen Freund, wie er uns Noth thäte, und hoffte, durch Gesprächigkeit unser Haus für ihn anziehend zu machen. Ich fürchte aber fast, er wird so bald nicht wieder kommen.

---

23. März. Ich sah ihn heute nicht auf der Promenade. Vater kam in eigenthümlicher Stimmung nach Hause; er hatte, wie er sagte, eine große Fußpartie in die Berge unternommen, aber der Spaziergang schien ihn nicht zerstreut zu haben; im Gegentheil, er war verdrießlicher und streitsüchtiger denn je, und schrieb Abends einen langen Brief.

---

30. März. Die ganze Zeit über läßt er sich nirgends blicken. Ist er etwa abgereist? Nein, da hätte er doch von uns Abschied genommen.

Die Mutter macht mir Sorgen. Seitdem wir den Gasthof verlassen haben, um, wie Vater sagt, nicht so heidenmäßig viel Geld auszugeben, und in einem kleinen Häuschen allein wohnen, fühlt sie sich auffallend schwach und leidend. Dazu noch die üble Laune Vaters, der den ganzen Tag brummt und an Allem Ausstellungen macht. Es sind das keine erquicklichen Tage.

---

31. März. Heute endlich traf ich ihn wieder. Aber wie ganz anders war er diesmal! Seine Mienen verfinsterten sich, als wir uns auf der einsamen Stelle begegneten, die ich mir gewählt, um dem Gewühle lachender, fröhlicher Menschen entrückt zu sein und mit meinen traurigen Gedanken allein zu bleiben. Er gab mir zu verstehen, daß ich ihn störe, daß ihm ein weiteres Zusammentreffen unangenehm sei. O, wenn er wüßte, wie weh er mir gethan hat! Habe ich ihn beleidigt oder gekränkt? Ist er ungehalten, daß man ihn damals nicht dringender aufforderte, wiederzukommen? Die Mutter hätte es gerne gethan, aber sie fürchtet nichts so sehr, als unbescheiden oder gar zudringlich zu scheinen. Auch mir geht es so, und darum will ich mir einen anderen Ort für meine Spaziergänge wählen; wenn ich ihn wieder

träfe und wenn er wieder so hart wäre, ich glaube, ich müßte vor ihm in Thränen ausbrechen. Ich kann nicht glauben, mich in ihm getäuscht zu haben; er ist nicht hartherzig und ungerecht, er muß einen Grund haben, warum er mich meidet."

---

Waltersberg strich sich wie nach dem Erwachen aus einem Traume über die Augen. Das, was er eben gelesen, hatte ihn so gründlich durcheinander gerüttelt und so verblüfft, daß er erst nach Fassung ringen mußte, um zu ruhigem Nachdenken zu gelangen.

„Ist sie bei Sinnen?" rief er endlich so laut, daß ihn seine eigene Stimme aus dem traumhaften Zustande weckte. „Heinrich, sei kein Thor! Du, und dieses Kind! — Doch was ist es weiter? Die Jugendthorheit eines phantasievollen Mädchens, das über kurz oder lang selbst über diese sonderbare Schwärmerei lachen wird! Nein, nein, ich darf, ich will das nicht für Ernst nehmen, wenn ich mir auch als ehrlicher Kerl gestehen muß, daß mich von allem Anfang an ein gewisses Etwas zu ihr hingezogen hat. Ja, wenn ich um fünfzehn Jahre jünger wäre! In ihr hätte ich vielleicht Jene gefunden, die mein Glück geworden wäre. Unsere Ideen klingen merkwürdig harmonisch zusammen."

Er blätterte wieder im Büchelchen und las nochmals flüchtig die Gedanken, die sie dort angebracht hatte.

„Da spricht der ahnende, erwachende und strebende Geist eines Wesens," dachte er, „der an der Seite eines Gleichgesinnten und eines halbwegs Ausgelernten zu wunderbarer Entfaltung kommen würde. Es müßte eine hohe Freude sein, den Lehrmeister abzugeben, zu schulen, zu bilden und den richtigen Weg zu zeigen, der zur wahren Erkenntniß und zur höchsten Befriedigung führt. Ein schönes Ziel fürwahr, allein" — er seufzte wehmüthig — „es ist ein Traum, weiter nichts."

In Nachdenken versunken, blieb er noch eine Weile sitzen, bis er sich endlich aufraffte. Wie sollte er ihr seinen Fund zukommen lassen? Ihr Name war nirgends angegeben, also konnte der Finder unmöglich errathen, wer der Besitzer war; eine Zusendung war somit nicht möglich. Sie hätte errathen müssen, daß gerade er der Finder gewesen sei, und sie hätte vor Scham vergehen müssen.

Da kam ihm ein Einfall, der ihm gut schien. Sobald sie den Verlust des Tagebuches entdeckte, mußte sie ja vermuthen, daß es auf ihrem Spaziergange verloren gegangen sei, und sicherlich kam sie zurück, um darnach zu suchen; das Beste war also, er legte das Büchlein wieder dorthin, wo er es aufgelesen.

Wenn aber mittlerweile jemand Anders des Weges kam und, weniger gewissenhaft als er, den Fund behielt? Ei, das war nicht sehr wahrscheinlich; hierher verirrte sich nur selten ein Spaziergänger, und ohne Zweifel dauerte es nicht lange, so kam sie in aller Hast, denn es mußte ihr sicherlich daran gelegen sein, diesen Vertrauten ihrer geheimsten Gedanken wieder in ihrem Besitze zu wissen.

Er beschloß also, seine Absicht auszuführen, raffte sein eigenes Buch auf, um es in die Tasche zu stecken, und wollte dann auf den Pfad zugehen, als er Schritte vernahm.

Hastig zog er sich wieder hinter das Buschwerk zurück, und wirklich! er hatte sich nicht getäuscht. Da kam sie vorbeigehuscht, ängstlich nach beiden Seiten des schmalen Weges auslugend. Er wartete eine kleine Weile, bis ihre Schritte verhallt waren, dann sprang er schnell heraus, warf das Büchelchen auf den Weg und verbarg sich eilig wieder hinter dem schützenden Strauch.

Eine halbe Stunde mochte vergangen sein, als er sie

zurückkommen sah. In ihren Mienen waren Erregung und Enttäuschung deutlich zu lesen. Jetzt aber hielt sie, einen leichten Schrei ausstoßend, plötzlich inne und bückte sich rasch nach dem Funde. Schnell steckte sie ihr Eigenthum in die Tasche und setzte unter einem Seufzer der Erleichterung ihren Weg fort.

Waltersberg mußte sich Gewalt anthun, um ihr nicht nachzusetzen. Aber die bessere Einsicht siegte.

„Sei kein Thor und auch kein — Schuft!" sagte er halblaut zu sich. „Es kann und darf nicht sein."

---

3.

„Vor einer Stunde war das Fräulein hier, sagst Du? Warum hast Du mir den Besuch nicht gemeldet?"

„Der gnädige Herr befahl neulich, daß, wenn Herr v. Blansko —"

„Fräulein Sibel ist doch nicht Herr v. Blansko!"

„Sie berief sich auf denselben, und da glaubte ich gut zu thun, wenn ich ihr bedeutete, daß der gnädige Herr nicht zu Hause sei."

„Ungeschickter Uebereifer! Doch, da ist nichts mehr zu machen. Sollte sie vielleicht noch einmal vorsprechen, so melde es mir."

Der Diener verbeugte sich und ließ seinen Herrn allein. Waltersberg befand sich die ganze Zeit über in einer nicht normalen Stimmung. Diese Entdeckung von unlängst, die Eröffnungen, die ihm aus dem Tagebuche Hanni's geworden, hatten den sonst so kaltblütigen Mann, der sich vor jeder Anfechtung für gesichert gehalten, ganz gründlich aus dem Gleichgewichte gebracht. Heute verlachte er sich als Thoren, der mit seinen zweiundvierzig Jahren Regungen fühlte, wie in der Zeit, wo er in ununterbrochenem Schwärmen begriffen gewesen, und morgen fand

er wieder, daß das Altersverhältniß im Grunde genommen doch kein unübersteigliches Hinderniß sei; ja, von den äußerst wenigen glücklichen Ehen, die er kannte, war gerade der eine der beiden Gatten um ein Bedeutendes älter, als der andere. Aber dann wieder thürmten sich andere Hindernisse vor ihm auf, vor Allem der schlimme Umstand, daß jener verächtliche Wicht ihr Vater war. Sich diesen Menschen auf die Schulter zu laden, wäre Wahnsinn; nie und nimmermehr würde er vor demselben Ruhe finden, und an Stelle des bisherigen friedlichen Daseins würde eine Zeit voll Verdruß, Aerger und Erbitterung treten, die früh oder spät mit einem Bruche und voraussichtlich mit häuslichen Zwistigkeiten enden müßte.

Aber der unerwartete Besuch Fräulein Sibel's hatte ihn doch in eigenthümliche Aufregung versetzt; seit jener Auseinandersetzung hatte sie nichts mehr von sich hören lassen; da sie also heute zu ihm kam, mußte etwas ganz Besonderes vorgefallen sein.

Er schlug ein Buch auf, um seine Gedanken auf andere Dinge zu bringen, als der Diener wieder erschien und meldete: „Das Fräulein ist soeben noch einmal vorgekommen."

„Ich lasse bitten!"

Waltersberg sprang auf, um ihr entgegen zu gehen.

In Fräulein Sibel's Auftreten ließ sich die höchste Erregung und Bekümmerniß erkennen; sie sank in den ihr angebotenen Stuhl und sagte mit bebender Stimme: „Herr v. Waltersberg, ich habe da auf eigene Faust einen Schritt unternommen, denn ich weiß mir nicht anders Rath. Auf die Gefahr hin, daß Sie mir meine Aufdringlichkeit wieder übel nehmen werden —" Sie stotterte noch ein paar Worte und brach dann in Thränen aus.

„Bitte, Fräulein Sibel, fassen Sie sich. Wenn sich irgendwie eine Gelegenheit bietet, meine Nächstenpflicht zu erfüllen, so sollen Sie mich bereit finden."

„Sie sind sehr gut, Herr v. Waltersberg, ich danke Ihnen. Wie Sie helfen könnten, weiß ich selbst noch nicht, aber man geht in der Fremde eben zu allererst zu einem Landsmann, wenn man Beistand oder doch wenigstens Rath sucht."

Diese Landsmannschaft spielte, wie es schien, in der Familie eine ganz merkwürdige Rolle. Sollte jetzt etwa eine zweite Auflage jener unerquicklichen Scene mit dem Darlehensucher kommen?

„Vernehmen Sie in Kürze den unglücklichen Stand der Dinge. Die Familie besaß noch vor Kurzem ein Haus in Wien. Schon damals wirthschaftete Herr v. Blansko so unglücklich, daß der Besitz belastet werden mußte, und als die Aerzte es für unumgänglich nothwendig erklärten, daß man die kranke Tochter in ein südliches Klima bringe, beschloß man, sich seines Eigenthums zu entäußern. Das Haus wurde verkauft, und nach Abzahlung der Schulden blieb noch immer ein ganz ansehnliches Kapital, von dem man zwar nicht auf großem Fuße, aber anständig leben konnte. Frau v. Blansko glaubte, daß dieser Betrag in Wien an sicherer Stelle niedergelegt sei; das war aber nur mit einem Theile der Fall, während Herr v. Blansko eine bedeutende Summe mit auf die Reise nahm. Er hat sich schon in der Heimath mehr dem Spiele hingegeben, als gut war, hier jedoch gewann die Leidenschaft vollständig die Oberhand: er hat nicht allein den ganzen mitgenommenen Baarbetrag verloren, sondern sich noch ohne Wissen der Seinen Gelder nachsenden lassen, die ebenfalls der Bank zum Opfer fielen. Niemand von uns ahnte etwas, bis gestern Frau v. Blansko vom Rechtsfreunde der Familie einen Brief erhielt, der anfragte, ob ihr die Vermögensdispositionen des Gatten bekannt seien. Der Schlag war ein furchtbarer. Frau v. Blansko ist ernstlich krank, viel bedrohlicher, als man glaubt, Sie können sich

also die Wirkung denken, die diese Nachricht hervorgebracht hat. Es gab eine stürmische Auseinandersetzung, der Gatte behauptete, er habe gespielt, um das Vermögen wieder auf die ursprüngliche Höhe zu bringen; jetzt schwört er, er werde Alles wieder mit Zinsen zurückgewinnen. Dabei ist aber bereits mehr als die Hälfte verloren gegangen, und ich sehe den Tag kommen, wo das letzte Fünffrankenstück in dem Abgrunde verschwindet. O, helfen, rathen Sie, stehen Sie uns bei! Versetzen Sie sich in die Lage der unglücklichen Frau, die krank und hilflos den Ruin kommen sieht, und die noch verzweifeltere Lage der Tochter, wenn sie eines Tages die einzige Stütze, ihre Mutter, verloren haben wird! Was soll dann aus dem Kinde werden!"

„Das ist wohl die peinlichste Stunde meines Lebens," versetzte Waltersberg düster. „Ich möchte helfen und fühle mich ohnmächtig, denn wie soll ich als Fremder in die Sache eingreifen können! Noch dazu hat Herr v. Blansko Grund, mir übel zu wollen; es ist also im Voraus ausgeschlossen, daß ich mich ihm mit Rathschlägen oder Vorstellungen nähere."

„Warum sollte Herr v. Blansko Grund haben, Ihnen übel zu wollen?"

„Weil er damals, als er sein Baargeld verloren, an mich die Zumuthung stellte, ihm auszuhelfen. Aber schon damals ahnte ich den Stand der Dinge und wollte nicht an einer Sache betheiligt sein, die für die Seinen gefahrvoll werden mußte; darum wies ich sein Ansuchen zurück."

Fräulein Sibel schritt händeringend im Gemache auf und nieder. „Auch das noch! Ja, so wird, so muß es kommen! Ich sehe den Tag nicht ferne, wo er sich von Fremden ein paar Goldstücke erbetteln wird, in der unseligen Idee, damit wieder sein Vermögen zurück zu gewinnen. O, daß wir nie diese Reise unternommen hätten, die ohnedies keine Hilfe brachte!"

Waltersberg blickte starr zu Boden; er strengte sein Gehirn an, um irgend einen rettenden Gedanken heraufzubeschwören, allein immer wieder mußte er sich sagen, daß von seiner Seite eine Abhilfe unmöglich war.

Endlich schien ihm doch ein guter Einfall gekommen zu sein, denn er sprang auf und faßte Fräulein Sibel beim Arm. „Vielleicht gäbe es ein Mittel, noch dem gänzlichen Ruin zu entgehen!"

„Sprechen Sie, sprechen Sie!" bat sie athemlos.

„Wenn Frau v. Blansko oder ich in ihrem Namen den Schutz der Behörde anriefe — der heimathlichen Behörde natürlich. Man müßte ihn als Verschwender erklären lassen, ja, im Nothfalle eine Scheidung und Sicherstellung beantragen. Oder leben die Beiden sonst auf gutem Fuße?"

Die Befragte schwieg einen Augenblick, dann sagte sie fast flüsternd: „Er thut seit Jahren Alles, um der Aermsten das Dasein zur Hölle zu machen."

„Der Elende!" brauste Waltersberg auf. „Man könnte vielleicht Gründe finden, daß er seine Gattenpflichten vergißt; aber sein einziges Kind dem Abgrunde zuzuführen, das —"

„Sie ist nicht sein Kind, die beiden Mädchen stammen aus erster Ehe."

„Was sagen Sie?" rief Waltersberg und ein Seufzer unendlicher Erleichterung preßte sich aus seiner Brust. „Hanni ist nicht seine Tochter?"

Das Fräulein schüttelte den Kopf.

„Dann bin ich bereit, Alles daran zu setzen, um Ihnen beizustehen!" Er hielt ihr die Hand hin. „Hier, mein Wort, daß ich von nun an die Sache zu der meinigen mache."

Freudig überrascht drückte sie die dargebotene Rechte, ohne dieselbe loszulassen. „Ich nehme Sie beim Wort,

Herr v. Waltersberg; Sie sind ein Ehrenmann, das sagte mir längst ein ahnendes Gefühl, das mich schon damals drängte, Ihre Freundschaft für die Bedauernswerthen zu erobern. Aber Eile thut Noth, sonst ist Alles zu spät."

„Ja, Eile thut Noth, und leider ist der gesetzmäßige Gang in solchen Dingen ein schneckengleicher. Aber wir wollen nicht verzagen. Wann kann ich Frau v. Blansko sehen und sprechen?"

„Ich fürchte, das wird so bald nicht möglich sein; sie befindet sich in einem Zustande solcher Hinfälligkeit, daß es vergebens wäre, mit ihr augenblicklich in dieser Angelegenheit berathen zu wollen."

„Ja, aber dann müssen wir uns zu einem Aufschube bequemen."

„Wäre es denn nicht möglich, daß Sie auf eigene Faust —"

Er verneinte lebhaft. „Mit welchem Rechtstitel träte ich vor die Behörde? Man würde mich einfach abweisen. Eines könnte ich etwa versuchen: meinem Rechtsfreunde den Fall vorzulegen und ihn zu bitten, die nöthigen Einleitungen zu treffen, damit Frau v. Blansko den Weg bereits geebnet findet; auch könnte ich vielleicht die Hilfe des Konsulats anrufen." Wieder schritt er nachdenklich auf und ab, hierauf: „Ja, ich glaube, es könnte nichts schaden, wenn ich dieser Tage nach Genua fahre; ich will noch bis übermorgen warten, vielleicht hat sich Frau v. Blansko bis dahin erholt; wenn nicht, so unternehme ich die Fahrt auf eigene Faust."

„Wie soll ich Ihnen Dank sagen!" rief Fräulein Sibel, einen neuen Thränenstrom gewaltsam zurückdrängend. „Ein guter Geist waltet in Ihrer Person über uns! Ja, so wird es das Beste sein, und ja nicht länger zögern, als bis übermorgen! Denn, wie gesagt, ich fürchte für die nächste Zukunft schon das Schlimmste."

„Auch ich; und darum bitte ich Sie, mich es auf der Stelle wissen zu lassen, falls Frau v. Blansko heute oder morgen sich genügend erholen sollte, um mich empfangen zu können."

Nachdem Fräulein Sibel gegangen war, grübelte Waltersberg noch lange darüber nach, um vielleicht noch ein besseres Mittel zu finden, wie er dem gewissenlosen Manne das Handwerk legen konnte, aber er sah keinen anderen Ausweg vor sich. Einen Augenblick faßte er wohl die Frage in's Auge: wie, wenn er zum Direktor der Bank ginge, diesem den ganzen Sachverhalt vorlegte und das Verlangen stellte, daß dem wahnwitzigen Spieler der weitere Eintritt in die Säle verweigert werde? Allein er sah wenig Erfolg von diesem Schritte voraus. Dort fühlte man sich jedenfalls nicht berufen, den Sittenrichter zu spielen, denn sonst hätte man von hundert Besuchern neunundneunzig ausschließen müssen. Gerade von jenen Thoren, welche sich ruinirten, hatte ja die Bank den größten Gewinn.

Plötzlich kam ihm der Gedanke, sich zu überzeugen, ob Blansko heute wieder im Spielsaale anwesend sei. Hastig griff er nach seinem Hute, und fast ohne recht zu wissen, wie es geschehen, saß er auf einmal im Zuge, der nach Monte Carlo dampfte.

In fieberhafter Eile ging es die Terrassenstufen hinauf, dem Kasino zu. Eben waren die Spielsäle geöffnet worden, und Waltersberg entschloß sich, in der Vorhalle zu warten, bis sich der Menschenstrom in die Säle ergossen haben würde, da er dann einen besseren Ueberblick gewann, wenn einmal die drängenden Leute an den Tischen vertheilt waren. Endlich folgte er und durchschritt musternd die verschiedenen Säle, ohne jedoch den Gesuchten zu entdecken. Er war also noch nicht gekommen, und da sich Waltersberg in zu großer Erregung befand, um am Spiele Interesse zu finden, so begab er sich wieder in's Freie.

Immer neue Schaaren von Spiellustigen kamen herangezogen, und der Harrende hielt scharfen Ausblick, allein Herr v. Blansko befand sich nicht unter den Ankömmlingen. Erleichtert athmete er auf. Sollte der Spieler vielleicht in sich gegangen sein? Jedenfalls war es nutzlos, hier länger zu warten. Langsam wandte er sich nach dem Bahnhofe zurück. Unterwegs kam er an einem Juwelierladen vorbei, und als er zufällig seinen Blick auf das Schaufenster warf, bemerkte er hinter den Scheiben zu seinem Erstaunen den Gesuchten, der eifrig mit dem Inhaber des Ladens zu verhandeln schien, während dieser aus einem Päckchen verschiedene Schmuckstücke nahm und dieselben prüfend betrachtete.

So weit war es also gekommen! Der Elende verschacherte hier die Werthsachen seiner Frau, um seiner Leidenschaft noch einmal fröhnen zu können!

Waltersberg's erster Gedanke war, in den Laden zu stürmen und dort den erbärmlichen Wicht zur Rede zu stellen, er besann sich aber schnell eines Besseren und trat in das gegenüberliegende Hausthor, um dort zu warten, bis Herr v. Blansko wieder erscheinen würde. Nach einer Viertelstunde trat dieser heraus, warf einen forschenden Blick nach beiden Seiten der Straße und eilte hierauf davon.

Waltersberg stand mit ein paar hastigen Sätzen vor dem einigermaßen erstaunt aufblickenden Juwelier: „Ich bitte, sagen Sie mir, hat jener Herr soeben bei Ihnen Schmucksachen verpfändet?"

Der Befragte schüttelte gleichmüthig den Kopf. „Ich wüßte nicht, daß —"

„Doch, doch! Es interessirt mich übrigens durchaus nicht, zu erfahren, wer der Betreffende war, sondern ich möchte die Gegenstände einlösen."

„Einlösen? Man hat mir allerdings vor Kurzem

Einiges angeboten, aber zum Kaufe, und ich entschloß mich endlich zum Geschäfte, obwohl die Gegenstände sehr theuer waren."

„Das ist mir einerlei, so kaufe ich dieselben."

„Sehr gut," versetzte der Mann plötzlich geschmeidig. „Wenn es gefällig ist, sie sogleich in Augenschein zu nehmen, so treten Sie, bitte, ein."

Der Händler verstand es trefflich, seinen Vortheil zu wahren, und Waltersberg, dem es widerstrebte, lange zu feilschen, kaufte um einen weit höheren Betrag, als Herr v. Blansko erhalten hatte, die Schmuckgegenstände zurück. Ein Gefühl bitterer Empörung bemächtigte sich seiner, als sich eines der Medaillons zufällig öffnete, und ein paar lächelnde Kindergesichter ihm entgegenblickten; in dem einen erkannte er Hanni, die Andere war ohne Zweifel die Verstorbene.

Und dieses der Mutter theure Andenken hatte jener Elende hingegeben!

Mit zitternder Eile packte der Käufer seine Schätze zusammen und verließ den Laden. Es schien ihm jetzt die höchste Zeit, etwas zur Rettung der Familie zu thun, und er beschloß, schon am nächsten Tage nach Genua zu fahren.

---

## 4.

Waltersberg kehrte nach mehrtägiger Abwesenheit mit theilweisem Erfolge von Genua zurück, indem man ihm versprochen hatte, die nothwendigen Einleitungen ohne Zeitverlust zu treffen, sobald Frau v. Blansko selbst in der Angelegenheit Schritte thäte. Außerdem hatte es der ihm befreundete Chef der Behörde auf sich genommen, an den pflichtvergessenen Gatten ein vertrauliches Schreiben zu richten, worin er ihm, so gut es anging, die Hölle heiß machte.

Voller Zuversicht langte also Waltersberg wieder in Mentone an. Er begab sich eilig in seinen Gasthof, um sich umzukleiden und dann persönlich mit Frau v. Blansko Rücksprache zu nehmen. Nach einer halben Stunde war er bereits auf dem Wege nach dem bescheidenen Häuschen, welches die Familie aus Sparsamkeitsrücksichten bewohnte, seitdem der Spieler alles verfügbare Geld für die Befriedigung seiner Leidenschaft brauchte.

Er schritt eilig den Quai hinab, bog dann in mehrere Seitengassen ein und gelangte von da in die Nähe der Pfarrkirche, an der er vorbei mußte. Eben trug man wieder einen Todten zur Ruhe. Waltersberg blieb unwillkürlich stehen, um den Zug vorbei zu lassen, als er erschrocken zusammenfuhr. War es möglich? Kein Zweifel! Da schritt er, der trauernde Gatte, unmittelbar hinter dem Sarge, und dann Fräulein Sibel, an deren Arm Hanni sich weiterschleppte, bleich wie der Tod, der thränenleere Blick wie im Wahnsinn starrend!

Waltersberg glaubte anfangs seinen Augen nicht trauen zu dürfen, und war so überrascht, daß er erst wieder zur Besinnung kam, als der Zug um die Ecke gebogen war. Dann war sein erster Gedanke der, zu folgen, aber er entschloß sich anders. Er rief einen Wagen herbei und befahl dem Kutscher, nach dem Friedhofe zu fahren. Dort angekommen, hieß er den Mann warten und begab sich dann in die Nähe der Stelle, wo eben ein frisches Grab aufgeworfen worden war.

Eine schmerzliche halbe Stunde verging, in der er mehr ernste Gedanken hatte, als bisher in seinem ganzen Leben. Er war entschlossen, fortan seine schützende Hand über Hanni zu breiten und sie der Gefahr zu entreißen, in die sie der elende Stiefvater gewiß zu stoßen bereit war, sobald sein Vortheil dabei in's Spiel kam. Keine unreine Hand sollte sie antasten, kein Unwürdiger diese aufblühende

Blume knicken, und wenn er sein Leben daran setzen mußte, um sie vor Unbill zu bewahren.

Endlich kam der Zug langsam auf das Grab zu. Waltersberg hielt sich still hinter dem schützenden Dickicht und wartete, bis die Trauerfeierlichkeit vorbei war; er sah, wie der herzlose Mann dort, ohne auf die Verlassene Rücksicht zu nehmen, alsbald den Heimweg einschlug. Jetzt eilte der Beobachter aus seinem Verstecke hervor, gerade in dem Augenblick, als Hanni ohnmächtig zusammenbrach.

Hilfreich sprang er herbei und bot Fräulein Sibel seine Dienste an, dann, da die Bewußtlose nicht zu sich kam, hob er sie sanft in die Arme und trug sie seinem Wagen zu.

„Sie geben mir doch morgen Nachricht?" flüsterte er der Begleiterin zu. „Ich bin sehr, sehr besorgt um meine arme Kleine. Sagen Sie es ihr, wenn sie wieder die Besinnung erlangt hat. Vergessen Sie nicht — sagen Sie ihr, daß sie von nun an in mir einen treuen Beschützer haben soll."

Fräulein Sibel war selbst zu erschüttert, um etwas erwiedern zu können; sie nickte ihm nur zu, und dann befahl Waltersberg dem Kutscher, langsam fortzufahren.

* * *

Es war noch früh am nächsten Morgen, als der Diener seinen Herrn mit den Worten weckte: „Das Fräulein von neulich ist da und wünscht, den gnädigen Herrn dringend zu sprechen."

„Fräulein Sibel?" frug er, aus dem Schlummer auffahrend.

„Dieselbe."

„Führe sie in das Nebenzimmer; in zehn Minuten bin ich bereit." Er verließ hastig das Bett und schlüpfte in seine Morgenkleider, um hierauf in das anstoßende Gemach zu treten.

Die Besucherin stand am Fenster und blickte in's Freie hinaus, als sie aber Schritte hörte, wendete sie sich sogleich herum; ihr Gesicht war sehr blaß.

„Was ist's mit Hanni?" rief er, über ihr verstörtes Aeußere erschrocken.

„Ich weiß es nicht," klang es zitternd an seine Ohren. „Sie hat ganz in der Frühe das Haus verlassen, und ich kann mir nicht erklären, wo sie sein mag. In meiner Herzensangst lief ich zu Ihnen."

„Es mag sein, daß sie wieder das Grab aufgesucht hat," sagte Waltersberg, sich an diesen Hoffnungsanker klammernd und seine schlimmen Befürchtungen zurückdrängend. „Kommen Sie! Ich begleite Sie dorthin!" Ohne ihre Antwort abzuwarten, eilte er wieder in's Schlafzimmer zurück, um sich in fieberhafter Hast anzukleiden.

„Sie dürften Recht haben," sagte seine Begleiterin, als er sich ihr angeschlossen hatte. „Sobald sie die Besinnung erlangt hatte, sprach sie ohne Unterlaß von der Mutter; ich vermochte ihre Gedanken nicht davon abzulenken, selbst das, was Sie ihr sagen ließen, blieb diesmal ohne Wirkung. Freilich befand sie sich in einem überreizten Zustande, und ihr Sinnen war nur auf den einen Ort gerichtet. Darum halte ich Ihre Vermuthung auch für richtig. Der Gedanke an die Todte wird sie die Nacht über so in Anspruch genommen haben, daß sie in aller Stille das Haus verließ, um zur letzten Ruhestätte der Mutter hinauszuwandern."

Waltersberg winkte einen Wagen herbei, um schneller an's Ziel zu gelangen; seine Ungeduld und Besorgniß stieg von Minute zu Minute.

Endlich befand man sich an Ort und Stelle, aber vergeblich forschten seine Blicke nach der Gesuchten und ängstlich sah er seiner Begleiterin in's Gesicht.

Was nun? las sie aus seiner Miene. „Könnten wir

denn nicht wenigstens erfahren, ob sie hier gewesen ist?" sagte sie. „Es muß doch Jemand —" ein Ausruf Waltersberg's unterbrach sie.

„Da!" er reichte ihr einen schwarzen Handschuh hin, nachdem er sich in's Gras gebückt. „Wenn sie ihn nicht vielleicht gestern hier verloren hat, so —"

„Nein, nein, gestern hatte sie beide Handschuhe an den Händen; ich weiß es bestimmt, da ich sie ihr noch selber auszog. Sie war hier und kann nicht weit sein." Sie suchte mit ihrem Begleiter den ganzen Friedhof ab, dann verließen Beide seufzend den Ort.

„Wenn sie mittlerweile wieder nach Hause gegangen wäre," meinte Fräulein Sibel unschlüssig.

„Wollen Sie meinen Wagen nehmen und nachsehen?" sagte Waltersberg. „Ich bleibe einstweilen hier oder vielmehr, ich suche die nächste Umgebung ab; jenseits des Abhanges gibt es genug einsame Orte, wo sie Zuflucht gesucht haben mag, um ein paar Stunden mit ihrem schweren Kummer allein zu sein. Bitte, sagen Sie mir Eines noch: Weiß sie, daß in Kürze ein Zusammenbruch stattfinden muß, der ihre ganze Existenz in Frage stellt?"

„Sie erfuhr Alles am Tage vor dem Tode der Mutter, und noch mehr, als Sie vermuthen, denn es stellte sich heraus, daß Herr v. Blansko, um sich Geld zu verschaffen, eine That beging, die nahe an —"

„Ich weiß Alles," sagte Waltersberg rauh. „Ich war zufällig Zeuge, als er seine Beute verwerthete. Fahren Sie nach Hause und bringen Sie mir dann sogleich Nachricht, ich fürchte aber, unsere Nachforschungen werden fruchtlos bleiben."

Damit eilte er in der Richtung davon, wo der Fels in schroffen Absätzen gegen die Meeresküste abfällt. Ein furchtbarer Gedanke hatte ihn plötzlich durchzuckt. Er drang durch dichtes Gestrüpp, er achtete nicht der stach-

ligen Aloen und der Kaktusstämme, welche allenthalben aus den Felsspalten hervorragten, es galt, den kürzesten Weg einschlagen, um dorthin zu gelangen, wo ihm eine Ahnung sagte, daß er Spuren finden werde.

Jetzt war er auf dem untersten Vorsprunge angelangt, allein hier fiel der Fels schroff gegen das steinige Ufer ab. Ohne langes Zögern setzte er den Fuß auf einen hervorragenden Stein, griff nach einem festverwachsenen Busch und ließ sich hinab; von da ging es dann wieder besser. Nun aber erwies sich der Strauch, an den er sich geklammert, als zu schwach, die Wurzeln lockerten sich und, den Halt verlierend, stürzte er den Absatz herab.

Ein paar Minuten blieb er halbbetäubt liegen; er war schwer auf den linken Arm aufgefallen, aber dann raffte er sich doch mit Aufwand aller Kraft empor und richtete forschend den Blick nach dem Ufergelände, wo große Felsblöcke durcheinander gehäuft lagen.

Da stieß er plötzlich einen Schreckensruf aus und setzte in wilder Hast über die feuchten Steinklumpen hinweg, um auf die Stelle zuzuspringen, auf die seine Augen starr gerichtet waren.

„Hanni! Hanni!“ kam es in verzweifelter Angst über seine Lippen, allein seine Stimme verhallte, ohne daß eine Antwort erfolgt wäre.

Leblos lag sie zwischen zwei Felsstücken, dort, wo die Brandung sich am Bollwerke brach und sprühend sonnenflimmernde Schaumgarben über ihren Körper ergoß. Die Augen geschlossen, bleich wie eine Leiche, ruhte sie regungslos, das Köpfchen halb zur Seite geneigt, im Gesichte den Ausdruck herbsten Schmerzes. Waltersberg war neben ihr in die Kniee gesunken und versuchte den unverletzten Arm unter den schlanken Körper zu schieben, um sie von dem gefahrvollen Orte hinwegzubringen, wo eine Sturzwelle sie mit hinaus in die Fluth reißen konnte.

Wie sie hierher gekommen sei, errieth er sogleich: um zu sterben! Aber das Meer hatte das Opfer nicht gewollt. Von der dem Lande zuströmenden Fluth war sie wieder hierhergetragen, von einer Welle zurückgeschleudert und von den Felsblöcken festgehalten worden. Eile war vonnöthen; das Meer wurde von Minute zu Minute unruhiger, die Wellen brachen immer stärker herein und donnernd thürmte sich die Brandung am naheliegenden Vorgebirge auf. Waltersberg mußte seinen verletzten Arm zu Hilfe nehmen, wenn auch der Schmerz ein fast betäubender war, und endlich gelang es ihm, den leblosen Körper emporzuheben. Rasch sprang er mit seiner leichten Bürde empor und kletterte über das Gerölle landeinwärts, bis er glücklich auf eine sandige Stelle gelangte, von wo aus leicht ein höher gelegener Punkt zu erreichen war.

Jetzt erst wagte er es, dem theuren Mädchen in's Gesicht zu blicken, und das Herz begann ihm zum Zerspringen zu pochen, als er zu bemerken glaubte, daß leichte Lebensröthe in ihre Wangen zurückkehrte; leidenschaftlich preßte er sie an sich und drückte ihr einen Kuß auf die Stirn; dann ließ er sie sachte in's Gras sinken. Langsam hoben sich ihre Lider, aber nur auf wenige Sekunden; sie fielen wieder zu, und das Köpfchen neigte sich zur Seite, wie von einem Kinde, das, aus einem Traum erwacht, weiterschlafen möchte.

Er ließ sich auf ein Knie nieder, um, in ihrem Anblick versunken, über sie zu wachen.

* * *

„An Fräulein Franziska Sibel, Wien.

Neapel, 14. Mai.

Liebe Freundin!

Sie werden wohl schon selbst aus den Zeitungen die Nachricht von dem Selbstmorde jenes Unglücklichen gelesen haben, der sein Vermögen bis auf den letzten Heller ver-

spielt hat. Der Mann war nicht zu retten, es mußte so kommen!

Meine theure Kleine hat sich ganz erholt, so vollständig, daß sie sich lebhaft für ihr neues Heim zu interessiren beginnt und meint, wir könnten nun bald die Rückreise antreten. Selbstverständlich stimme ich mit Freuden bei, es wird mir ja eine Wonne sein, die Herrin von Waltersberg in ihre Rechte einzusetzen.

Aber Hanni möchte vorher, daß die gute Sibel hinausfahre, um Alles vorzubereiten. Ich habe daher meinem Anwalte Anweisung ertheilt, Ihnen die Kasse zu öffnen, und Sie nach Bedarf hineingreifen zu lassen, denn vergessen Sie nicht: es muß Alles nach Hanni's Geschmack ausgeführt werden, den Sie ja sehr gut kennen.

Das Gemach im rechten Flügel nebst dem daranstoßenden Schlafzimmer haben wir die ‚Sibelburg' getauft, denn dort werden von nun an Sie residiren, liebe Freundin.

So, das wäre Alles, was ich Ihnen für heute zu sagen hätte. Oder soll ich Ihnen noch des Breiten von unserem Glück erzählen? Nein, davon werden Sie sich ja bald durch den Augenschein überzeugen können.

Grüße von meiner kleinen Frau verstehen sich von selbst. Schreiben Sie, wann wir unseren Einzug bewerkstelligen können; wir möchten Ende dieses oder Anfang nächsten Monats aufbrechen.

Mit herzlichem Handschlag Ihr

Waltersberg."

---

# Der heilige Jüngling.

Geschichtliche Erzählung

von

**M. Barack.**

(Nachdruck verboten.)

Wenn man von der alten, malerisch am Main gelegenen, wegen ihrer imposanten Schloßruine vielbesuchten Stadt Wertheim das anmuthige, vielfach gewundene Tauberthal aufwärts wandert, so gelangt man, nachdem die Dörfer Waldenhausen und Reicholzheim, die einstige Cisterzienserabtei Bronnbach und endlich das romantische, sagenreiche Gamburg mit seinen beiden Schlössern hinter uns liegen, zu einem kleinen unscheinbaren Dorfe mit kaum vierhundert Einwohnern, welches den Namen Nicklashausen trägt. In nichts ist dies Dörflein auffällig; es ist wohl eines der ärmsten und unbedeutendsten im ganzen Tauberthale. Dennoch aber ist es geschichtlich merkwürdig, denn hier war einst, gegen Ende des 15. Jahrhunderts, der Herd einer Bewegung, auf welche damals die Augen von ganz Deutschland gerichtet waren, denn sie bildete nichts Geringeres, als ein Vorspiel zu den bald nachher ausbrechenden großartigen Empörungen, welche unter dem Namen „Bauernkrieg" mit blutigem Griffel in die Geschichtstafeln unseres Vaterlandes eingegraben sind.

* * *

Am Morgen des Sonntags Lätare, am 24. März 1476, begegnete dem Pfarrer von Nicklashausen, Konrad

Thurnfeld, etwas höchst Seltsames. Als er nämlich nach seiner Kirche kam, um Messe zu lesen, fand er die ganze Gemeinde, Männer und Weiber, Jünglinge und Jungfrauen, ja selbst die Kinder des Dorfes, auf dem Platze vor der Kirche versammelt, um einem anderen Prediger zu lauschen, der, auf dem Treppenabsatze stehend, mit lauter Stimme zu ihnen sprach. Verwundert blieb der würdige Pfarrherr stehen; aber seine Verwunderung stieg noch, als er, sich den Weg bahnend durch die dichtgedrängte Menge, den Prediger selbst erschaute. Derselbe war kein Priester, war nicht einmal ein Angehöriger des Gelehrtenstandes, sondern nur ein einfacher junger Hirte.

Der Pfarrer kannte ihn wohl, gleich Alt und Jung im Umkreis vieler Stunden. Sein Name war Hans Böhm. Eines Tages war er als kleines Kind in dem benachbarten Marktflecken Helmstadt, von seinen Eltern ausgesetzt und verlassen, vor dem Hause des Schulzen aufgefunden worden. Man vermuthete damals, daß die unnatürlichen Eltern des Findlings dem gerade zu jener Zeit viel umherwandernden Nomadenvolke der Zigeuner angehörten, welche man gemeinhin „Böhmen" zu nennen pflegte. Darum gab man dem Knaben den Namen „Böhm" und ein wohlhabender Einwohner des Fleckens nahm sich des verlassenen Kindes an. Bei ihm heranwachsend, schien übrigens das Aussehen des fröhlich gedeihenden Knaben die bezüglich seiner Abstammung allgemein herrschende Ansicht als richtig zu bestätigen, denn Hans war ein bildschöner Bursche, von schlankem und elastischem Körperbau, gebräunter Hautfarbe, großen dunklen Augen und langem lockigen Haar von schwarzer Farbe. Auch seine hervorragende musikalische Begabung ließ auf das in seinen Adern rollende Zigeunerblut schließen, denn er hatte ohne jegliche Anleitung allerlei Musikinstrumente spielen gelernt, insbesondere die Quer-

pfeife, den Dudelsack und die Cimbel (eine kleine, mit dem Handballen geschlagene Pauke). Zur Winterszeit zog er von Dorf zu Dorf, um bei festlichen Gelegenheiten den Bauern zum Tanze aufzuspielen. Deshalb war Hans Böhm weit und breit unter dem Namen „Pfeiferhans" bekannt und seines heiteren, lebensfrohen Sinnes wegen allgemein beliebt.

Um so mehr war der Pfarrer daher erstaunt, als er in dem Prediger diesen nun etwa zwanzigjährigen Burschen erkannte. Im ersten Augenblick war er deshalb auch in der Meinung befangen, der tolle Bursche habe es auf einen Schwank abgesehen, aber wie sehr war er überrascht, als er ihn jetzt mit einem Male einen kleinen Scheiterhaufen entzünden, seine sämmtlichen Musikinstrumente in die Flammen werfen und dann wieder die Kirchentreppe besteigen sah, um von diesem erhöhten Standpunkte in seiner unterbrochenen Rede fortzufahren.

„Geliebte Brüder und Schwestern," sprach er unter lautloser Stille, „vernehmt, weshalb ich meine Pfeifen und Cimbeln den Flammen übergab, und höret die Gründe, die mich in eure Mitte führten, um von dieser geheiligten Stätte aus zu euch zu reden.

In verflossener Nacht, während ich inmitten der meiner Hut anvertrauten Heerde auf der Weide weilte und zum Zeitvertreib und um den Schlaf fernzuhalten auf meiner Pfeife ein neues Tanzlied übte, das ich euch bei den Festen in der Osterwoche aufzuspielen gedachte: da plötzlich ward es wundersam hell um mich her, und strahlend in ihrem Glorienschein ließ sich die heilige Jungfrau vom Himmel hernieder und rief mich, der ich das Wunder anstaunend auf meine Kniee gesunken war, dreimal mit meinem Namen an, also sprechend: ‚Johannes, Johannes, Johannes! Thu' auf Deine Ohren und höre, was ich Dir künde! Nicht länger sollst Du das sündliche Treiben des Musizirens

üben, nicht mehr zum Tanze und sündhafter Freude aufspielen, noch Lieder singen und das Volk zu eitler Weltlust verleiten. Nein, Johannes, Du sollst etwas Besseres thun fürderhin, denn ich habe Dich zu meinem Propheten erkoren, auf daß Du von dem von mir auserſehenen Orte der Gnade das wahre Gotteswort verkündest und die Herzen des Volkes bewegest, damit es sich zum Heiligen kehre und lerne, den Feind im Innern, die Hoffart, die Eitelkeit und die Fleischeslust zu tödten. Dies sollst Du thun fortan, Johannes, drum gehe hin nach Nicklashausen, denn dies ist der Ort, wo Du reden und wirken sollst, der Gnadenort, von welchem aus Segen über die ganze Welt verbreitet und den andächtigen Besuchern seiner Kirche vollkommene Vergebung ihrer Sünden gespendet werden soll. In Nicklashausen allein ist Heil: wer dort betet, wird das ewige Leben haben, wer dort stirbt, dessen Seele wird eingehen in's Himmelreich!'

So sprach die heilige Himmelskönigin zu mir, und darum, geliebte Brüder und Schwestern, sahet ihr mich thun, was ich gethan — darum, weil ich der Welt und aller sündigen Lust entsagen und nach dem Geheiß der hehren Gottesmutter leben will, habe ich die Pfeifen verbrannt — darum stehe ich hier, um euch zu mahnen und zuzurufen wieder und wieder: thuet Buße und betet, denn harte Strafe will Gott der Herr über die sündige Welt verhängen, von euch aber und von Allen, die nach Nicklashausen wallen, soll sie auf Maria's Fürbitte hin abgewendet werden, denn hier ist der Himmel auf Erden!" *)

Staunend, mit wachsender Verwunderung vernahmen die Bauern und mit ihnen der Pfarrer diese Ansprache

*) Diese „Predigt" ist von Hans Böhm bei seinem erstmaligen öffentlichen Auftreten wörtlich gehalten worden. Ebenso ist das Verbrennen der Musikinstrumente vor der Kirche historisch.

des Pfeiferhans. Als er aber nach den Schlußworten niederkniete und mit heller Stimme zum Lobe der Himmelskönigin ein allgemein bekanntes Marienlied vorsang, da sanken Alle gleichfalls auf ihre Kniee und sangen voll Andacht mit ihm, denn Niemand zweifelte an der Wahrheit des Gehörten. Gläubig nahm die versammelte Menge ein jedes seiner Worte auf, und als er nach beendetem Gesange abermals zu sprechen begann und behauptete, Maria habe ihm die Gewalt verliehen, einen Ablaß aller Sünden zu ertheilen und durch sein Gebet selbst in der Hölle schmachtende Seelen zu befreien, da drängte sich Alles um und an ihn und heischte Sündenvergebung von ihm, und Viele befragten ihn mit den Worten der Schrift: „Was sollen wir thun, um selig zu werden?"

Da erhob der Pfeiferhans, Stille gebietend, die Hand und begann, die Frage beantwortend, wieder also: „Um selig zu werden und in's Himmelsreich einzugehen, thun drei Dinge Noth: ihr sollet entsagen dem Teufel der Zwietracht, dem Teufel der Habsucht und dem Teufel der Eitelkeit. Alle Zwietracht und allen Haß reißet aus euren Herzen und machet sie dafür zu einer Pflanzstätte der Liebe für einander. Einig sollet ihr sein fürderhin und als Brüder und Schwestern euch lieben und unter einander leben. Aller Besitz, alle Güter und Felder seien nicht Eigenthum eines Einzelnen, sondern Gemeinbesitz und Gemeingut. Keiner habe mehr als der Andere, denn Alle seid ihr Kinder des Vaters im Himmel, der Alle liebt mit der gleichen Liebe und die Güter dieser Welt gleichmäßig will vertheilt sehen an die Erben seiner Gnade. Nicht mehr Reiche und Arme soll es geben künftig, sondern gleiches Gut und gleiche Arbeit für Alle. So will es Gott und Maria!"

Neue Verwunderung, neues Staunen gab sich kund in der Menge, und während die Vermöglichen sich in scheues

Schweigen hüllten, gaben die Armen durch freudige Zurufe von allen Seiten zu erkennen, daß bei ihnen die Worte der bisher nie gehörten Lehre des Propheten nicht vergeblich gesprochen waren. „So will es Gott und Maria!" ging es von Mund zu Munde, und so ansteckend wirkte dieser Glaube, daß er auch der anfänglichen Zurückhaltung der Wohlhabenden und Besitzenden schließlich ein Ende machte, daß sie mit einstimmten in den allgemeinen Jubel und mitriefen: „So soll es geschehen, Du Gesandter des Himmels, Du Prophet Gottes und Maria's!"

Hans Böhm aber gebot abermals Stille und fuhr fort: „Solcherweise befolgend die Lehre, die euch die Himmelskönigin durch meinen Mund verkündet, werdet ihr die Teufel der Zwietracht und der Habsucht verjagen und künftighin ferne halten von euch. Aber wie ihr diese ertödtet in euren Herzen, so sollet ihr auch den Teufel der Eitelkeit und der Hoffart ertödten. In Knechtesblöße ist der Heiland einst unter der Menschheit gewandelt: so sollen auch Alle wandeln, die Theil an seinem Reiche haben wollen. Deshalb sei abgethan alle Kleiderpracht, die seidenen Schürzen, die kostbaren Brusttücher und die spitzen Schuhe. Ebenso sei abgelegt alles Gold und Geschmeide, die Halsketten und Ohrgehänge, denn sie sind nur die Zeichen der Hoffart. Dies sei euch gekündet, besonders euch Frauen und Töchtern der Wohlhabenden. Ihr anderen Weiber und Mädchen aber, die ihr eurer Armuth wegen nicht vermochtet, mit Seide, Gold und Geschmeide zu prangen, wohl aber in anderer Weise der Hoffart eure Herzen geöffnet bisher und ihr gefröhnt habt durch eitlen Haarschmuck, durch wallende Locken oder künstlich geflochtene Zöpfe: ihr auch möget diesem hoffärtigen Schmuck entsagen und ihn niederlegen am Hause Gottes als ein Opfer und Weihegeschenk eures demüthigen

Sinnes, denn euer einziger Schmuck sei fürderhin der eurer Tugend und Reinheit."

Da drängten sich, hingerissen vom Feuer der Begeisterung, die Weiber und Mädchen, wohlhabende wie arme, zu den Stufen des Gotteshauses, auf welchen der Prediger stand, legten Schmuck und Tand darauf nieder und boten überdies noch den Schmuck ihrer Häupter, die prangenden Locken und Zöpfe, seiner Scheere.

Und Einer nach der Anderen schnitt der Prophet erbarmungslos die Haare ab und legte sie zu den Halsketten, Ohrgehängen und Seidenschürzen nieder. Da nahte sich als die Letzte eine etwa sechzehnjährige Magd in ärmlichem Gewande, jeden Schmuckes bar, doch strahlend in wunderbarer Schönheit, und bot ihr dichtes, goldfarbenes Haar, das frei in natürlichen Locken bis zu ihren Hüften niederwallte, dem Jüngling gleichfalls an als ein Opfer ihres demüthigen Sinnes. Und der Prophet schaute betroffen in dies schöne, unschuldsvolle Mädchenantlitz; unwillkürlich senkte sich seine die Scheere haltende Rechte, während seine Linke wie liebkosend über dieses seidenweiche Haar fuhr.

„Wie heißest Du und wer bist Du?" fragte er leise.

„Magdalene Stolz," erwiederte die Jungfrau, „eine Waise bin ich und arm. Demungeachtet aber klage ich mich vor Dir, Du gottgesandter Prophet, der Hoffart an und der Eitelkeit auf meinen einzigen Schmuck — mein Haar. Darum will ich's dem Herrn zum Opfer bringen, und ich bitte Dich, es mir abzuschneiden, gleich den Anderen!"

Da beugte sich Hans Böhm nieder zu der kindlich zu ihm aufblickenden Magd und sprach flüsternd: „Nein, Du Reine, bei Dir bedarf es dieses Opfers nicht. Ich lese es in Deinem Auge und Deinem Antlitz: Hoffart ist Dir fremd, auch wenn Du im Besitze Deines Haarschmucks

verbleibst. Behalte ihn denn und bringe Gott und Maria ein anderes Opfer dar, indem Du Dein Herz der Liebe öffnest — der Liebe zu Deinen Mitmenschen, zu Deinen Brüdern — und zu mir."

Da flammte es auf in dem Antlitz der jungen Magd; in lieblicher Verwirrung senkte sie das Auge — aber sie schwieg.

---

Das Auftreten Hans Böhm's und dessen Predigt hatte unter der Einwohnerschaft von Nicklashausen ein Aufsehen und eine Aufregung hervorgebracht, deren Größe man wird ermessen können, wenn man bedenkt, in welch' unheilvoller Zeit man damals lebte und wie furchtbar während der Regierung des energielosen Kaisers Friedrich III. der Bauernstand durch die Bedrückungen seiner Zwingherren, durch das alte Herren- und Faustrecht, durch die fortwährenden Fehden des Adels und die hierdurch hervorgerufenen Zerstörungen von Dörfern und Feldern zu leiden hatte. Dazu kam noch, daß die gesammte ländliche Bevölkerung unter unerträglichen Steuern und Abgaben schmachtete, denn mit dem Geldbedürfniß der Landes- und Gebietsherren wuchsen fortwährend die bäuerlichen Lasten. Dabei hatten die Bauern noch allerlei Frohndienste zu leisten, bei welchen sie häufig wie Sklaven behandelt und körperlich mißhandelt wurden. Kurz, es waren heillose Zustände, und die Unzufriedenheit der Bauern darum um so größer, als sie völlig rathlos waren und eine Abhilfe auf gesetzlichem Wege in keiner Weise erhoffen konnten.

Und nun plötzlich kam Einer der Ihrigen und versprach ihnen die heißersehnte Aenderung der drückenden Zustände! Man kann sich darum denken, welchen gewaltigen Eindruck diese verkündeten Verheißungen auf die Bauern hervorbrachte. Man sprach von nichts Anderem mehr, als

von dem „heiligen Jüngling" — wie Hans Böhm allgemein genannt wurde — und seiner Predigt. Der Ruf beider verbreitete sich rasch in den Nachbardörfern, deren Bevölkerung am nächsten Sonntage vollzählig nach Nicklashausen zog, in der Erwartung, daß der Prophet abermals predigen werde.

Und wirklich sahen sich die Bauern hierin nicht getäuscht. Hans Böhm war auf Veranlassung des Pfarrers von Nicklashausen selbst herüber gekommen, und dem Wunsche desselben entsprechend, wiederholte er nun seine Predigt nach ihrem gesammten Inhalte. Und wiederum erregte sie allgemeines Aufsehen, verbunden mit der gleichen Wirkung, die sie schon bei den Bewohnern von Nicklashausen gehabt hatte: auf die Mahnung des Propheten hin wurden wieder alle Zeichen der Hoffart abgelegt, und es regnete förmlich goldene Ringlein, silberne Kettlein und — Mädchenzöpfe auf dem Opferaltar.

Immer weiter verbreitete sich jetzt der Ruf Nicklashausens und seines Propheten, der nunmehr auf Einladung des Pfarrers im Pfarrhause selbst Wohnung genommen hatte. Ueberall, weit und breit wurde der Name Hans Böhm genannt, und ein ganz ungeheurer Zulauf zu seinen Predigten fand von jetzt ab statt. Zwischen den Alpen und dem Thüringerwald, dem Schwarzwald und dem Böhmerwald ward in den Monaten Mai und Juni die gesammte Bevölkerung von dem Wunsche erfaßt, den „heiligen Jüngling" zu sehen und zu hören, und Alt und Jung verließ mit Weib und Kind die Heimath, um die Wallfahrt nach Nicklashausen anzutreten. Wer kein Geld hatte, wurde von den übrigen Wallfahrern erhalten, denn Brüder und Schwestern waren sie ja Alle nach der Lehre des gottgesandten Propheten, und was dem Einen gehörte, war auch Eigenthum des Anderen. So kam es, daß mit Anfang des Maimonds Tag für Tag dreißig- bis vierzig-

tausend Menschen in und um Nicklashausen versammelt waren, die in Zelten wohnten und von zugereisten Marketendern ihre Verköstigung erhielten. Allen predigte der Prophet täglich in den Morgenstunden auf freiem Felde — denn Kirche und Kirchplatz wären ja nicht im Stande gewesen, die Massen zu fassen — und vermehrte durch seine außergewöhnliche Beredtsamkeit stetig die Zahl seiner Anhänger und Bewunderer.

Mit dem Zuströmen der Menge aber und dem Beifall, den der „heilige Jüngling" mit seinen Reden erzielte, wuchs auch die Kühnheit desselben. Plötzlich nämlich fing Hans Böhm an, den Inhalt seiner Predigten zu ändern, und mehr und mehr verließ er das religiöse Gebiet, um dafür das soziale zu betreten und Ansichten zu entwickeln, die bei der Menge fast noch größeren Beifall fanden, als seine früheren Verheißungen des Himmelreichs. Zwar betonte er noch immer seine göttliche Sendung, doch nur deshalb, um seinen politischen Lehren eine gewisse Weihe durch den Nimbus des göttlichen Willens zu verleihen. Jetzt erklärte er plötzlich, in dem Reiche, das er nach der Weisung Gottes und Maria's gründen solle, dürfe es weder Kaiser noch Papst, nicht Fürsten noch Obrigkeit geben: alle Menschen seien gleich und keiner habe das Recht, über den anderen zu herrschen. Jagd und Fischerei, Wald und Weide sollten freistehen für Jeden zu unbeschränkter Benützung. Nicht Zins noch Zehnten, nicht Zoll noch Steuer solle mehr erhoben werden: Alles solle frei sein für Alle. Ebenso solle aller Frohndienst aufhören für immer, denn wie es weder Herren mehr noch Knechte geben dürfe, so solle auch die drückende Gewalt der Ritter und Grafen, der Fürsten und selbst des Kaisers über das arme gemeine Volk ein Ende nehmen. Bösewichte seien diese Bedränger des Volkes alle und des höllischen Feuers würdig.

„Alles, geliebte Brüder und Schwestern," so schloß er, „Alles soll sich ändern auf dieser lasterhaften Welt: Gott allein soll künftig Herrscher sein — er mit seiner allumfassenden Liebe!"

Dies war der Hauptinhalt der Predigten Hans Böhm's in dieser zweiten Periode seines öffentlichen Auftretens, und so ungetheilten Beifall fand der Verkünder dieser nie zuvor gehörten Lehre, daß die Zuhörer ihn als einen Heiligen ansahen und sich um Theile seiner Kleidungsstücke wie um kostbare Reliquien stritten. „Wer ein kleines Stücklein von den Zotteln seiner Kappe gehaben mochte" — sagt P. Fried, der Historiograph des Bisthums Würzburg und der damaligen Vorgänge — „der meinte, er habe das Heu aus der Krippe zu Bethlehem."

Daß unter solchen Umständen wieder reiche Opfer an Geld und Kleinodien abfielen, ist um so selbstverständlicher, als jetzt auch eine Periode „der Zeichen und Wunder" eintrat, an welchen jedoch Hans Böhm selbst keinen Theil gehabt zu haben scheint, sondern die lediglich auf die Rechnung einzelner „Spekulanten" gesetzt werden müssen. Mögen übrigens die Veranstalter besagter Wunder mit oder ohne Wissen des „heiligen Jünglings" gehandelt haben, so viel ist jedenfalls gewiß, daß sie das Ansehen dieses Letzteren in's Unendliche vermehrten, und daß die Menge ihm deshalb göttliche Ehren erwies.

Doch während Hans Böhm solcherweise in dieser zweiten Periode seines Wirkens allenthalben große und schwerwiegende Erfolge errang, traf ihn gleichzeitig auch von einer Seite, von welcher er dies vielleicht am wenigsten erwartet haben mochte, ein einziger Mißerfolg. So lange seine Predigten allein religiöse Punkte berührt hatten, befand sich stets in seiner unmittelbarsten Nähe, aufmerksam seinen Worten lauschend und kindlich fromm zu ihm aufblickend, jenes blonde Mädchen, dem allein von Allen

er die Haare nicht abgeschnitten hatte. Von dem Augenblicke an aber, da er anfing, soziale Fragen zu erörtern, war Magdalene Stolz weggeblieben. Warum sie dies that, war ihr eigentlich selbst nicht ganz klar; sie handelte hierin völlig instinktiv. Es war ihr eben schmerzlich, statt der bisherigen, sie im innersten Herzen ergreifenden Worte des Predigers, so ganz andere, ihr Gefühl verletzende Gedanken aussprechen zu hören, und deshalb blieb sie seinen nachfolgenden Predigten lieber fern.

Hans Böhm hatte das Wegbleiben des schönen Mädchens wohl bemerkt, ohne sich jedoch die Gründe hiefür erklären zu können. Anfänglich war er der Meinung, Magdalene sei vielleicht krank geworden, aber auf seine eingezogenen Erkundigungen erfuhr er das Gegentheil. Dies gereichte ihm ebensowohl zur Verwunderung als zur Beunruhigung, denn die Schönheit der jungen Magd und ihr unschuldsvoller, kindlich reiner Sinn hatten einen tiefen Eindruck auf ihn gemacht, so daß in den Stunden, wo er aufhören durfte, „Prophet" zu sein, alle seine Gedanken bei ihr weilten. Doch vergeblich; der ganze Monat Juni verlief, ohne daß er sie wiedersah. Da endlich konnte er das Sehnen seines Herzens nicht länger bezwingen, und eines Abends, als bereits tiefe Stille auf den in Dunkel gehüllten Straßen herrschte, schlich er sich zu der von Magdalene bewohnten Hütte und pochte leise an ihr Fenster.

Es stand eine kleine Weile an, dann wurde vorsichtig ein Schieberchen geöffnet und des Mädchens Stimme fragte: „Seid Ihr's, Frau Martha?"

„Nein!" antwortete der Jüngling. „Ich bin's: Hans Böhm — der Prophet!"

Die Jungfrau schien zu erschrecken. „Um Gott!" rief sie aus, „was willst Du hier?"

„Dich fragen, weshalb ich Dich schon so lange nicht mehr sah: weshalb fehlst Du, wenn ich predige?"

„Eben weil Du nicht predigst," antwortete das Mädchen, „nicht mehr predigst wie früher, sondern nur über weltliche Dinge sprichst."

„Ich spreche über das, was noththut im künftigen Reiche Gottes, predige so, wie mir's Maria eingibt — mir, ihrem Propheten!"

Eine kleine Pause entstand, dann sprach Magdalene in fast trotzigem Ton: „Ich glaube nicht mehr daran — kann es nicht mehr glauben, daß Du ihr Prophet bist, denn Deine Lehren sind nicht ihre Lehren: sie sind schlimm, weil sie das Volk aufreizen gegen die von Gott eingesetzte Obrigkeit."

„Das thun sie nicht, Magdalene," erwiederte Hans eifrig. „Die Obrigkeit, gegen die ich mich wende, ist nicht die von Gott eingesetzte. Wider seinen heiligen Willen herrschen die geistlichen und weltlichen Herren über uns, das arme Volk; sie mästen sich von unserem Schweiße, prassen, während wir darben, leben in frevler Lust und Ueppigkeit dahin, während unser Theil Müh' und Arbeit ist. Ist dies gerecht? Kann diese Obrigkeit von Gott eingesetzt sein, der die Gerechtigkeit selbst ist?"

„Jede vorhandene Obrigkeit ist mit seinem Willen da und herrscht mit seinem Willen," sprach das Mädchen. „Wer also sich auflehnt gegen jene, sei es mit Worten oder Thaten, handelt gegen diesen und ist darum ein Empörer gegen Gott selbst."

Hans lächelte. „Was verstehst Du davon, Du fromme, unschuldige Mädchenseele?" sprach er sanft. „Dein kindliches, reines Herz hat kein Verständniß für die Kämpfe, für das Ringen und Streben der Männer im Leben. Dein Glück ist die Liebe: so liebe denn — liebe mich, der Dich liebt, innig und treu, mit der ganzen Kraft seines Herzens — Dich, Dich allein von allen Mädchen! Willst Du, Magdalene? Kannst Du meine Liebe mit Liebe erwiedern?"

Mit laut pochendem Herzen blickte der Jüngling, ihrer Antwort harrend, empor zu dem in dichtes Dunkel gehüllten Fenster, an welchem er Magdalene nur vermuthen, nicht sehen konnte. Da hörte er mit einem raschen Ruck den Schieber sich schließen.

Er hatte — wie er annehmen mußte — seine Antwort, wenn auch nicht die erhoffte.

---

Die Vorgänge bei Nicklashausen hatten, so lange sie sich im religiösen Rahmen bewegten, keinerlei Einschreiten der Behörden veranlaßt, im Gegentheil, es wurde den Wallfahrern jede nur erdenkliche Unterstützung für ihr frommes Thun zu theil, und besonders die geistlichen Regierungen boten ihnen jedweden Vorschub. Nachdem aber die Reden Hans Böhm's mehr und mehr einen politischen, und die Gesänge der Waller einen höchst bedenklichen Charakter angenommen hatten, wurde die Aufmerksamkeit der zuständigen Obrigkeiten auf diese sehr veränderte Lage der Dinge hingelenkt. Schon um die Mitte des Juni erließ der Magistrat von Nürnberg ein Verbot des Wallfahrens nach Nicklashausen, und bald darauf folgte der Erzbischof von Mainz, Diether v. Isenburg, in dessen Diözese Nicklashausen lag, und der Bischof von Würzburg mit ähnlichen Verboten. Der Graf Johann von Wertheim aber, der Landesherr, beantragte auf einer zu Aschaffenburg mit obigen geistlichen Herren stattgehabten Berathung, zunächst einige „Notarien und testes“ nach Nicklashausen zu entsenden, um einen durchaus zuverlässigen Bericht über den Inhalt der Reden Böhm's zu erhalten. Diesem Antrag wurde Folge gegeben. Die Späher fanden sich am 2. Juli bei der Predigt des Propheten ein und vernahmen höchst merkwürdige Dinge. Hans Böhm sprach diesmal ganz besonders heftig über weltliche und geistliche Einrichtungen zu der zahllosen Menge. Am Schlusse seiner

Ansprache aber lud er die Anwesenden ein, sich am 7. Juli, am Sonntag vor dem Feste des heiligen Kilian, des Apostels der Odenwälder, bewaffnet einzufinden, denn er habe ihnen „auf Befehl Maria's einige ernste Worte mitzutheilen."

Auf den Bericht dieser Vorgänge war es nun nicht zu verwundern, daß Graf Johann und die Bischöfe beschlossen, die Verhaftnahme „des Sackpfeifers" durch List oder Gewalt vorzunehmen. Die knappe Zeit und die drohende Gefahr erforderten rasches Handeln. Darum wurden am Abend des 5. Juli in aller Stille vierunddreißig Reisige von Würzburg nach Nicklashausen entsendet, welche mitten in der Nacht das Pfarrhaus, in welchem Hans Böhm jetzt wohnte, umstellten, den „heiligen Jüngling" aus dem Bette rissen und ihn entführten.

Die Wallfahrer in der Zeltstadt lagen während dieses Vorganges in tiefem Schlafe, ahnungslos, von welcher Gefahr ihr Prophet bedroht wurde. Nur einige Wenige im Dorfe selbst wurden durch den Lärm erweckt und versuchten, den um Hilfe Rufenden zu befreien. Aber es gelang ihnen nicht. Nur eines einzigen Reisigen, dessen Pferd ein Bauer niederstach, wurden sie habhaft; die übrigen jagten mit ihrem Gefangenen hinweg und verbrachten ihn auf das feste Schloß Marienberg bei Würzburg.

In grenzenloser Wuth, doch rathlos standen die Wallfahrer, als sie in der Morgenfrühe endlich erfuhren, welches Schicksal Hans Böhm ereilt hatte. „Was sollen wir thun?" fragte Einer den Anderen, aber nur Flüche und Verwünschungen wurden als Antwort gegeben.

Da geschah etwas höchst Wunderbares.

Ein junges Mädchen in wallendem Goldhaar und schön wie ein Engel ergriff eine der zahlreichen, mit dem Marienbilde geschmückten Fahnen und schwang sich auf die Tonne, von welcher herab der „heilige Jüngling" ge-

wöhnlich gepredigt hatte. Es war Magdalene Stolz. Hoch erhob sie die Fahne über ihr Haupt und sie schwingend gab sie der heranbrängenden Menge das Zeichen, daß sie sprechen wolle.

„Geliebte Brüder und Schwestern," begann sie unter lautloser Stille, denn Viele mochten das engelschöne Mädchen mit dem flatternden Lockenhaare für einen wirklichen, vom Himmel herabgestiegenen Engel halten, „ihr habt gehört, welche Gewaltthat in der heutigen Nacht verübt wurde. Ihr wißt, daß der uns von Gott und Maria gesendete Prophet, der heilige Jüngling, sich in der Gewalt seiner und unserer Feinde befindet. Und ihr wißt keinen Rath? Ihr fragt, was ihr thun sollt? Wohlan, ich, ein schwaches Mädchen, will es euch sagen, ich will euch künden, was die heilige Jungfrau, die Gnadenmutter Maria selbst mir eingab!"

Und ihre Stimme erhebend, rief das Mädchen laut schallend über die Köpfe der gespannt lauschenden Waller hinweg: „Auf, ihr Brüder, auf, ihr Kinder des verheißenen Reiches Gottes! Waffnet euch und folget dieser Fahne mit dem Bilde der Himmelskönigin! Ich, eine Jungfrau, wie sie selbst, werde sie euch vorantragen! Auf, nach Würzburg — auf, zum Marienberge — auf, zur Befreiung des Propheten Gottes und Maria's!"

Rasendes Geschrei erhob sich nach diesen begeisternden Worten. Ein riesiger Bauer, Jost Eich mit Namen, nahm das kühne, die Fahne hochhaltende Mädchen auf die Schulter und rief mit Stentorstimme, was Magdalene gerufen hatte: „Auf, zum Marienberge — auf, auf, zur Befreiung des Propheten!"

Und Tausende wiederholten den Ruf und schwangen ihre herbeigeholten Waffen, Sensen, Dreschflegel, Beile und Aexte. Einige kampferfahrene Kriegsleute aber, die an diesem Tage sich zufällig unter den Wallern befanden,

zwei Herren v. Stetten, ein v. Thunfeld und ein v. Bestenberg, ordneten rasch den ungefähr zwölftausend Mann starken Haufen in gleichmäßig bewaffnete Unterabtheilungen, stellten sich an die Spitze derselben, und unter ihrer Führung ging es jetzt — die Jungfrau mit der Marienfahne voraus — gegen Würzburg.

Aber zum Glück für den Bischof kam die unterwegs wiederholt rastende Schaar nur sehr langsam vom Fleck. Erst um fünf Uhr des anderen Morgens gelangten die Bauern vor das Schloß Marienberg, das der rechtzeitig gewarnte Bischof inzwischen in wehrhaften Stand hatte setzen lassen.

Mit wildem Geschrei rückten „die Beilmänner“ bis dicht an die „Zingeln“*) der Burg und verlangten unter schweren Drohungen die Herausgabe des Propheten. Da trat der Hofmarschall des Bischofs, Georg v. Gebsattel, genannt Rack, auf die Zinne des Außenthores und erklärte ihnen die Unzulässigkeit ihres Verlangens. Ein Wuthgeheul der Bauern folgte auf diese Antwort, und ein Steinregen vertrieb den Abgesandten des Bischofs von seinem Platze. Gleichzeitig stürmten einige der Verwegensten gegen das schwere, eisenbeschlagene Thor und suchten es mit Axthieben zu zertrümmern. Jetzt erschien auf dem Mauerkranze ein zweiter Abgesandter des Bischofs, der wegen seiner Milde allgemein bekannte und beliebte Konrad v. Hutten, und stellte den Bauern mit ruhigen und ernsten Worten die Unmöglichkeit vor, eine wohlbewehrte und -bemannte Veste mittelst nur mit Beilen und Sensen bewaffneter Schaaren einzunehmen, wären diese auch an Zahl der Besatzung um's Zwanzigfache überlegen. Dann erklärte er ihnen wie sein Vorgänger, der Gefangene könne nicht freigegeben, sondern müsse als Aufwiegler gegen

*) Diesen Namen hatte die äußerste, die befestigten Schlösser der damaligen Zeit umgebende Ringmauer.

Gesetz und Obrigkeit abgeurtheilt und je nach Befund bestraft werden. „Darum, ihr Leute," schloß er seine Ansprache, „stehet ab von eurem verwegenen, euch Allen Gefahr und Verderben bringenden Beginnen; stehet ab hiervon und kehret heim in eure Dörfer, zu friedlicher Arbeit."

Diese wohlmeinende Ansprache verfehlte ihre Wirkung nicht. Scheu und einigermaßen eingeschüchtert wichen die Bauern etwas zurück, um sich zunächst zu berathen. Eine große Zahl, insbesondere die Würzburger Unterthanen, stimmten für den Abzug, und schon hatte es den Anschein, als ob ihr Vorschlag allgemein angenommen werden solle. Da plötzlich erschien Magdalene, ihre entrollte Fahne in der Hand, an der Seite Jost Eich's in der Mitte der Berathenden und rief: „Was zögert ihr, Brüder? Was brauchet ihr der Waffen? Maria ist mit euch: vor ihrem heiligen Bilde werden die Mauern des Marienberges einstürzen wie jene von Jericho vor den Posaunen der Israeliten. Auf, zum Sturm!"

Und nochmals siegte die rasch entfachte Begeisterung über die Ueberlegung der Menge, und als jetzt Jost Eich mit seiner Riesenstimme „Mir nach!" brüllte, da war der ganze Haufe — mit Ausnahme von etwa zweitausend Würzburgischen — bereit, ihm und der Fahne Maria's zu folgen. Mit wildem Geschrei rückte der Haufe vorwärts. Jetzt ließ der Bischof, um die Tollkühnen abzuschrecken, ein paar Schüsse über die Köpfe der Anstürmenden hinwegfeuern. Und in der That stutzten die Bauern; das unheimliche Geräusch der durch die Luft zischenden Kugeln war eine ihren Muth nichts weniger als belebende Musik. Sie standen und machten Miene umzukehren.

Da ließ Magdalene, die mit bebendem Herzen die dem Gelingen des von ihr angeregten Wagnisses drohende Gefahr ersah, sich von Jost Eich wieder auf die Schultern erheben, und ihre Fahne schwingend, rief sie den Zagenden

zu: „Was zaudert ihr vor Kugeln, die Keinen von euch getroffen haben? Ihr Kleinmüthigen, sie vermögen euch nichts anzuhaben: Gott und Maria beschützen euch, sie lenken die Geschosse ab — vorwärts im Namen Gottes und Maria's!“

Triumphgeschrei folgte diesen begeisternden Worten, und Alles stürmte der von Jost getragenen Jungfrau nach. Da machte der Bischof Ernst und ließ die mit Blei und Eisenstücken geladenen Geschütze in die Reihen der Anstürmenden Tod und Verderben speien. In einem Augenblick lagen hundert Mann am Boden. Auch Magdalene, der eine Kugel die Fahnenstange in der Hand zerschmettert hatte, war mit dem schwergetroffenen Jost zu Boden gesunken und wurde von den entsetzten, nach allen Richtungen auseinanderstiebenden Bauern empor- und in wilder Flucht mit fortgerissen. Einem Theil von ihnen — jenem, bei welchem sich die verzweifelnde Magdalene befand — gelang es, vor den nun aus den Thoren der Veste ausbrechenden Reisigen den schützenden Wald zu erreichen; ein anderer Theil aber warf sich in den von einer Mauer umgebenen Kirchhof von Waldbüttelbrunn und empfing die angreifenden Reisigen mit einem Hagel von Steinen. Doch dieser, den gepanzerten Reitern wenig gefährliche Widerstand nützte den waffenlosen Bauern nichts. Der Kirchhof wurde erstürmt, und die dem Schwert entronnene Besatzung, im Ganzen noch 108 Mann, gefangen und in die festen Thürme des Marienbergs verbracht.

Auch der verwundete Jost Erich war in die Hände der Bischöflichen gefallen; ebenso jener Bauer, der bei der Gefangennahme Hans Böhm's das Pferd eines Reisigen niedergestoßen hatte. An ihnen beschloß der ergrimmte Bischof ein Exempel zu statuiren. Während er alle übrigen Bauern, nachdem sie Urfehde geschworen hatten, wieder freigab, ließ er gegen diese Beiden, als die Rädelsführer —

die vier Edelleute und die kühne Magdalene waren seiner Wuth entronnen — wie gegen den Urheber des Aufstandes, „den Pfeiferhans", den Prozeß einleiten.

Es wurde hierbei mit der ganzen Grausamkeit jener Zeit gegen die unglücklichen Gefangenen, selbst den verwundeten Jost Eich, verfahren. Sie wurden „peinlich gefragt", nämlich durch Folterqualen zu Geständnissen gezwungen. Aber während die beiden Unglücksgenossen Hans Böhm's schon nach den „ersten Graden" die ihnen zur Last gelegten Verbrechen eingestanden, blieb „der heilige Jüngling" selbst standhaft bei seiner Behauptung, auf Weisung Maria's gehandelt und das Prophetenamt übernommen zu haben. Selbst während der heftigsten Qualen sang er ein Marienlied. Am anderen Tage aber, als er nochmals und noch härter „gefragt" wurde, brach unter der furchtbaren, ihm auferlegten Marter mit der Kraft seines Körpers sein stolzer Muth: jetzt gestand er, daß Alles, was er behauptet hatte, „Trügerei und ytele Fantasei" gewesen sei, „geschegen umb des Geldes willen."*)

Mit diesem „Geständnisse" war das Schicksal des unglücklichen Propheten wie das seiner beiden Leidensgefährten besiegelt. Anderen Tages — es war der 19. Juli — wurde er mit diesen hinausgeführt auf den bei Würzburg gelegenen sogenannten Schottenanger. Man hatte ihm das schreckliche Schicksal, das infolge „gerechten Urtheilsspruches" seiner harrte, nicht mitgetheilt, wohl aber kannten seine bisherigen Anhänger dasselbe, denn in weitem Kreise umstanden sie hinter den bewaffneten Knechten und Reisigen, welche „den Akt der Gerechtigkeit" zu beschirmen hatten, schweigend, mit traurigen Mienen den Platz. Der „heilige Jüngling" selbst aber saß, ein durch die Folterqualen körperlich gebrochener Mann, doch trotzigen

*) So erzählt Konrad Stolle in der Erfurter Chronik.

Muthes zwischen seinen Mitverurtheilten auf der Erde — seiner verrenkten Glieder wegen war er unfähig zu stehen — und schaute wie verzückt gen Himmel, als ob er von dort Hilfe und Rettung erwarte.

Da kamen die Henkersknechte herbei und schleppten Jost Eich und den anderen Bauern zu dem ihrer harrenden Henker. Wenige Augenblicke später rollten ihre Häupter in den Sand.

Der unglückliche Pfeiferhans mußte dem schauerlichen Akte zusehen und machte, als der Henker sich jetzt auch ihm nahte, den Versuch, sich zu erheben. „Willst Du auch so mit mir verfahren?" fragte er, auf die Körper der beiden Gerichteten zeigend, den Henker.

„Nein!" antwortete dieser mit rohem Hohne. „Für Dich ist ein warmes Bad gerüstet."

Mit diesen Worten zerrte er ihn nach einem in die Erde gerammten Pfahl und band ihn an denselben fest. Seine Knechte aber schleppten Brennholz herbei und schichteten es rings um den Unglücklichen zu einem mächtigen Scheiterhaufen auf.

Hans Böhm ließ es wortlos geschehen; als aber die Knechte hierauf den Scheiterhaufen an vier Ecken zugleich entzündeten, fing er wiederum mit lauter Stimme ein Marienlied zu singen an, in welches die umstehenden Bauern schluchzend mit einstimmten. Da, schon von den Flammen umlodert, richtete er seinen Blick noch einmal auf die dichtgedrängte Menge seiner Freunde und Anhänger, und bitterer Seelenschmerz gab sich in seinen Mienen kund: er gewahrte ihm gegenüber in der vordersten Reihe sie, die er geliebt hatte — Magdalene Stolz.

„O Magdalene," rief er schmerzlich, denn er wußte ja nicht, was sie für ihn gewagt hatte, „ist Dein Haß so groß, daß Du mich sterben sehen willst?"

Da, als ob sie nur auf diesen Ruf gewartet hätte,

stürzte die Jungfrau vorwärts, durchbrach die Reihe der Reisigen, und durch Rauch und Flammen dringend hing sie im nächsten Augenblick an seinem Halse.

„Nein," rief sie aus, „nicht deshalb bin ich hier, sondern um mit Dir zu sterben, denn ich — ich habe Dich geliebt!"

Und ihre Lippen auf die seinigen pressend, küßte sie ihn mit dem ersten und letzten Kusse der reinsten, selbstlosesten Liebe.

Da flog ein mattes, glückseliges Lächeln über sein Antlitz. „O Dank, Dank!" sprach er. „Vereint mit Dir, Geliebte, sterbe ich gern. Barmherziger Gott, nimm unsere Seelen gnädig auf und lasse sie eingehen zur ewigen seligen Freude!"

Es waren seine letzten Worte. Im nächsten Augenblick trieb der Wind dem umschlungenen Paare Rauch und Flammen in's Gesicht, daß sie erstickten.

Die Asche der beiden Liebenden wurde in den Main gestreut.

* * *

So endete dieses Vorspiel des Bauernkriegs. Es hinterließ einen gewaltigen Eindruck unter der ländlichen Bevölkerung nicht nur jener Gegenden, sondern ganz Deutschlands. Noch lange nachher pilgerten die Bauern nach der Stätte, wo der „heilige Jüngling" gestorben war, und nahmen sich Erde von derselben mit, welche sie wie kostbare Reliquien aufbewahrten und verehrten.

Ein Jahrzehnt später aber begann es an den verschiedensten Orten unseres Vaterlandes zu gähren, und nacheinander brachen die Bewegungen der „Käsebröder" in den Niederlanden und des „Bundschuh" im Elsaß und im Bisthum Speier aus, die trotz harter Strafen, Enthauptungen, Verstümmelungen, Landesverweisungen u. s. w. immer weiter um sich griffen, bis endlich der größere, im

Jahre 1503 beginnende Aufstand des „armen Konrad" in Württemberg zu dem über fast ganz Süddeutschland verbreiteten sogenannten „großen Bauernkrieg" führte.

Namenloses Elend brachte er über die schönen Länder, in welchen er wüthete. Furchtbare Greuel wurden verübt sowohl von den Bauern, als auch von ihren Bekämpfern, bis endlich an der Stätte, wo die erste Erhebung der Bauern stattgefunden hatte, das letzte Bauernheer geschlagen und vernichtet wurde.

Es geschah dies am 2. Juni 1525 bei Königshofen an der Tauber, nur wenige Stunden entfernt von Nicklashausen.

---

# Die Sprache der Schiffe.

## Bilder vom blauen Wasser.

Von

**Eugen Schmitt.**

(Nachdruck verboten.)

Der mächtige Auswandererdampfer gleitet unaufhaltsam durch die Fluthen. Vor seinem Bug zischt und kräuselt sich das Wasser, als wichen die Wellen nur widerstrebend vor ihm zurück. Es ist Nacht. Kaum blinken vom halbumflorten Himmel einige Sterne. Im Innern des Schiffes ruhen gegen achthundert Menschen, Männer, Weiber und Kinder, deren Sicherheit den Mannschaften und Offizieren anvertraut ist, die auf Deck die Wacht halten. Prüfend blickt der Offizier auf der Kommandobrücke nach vorn, nach rechts und links aus; wird er auch von der Wache auf alle Lichterscheinungen, alles Auffällige, das die scharfen Augen des Matrosen im Ausguck sehen, durch lauten Zuruf aufmerksam gemacht, so lugt er doch selbst scharf aus, denn das Schiff befindet sich in der Nähe der Küste.

Da vorn taucht plötzlich, etwas rechts vom Schiff, ein grünes und ein weißes Licht auf. Der Mann am Steuertelegraphen wirft einen Blick auf den wachthabenden Offizier; dieser läßt das Schiff im Kurs. Das weiße Licht, das oben am Mast befestigt ist, zeigt ihm an, daß dort ein Dampfer fährt, das grüne Licht, daß er ihm seine Steuerbordseite (die rechte in der Fahrrichtung) zuge-

wendet hat. Das fremde Schiff hat also den Kurs, d. h. die Fahrrichtung des eigenen bereits gekreuzt, man braucht sich nicht auszuweichen, und das Steuerruder kann liegen bleiben, wie bisher.

Jetzt erscheint ein grünes und ein rothes Licht. Es ist ein Segelschiff, das dem Auswandererdampfer gerade entgegenkommt. Jedes Schiff muß nämlich bei Nacht auf der Steuerbordseite ein grünes, auf der Backbordseite (der linken Seite in der Fahrrichtung) ein rothes Licht führen; ein Dampfschiff außerdem noch oben am Mast ein weißes Licht. Schleppt der Dampfer ein anderes Schiff, so muß er unter dem weißen Licht in der Entfernung eines Meters noch ein zweites weißes Licht zeigen. Geht der Dampfer unter Segel, so fällt das weiße Licht fort.

Diese Lichter haben nicht nur den Zweck, Zusammenstöße zu verhüten, sie geben durch ihre Stellung auch den begegnenden Schiffen genau die Art und Weise an, wie sie einander auszuweichen haben. Da drüben z. B. sieht man drei rothe Lichter nebeneinander; sie sind an den Mastspitzen eines Schiffes befestigt, welches entweder ein Kabel legt oder nicht manövrirfähig ist. Diese drei rothen Lichter rufen jedem anderen Schiffe zu: „Geh' mir aus dem Wege; ich bin nicht manövrirfähig. Ich kann hier nicht fort!"

Am Horizont steigt langsam ein weißes, helles Licht auf, das man weithin sieht; das Schiff zeigt weder das rothe Backbord-, noch das grüne Steuerbordlicht, aber hin und wieder flammt ein Flackerfeuer auf, d. h. eine offene Flamme, die hin und her flackert und bald wieder erlischt. Es ist ein Lootsenfahrzeug, das seine Anwesenheit kundthut und sich zur Verfügung derjenigen Schiffe stellt, die eines Lootsen bedürfen.

Das Segelschiff, das dem Auswandererdampfer entgegenkommt und bisher das grüne und rothe Licht zeigte,

brennt jetzt plötzlich Blaufeuer ab, d. h. eine blaue Flamme leuchtet für einige Minuten auf und erlischt dann; auf der Steuerbordseite erscheint an demselben Schiff plötzlich ein weißes Licht, nicht hoch am Mast, wie das Licht des Dampfers, sondern dicht über Bord. Nach einer Minute verschwindet es, dann leuchtet das Blaufeuer wieder auf, und wieder zeigt sich das weiße Licht. Das Segelschiff verlangt einen Lootsen, und das weiße Licht am Top, d. h. an der Mastspitze des Lootsenkutters setzt sich nach dem Segelschiff zu in Bewegung.

Es ist eine eigenthümliche, stumme Lichtsprache, welche die Schiffe da miteinander sprechen, und doch ist sie allgemein verständlich und von größter Wichtigkeit. Die deutsche Reichsregierung hat das Verdienst, diese Sprache zuerst eingeführt zu haben, und zwar durch die Verfügung vom 7. Januar 1880: betreffend die Verhütung des Zusammenstoßes der Schiffe auf See. Die deutsche Regierung hat die anderen Staaten veranlaßt, dieselben Lichtzeichen bei Nacht in ihren Handels- und Kriegsmarinen einzuführen, und so ist aus diesen rothen, grünen und weißen Lichtern eine internationale Sprache geworden, die jeder Seemann versteht.

Immer wieder tauchen in der Entfernung solche Lichter auf. Der große Dampfer befindet sich auf einer belebten Seestraße, wo eine Menge Schiffe auf ihrem Wege sich kreuzen.

Der Morgen graut, und Nebel senkt sich herab. Die Herbstkühle veranlaßt ihn, sich dichter und dichter zu ballen. Die neue Wache von Mannschaften und Offizieren ist angetreten, und da der Nebel beständig zunimmt, gibt der wachthabende Offizier durch den Maschinentelegraphen den Befehl: „Langsam vorwärts!" Der Dampfer vermindert seine Schnelligkeit, ein Mann tritt an die Dampfpfeife, die sich unterhalb der Kommandobrücke befindet,

und in Pausen von einer Minute läßt er sie lang ertönen. Sie ist das Zeichen, daß ein Dampfer sich nähert. Aus der Entfernung hört man den Schall von Dampfpfeifen und Nebelhörnen herüberdringen; letztere verkündigen die Nähe eines Segelschiffes. Aus noch weiterer Entfernung klingen auch Schiffsglocken, die fortwährend geläutet werden. Man nähert sich dem Hafen, und die Glockensignale werden im Nebel von vor Anker liegenden Schiffen gegeben, damit sie nicht von den in Fahrt befindlichen angerannt werden. Nebelhorn und Dampfpfeife ermöglichen es den Segel- und Dampfschiffen, auch noch kundzuthun, wie sie fahren; je nachdem sie vor dem Winde gehen, gegen den Wind fahren oder schräg gegen ihn ihren Kurs haben, geben sie mit der Dampfpfeife oder dem Nebelhorn das Signal, bestehend aus einem, zwei oder drei Tönen, und bei einiger Aufmerksamkeit und dem vorschriftsmäßigen Langsamfahren wird es auch innerhalb des dichtesten Nebels möglich, einander auszuweichen, selbst dort, wo viele Schiffe theils vor Anker liegen, theils an einander vorüberfahren.

Die Morgensonne geht auf und kämpft muthig mit dem Nebel. Von der Küste her weht eine frische Brise, und wie die Falten eines weiten Vorhanges reißen die Nebelmassen auseinander, erst hier und da einen kurzen Durchblick gewährend, sich durcheinander ballend und dann plötzlich abziehend und verschwindend, so daß man glaubt, die Küste mit der Hafenstadt, die da drüben im Glanz der Morgensonne liegt, sei plötzlich wie eine Theaterdekoration aufgetaucht.

Im Schiff unten ist es schon lange lebendig geworden, die Matrosen reinigen das Deck, die Passagiere sind beim Frühstück, theilweise erscheinen sie auch schon auf dem Promenaden- und dem Hinterdeck. Der Kapitän ist die Treppe hinaufgestiegen, die zur Kommandobrücke führt,

er hat die Meldung des wachthabenden Offiziers gehört und gibt jetzt einem der Leute einen Auftrag.

Nach einiger Zeit erscheinen Matrosen, welche Kasten tragen, in denen geordnet bunte Flaggen liegen. Ein anderer Matrose holt aus dem Navigationshäuschen auf Deck ein gebundenes Buch, das er dem wachthabenden Offizier überreicht. Auf einer vorspringenden Landzunge des Hafenortes steht der Leuchtthurm, dessen Feuer jetzt erloschen ist. Dicht unter der Laterne, wo bei Nacht die mächtigen Lichter brennen, die weit hinaus in die See den Schiffern zurufen: „Hier ist das Fahrwasser, halte auf mich zu!“ oder: „Nimm Dich in Acht, hier ist eine Klippe, eine Sandbank!“ befindet sich ein eiserner Arm, der seitwärts in die Luft hinausragt. Der Kapitän gibt einige Befehle, und die Matrosen hissen vermittelst eines dünnen Taues an die Mastspitze hinauf eine kleine Flagge in den deutschen Farben, außerdem einen kleinen Wimpel, senkrecht getheilt roth-weiß, roth-weiß, roth.*)

Eine Zeitlang flattern die Flagge und der Wimpel an der Gaffel, dann wird neben dem Leuchtthurm etwas hochgezogen. Oben geht von der Spitze der eisernen Stange, die dort in die Luft hinausragt, ebenfalls über Rollen eine doppelte Leine herunter, welche es ermöglicht, Flaggen hochzuhissen. Es erscheint aber nur ein Wimpel, und zwar unten, über ihm sieht man zwei scheibenförmige Gegenstände, sogenannte Bälle. Der Kapitän prüft dieses Signal: zwei Bälle oben, ein Wimpel unten, d. h. in allen Sprachen der Welt: „Ihre Flagge ist unkenntlich. Kommen Sie näher oder geben Sie Fernsignale!“

„Hätte es nicht gedacht,“ sagt der Kapitän zum ersten

*) Die Flaggen unterscheidet der Seemann nach ihrer Gestalt und nennt ein dreieckiges Stück Tuch einen Wimpel, ein viereckiges eine Flagge, und ein viereckiges Stück Flaggentuch, das an der freien Seite winkelförmig ausgeschnitten ist, einen Stander.

Offizier, „daß sie unser Signal nicht erkennen. Aber es ist hier auf See noch nebelig, während es am Lande klar ist. — Die Fernsignale also!"

Die Mannschaften bringen jetzt runde Bälle, die aus Korbgeflecht hergestellt und schwarz gefärbt sind, ebenso viereckige Flaggen und Wimpel, sämmtlich dunkelbraun. Ein Ball wird hochgehißt und oben gelassen, d. h.: „Wir wollen Fernsignale geben!"

Am Krahn des Leuchtthurmes steigt ebenfalls ein einzelner Ball empor; das ist die Antwort. Sie lautet: „Gut, geben Sie Fernsignale!"

Das Schiff holt den Ball herunter und hißt an der Spitze der drei Masten nebeneinander Signale, bestehend immer wieder aus Bällen, Flaggen oder Wimpeln. Diese drei Signale nebeneinander bleiben einen Augenblick stehen, immer so lange, bis drüben am Leuchtthurm der Ball hochgeht, welcher andeutet: „Wir haben verstanden."

Nach einigen Minuten steigt dort drüben der Ball zum letzten Male auf. Das Schiff hat gemeldet: „Dampfer Weser aus Bremen, auf der Fahrt nach New-York."

Die Signale, die an der Spitze der drei Masten immer gleichzeitig aufgezogen wurden, werden heruntergeholt, und nur am mittelsten Mast, dem Hauptmaste, zieht das Schiff jetzt ein Signal auf: Flagge, Ball, Wimpel. Diese Frage lautet in allen Sprachen: „Haben Sie Telegramme oder Briefe für uns?"

Am Leuchtthurm erscheint ein Ball, unter ihm zwei Wimpel; es ist die Antwort: „Nein!"

Wieder holt das Schiff seine Signale herunter, während es beständig in Fahrt bleibt, und herauf geht ein Ball, ein Wimpel, eine Flagge.

„Zum Teufel!" ruft der erste Offizier den Matrosen zu. „Was macht ihr da? Das ist ein falsches Signal. Herunter damit!"

Augenblicklich wird das Signal heruntergeholt, und im nächsten Augenblicke gehen zwei Bälle hoch. Sie sind das Annullirungszeichen, das Schiff sagt damit: „Das vorhergehende Signal gilt nicht!"

Sorgfältig überwacht der erste Offizier jetzt das Signal, und es steigt auf ein Ball, ein Wimpel und noch ein Ball. Das ist die Frage: „Welches Wetter meldet der meteorologische Bericht?"

Drei Gruppen von Signalen erscheinen in entsprechenden Zwischenräumen am Leuchtthurm. Sie melden: „Mäßiger Südwest in Aussicht!"

Das Schiff hißt noch einmal den einzelnen Ball als Antwort, daß es verstanden habe und nicht weiter zu sprechen wünsche, dann holt es auch diesen Ball herunter, und der Hafenort, den man nicht angelaufen hat, ist bald passirt.

Das waren Fernsignale, die gegeben wurden und die auf einem internationalen Abkommen aller Kulturländer beruhen, welche Seeschifffahrt treiben. In der That, der Südwest geht auf; für den Seemann ist das ein mäßiger Wind, die Landratte würde ihn schon einen Sturm nennen. Der Dampfer setzt, um noch rascher zu fahren, alle Segel und eilt mit vermehrter Schnelligkeit durch die Fluth.

Von der Kommandobrücke aus kann man beobachten, wie drüben zwei Dampfer in Fahrt, die ebenfalls unter vollen Segeln gehen, miteinander sprechen. Immer wieder werden an den Mastspitzen Flaggen gehißt, aber nicht Bälle, Flaggen und Wimpel in dunklen Farben, sondern helle, bunte Flaggen und Wimpel, wie sie die Matrosen zuerst bereit stellten, als man mit dem Leuchtthurm sprechen wollte. Diese Flaggen zeigen die Farben roth, weiß, blau und gelb. Grün ist ausgeschlossen, weil es mit blau aus größerer Entfernung zu leicht verwechselt werden kann, und die Schiffe, die sich da miteinander unterhalten,

sprechen eine Sprache, die ebenfalls jeder Seemann versteht, wenn er das internationale Signalbuch zur Hand hat, und die doch eigentlich keine Sprache ist, denn diese Sprache besteht nur aus achtzehn Konsonanten und hat mit keiner der bestehenden menschlichen Sprachen eine Aehnlichkeit. Es ist eine Zeichensprache sonderbarster Art.

Der eine Dampfer hat z. B. den rothen Stander, einen blauen Wimpel, eine blaue und eine gelbe Flagge gehißt, und auf allen Schiffen weiß man ringsherum, daß dies die Buchstaben b d p q sind. Dieselben bedeuten in der internationalen Flaggensprache „London", es ist der Name des Schiffes.

Das andere Schiff, das sich mit dem Dampfer unterhält, hißt eine gelbe Flagge, einen weißen Wimpel mit rothem Ball, eine vertikal weiß und roth und eine horizontal blau und weiß gestreifte Flagge, das sind die Buchstaben q d h i. Sie heißen im Signalbuche „Berlin", es ist der Dampfer „Berlin", der sich mit dem Dampfer „London" unterhält, und trotzdem das eine ein englisches, das andere ein deutsches Schiff ist, können sie sich doch mit Hilfe des internationalen Signalbuches verständigen, ebensogut wie mit einem spanischen, türkischen oder dänischen Schiffe.

Dieses internationale Signalbuch, welches auf verschiedenen Konferenzen der Seemächte festgestellt worden ist, kann als ein Triumph des Menschengeistes bezeichnet werden. Die Erfinder und Verbesserer dieses Buches haben ein Werk von hervorragender Bedeutung geschaffen. Lange Jahre hat man an diesem Werke gearbeitet, aber die Mühe ist nicht umsonst gewesen. Es mußte erst durch die Konferenzen der Mächte festgestellt werden, wie viel Signale im Allgemeinen nothwendig seien, wollen sich Schiffe mit Hilfe von bunten Flaggen so miteinander unterhalten, daß keine Mißverständnisse möglich sind, und man schätzte

diesen Bedarf an Signalen auf nicht weniger als 70,000. Man mußte in zweiter Linie feststellen, wie viel Einzelzeichen höchstens zu einem Signale verwendet werden sollten, und nach eingehenden Berathungen, bei denen die Sachverständigen natürlich ein gewichtiges Wort mitzusprechen hatten, entschied man sich dafür, daß nicht mehr als vier Einzelzeichen zu einem Signal verwendet werden sollten.

Um nun diese 70,000 Schiffssignale herzustellen, wenn man nicht mehr als höchstens vier Einzelzeichen zu jedem Signal aufhissen wollte, bedurfte man achtzehn Zeichen, und man wählte dazu die achtzehn Konsonanten von B. bis W. Für jeden Konsonanten setzte man eine Flagge oder einen Wimpel fest und nur für den Buchstaben B. einen rothen Stander, d. h. eine an der freien Seite ausgezackte Flagge. Außerdem einigte man sich noch über einen Signalwimpel, einen Wimpel, der horizontal zweimal roth und zweimal weiß gestreift ist und eine rothe Spitze hat, und dessen Aufhissung bedeutet, daß man sich auf Grund des internationalen Signalbuches unterhalten wolle.

Man setzte fest, daß ein Signal aus zwei, drei oder vier Einzelzeichen bestehen solle, nur für die einfache Bejahung und Verneinung wurde ein Signal aus einem einzigen Zeichen festgestellt, und zwar für Ja der Buchstabe C, ein weißer Wimpel mit rothem Punkt, und für Nein der Buchstabe D, ein blauer Wimpel mit weißem Punkt. Dieser Buchstabe C ist das Zeichen für die Bejahung in allen Sprachen, und er heißt daher ebensogut wie Ja auch yes, oui, si. tak, yok u. s. w.

Signale mit zwei Flaggen wurden dafür bestimmt, um die wichtigsten und dringendsten Mittheilungen zu machen, als da sind Anzeigen von Gefahr und Noth, Gesuche um Aufmerksamkeit, Aufforderungen zur Hilfeleistung

und Bezeichnung von Kompaßstrichen, nach denen das Schiff segeln oder dampfen müsse, ohne in Gefahr zu gerathen. Mit den achtzehn Flaggen kann man 306 Signale von zwei Zeichen geben.

Die Signale von drei Zeichen wurden dazu bestimmt, um die häufigsten sonst an Bord vorkommenden Mittheilungen zu machen, besonders die Signale für die Grade der Breite und Länge, für Stunden und Minuten, für Datum, für Monatsnamen, für die Wochentage, für Zahlen und einzelne Buchstaben herzustellen. Aus drei Flaggen kann man mit den achtzehn Zeichen 4896 Signale geben.

Die Signale von vier Zeichen wurden bestimmt zur Bezeichnung geographischer Namen, zur Bezeichnung von einzelnen Silben, Wörtern, Satztheilen und sonstigen in das Signalbuch aufgenommenen allgemeinen Mittheilungen; ferner als Unterscheidungssignale für Kriegs- und Kauffahrteischiffe.

Jedes Schiff hat nämlich in dem Lande, in dem es eingetragen ist, ein besonderes Signal, und wenn es dieses zeigt und das andere Schiff, das mit ihm spricht, im Besitz der betreffenden Schiffsliste ist, so weiß es im Augenblicke, wie das Schiff heißt, wem es gehört, wieviel Tonnen Inhalt es hat, wie stark seine Maschinen sind. Schiffe derselben Nationalität haben nie dasselbe Unterscheidungszeichen, indessen findet man die 53,000 Unterscheidungssignale, welche von dem internationalen Signalbuch jeder einzelnen Marine zur Verfügung gestellt sind, öfters doppelt und dreifach in einem Hafen, jedes Schiff gehört dann aber einer anderen Nationalität an.

Mit der Zusammenstellung von vier Flaggen kann man 63,440 Signale geben; mit den vorher erwähnten Signalen von zwei und drei Flaggen zusammen sind also im Ganzen etwa 70,000 Signale möglich.

Will ein Schiff mit einem anderen sprechen, so hißt es seine Signalflagge und unter dieser den Signalbuchwimpel. Hißt darauf das andere Schiff ebenfalls seine Signalflagge und darunter den Signalbuchwimpel, so heißt dies: „Wir sind bereit, fangt an!"

Zieht auf ein gegebenes Signal das andere Schiff den Signalwimpel hoch, so heißt das: „Wir haben verstanden!" und die Unterhaltung kann nun zwischen den Schiffen mit Hilfe der achtzehn Flaggen und des Signalbuches mit Sicherheit geführt werden, ohne daß die beiden Schiffsführer eine andere Sprache, als ihre eigene verstehen.

Um das Nachschlagen des Signalbuches zu erleichtern, hat man noch besondere Bestimmungen getroffen, welche von großem Scharfsinn und sorgfältigem Erwägen zeugen. Man kann nämlich, sobald ein Signal von zwei oder vier Flaggen aufgehißt wird, schon bei der obersten Flagge, die heraufkommt, sehen, was für ein Signal es ist. Ist bei einem Signal von zwei Flaggen der rothe Stander oben, so ist es ein Achtungs- oder Aufforderungssignal; ist ein Wimpel oben, so ist es ein Nothsignal. Bei den Signalen von vier Flaggen erkennt man ebenfalls an der obersten Flagge, welcher Art das Signal ist. Ist der Stander oben, so handelt es sich um einen geographischen Namen; ist der Wimpel C oben, so bezeichnet dies eine Silbe; ist der Wimpel D oben, so handelt es sich um ein Wort; der Wimpel F bezeichnet einen Satztheil oder einen ganzen Satz; ist der Wimpel G oben, so hat man das Unterscheidungssignal eines Kriegsschiffes vor sich, und eine rechteckige Flagge endlich ist das Unterscheidungssignal eines Kauffahrteischiffes.

Es erfordert nicht allzugroße Uebung, um im internationalen Signalbuch die Bedeutung der verschiedenen Signale nachzuschlagen; ebenso findet man leicht die Ant-

wort. Kommen Fälle vor, in denen man nicht vollständig mit den Signalen des Buches auskommt, so muß man anfangen zu buchstabiren. Will z. B. ein Schiff dem anderen melden: „Es ist Krieg ausgebrochen zwischen Deutschland und Frankreich" — ein Signal, welches sehr wichtig für ein deutsches Schiff wäre, weil es dann vermeiden müßte, in einen französischen Hafen einzulaufen — so schlägt der Betreffende in dem Signalbuch seiner Sprache das Wort Krieg auf, und unter der Rubrik „Krieg" sucht er die Redensart „Krieg ausgebrochen". Nun hißt er dieses Signal; dann muß er es herunternehmen und muß die geographischen Signale, also immer mit dem Stander B oben, hissen, welche Frankreich und Deutschland bedeuten. Hißt das Gegenschiff dann den Antwortwimpel, so heißt das: „Ich habe verstanden."

Es ließen sich, wenn dies nicht der Raum verbieten würde, Hunderte, ja Tausende von interessanten Fällen anführen, wo durch diese internationale Signalsprache eine Verständigung zwischen den Schiffen ermöglicht wird, wie man sie sonst nur durch die lebendige Sprache erzielt, und die Kulturvölker dürfen auf die von ihnen erdachte Schiffssprache vermittelst Lichtern, Flaggen, Fernsignalen, Dampfpfeifen, Nebelhörnern und Schiffsglocken stolz sein, denn sie ist abermals ein Sieg über die Elemente, die sich den Fortschritten der Menschheit so hartnäckig entgegensetzen.

# Moderne Wunder.

## Aus dem Bereiche der Experimental-Psychologie.

Von

**L. Hausener.**



Im 19. Jahrhundert gibt's keine Wunder mehr! Diese Behauptung haben wir Alle so oft gehört, gelesen und wohl selbst ausgesprochen, daß wir schließlich von ihrer Richtigkeit tief durchdrungen sind. Dem stellt die Philosophie entgegen, daß, wenn es überhaupt je Wunder gegeben hat, diese auch noch heute vorkommen müßten, da das Weltall seinem inneren Wesen nach sich nicht verändert, die dasselbe regierenden Kräfte noch dieselben seien, wie vor Jahrtausenden oder Jahrmillionen, und nur die äußeren Erscheinungen einer Veränderung unterworfen sein können. Es kommt eben ganz darauf an, was wir unter dem Begriffe „Wunder" verstehen. Soll Wunder die gänzliche Aufhebung oder willkürliche Durchbrechung der Naturgesetze bedeuten, so gibt es freilich keine Wunder. Verstehen wir aber unter Wunder die erstaunlichen, uns überraschenden Ereignisse, welche wir vorläufig noch nicht im Stande sind, wissenschaftlich zu erklären, so bringt uns fast jeder Tag neue Wunder, und nie wird es an solchen fehlen.

In der folgenden Skizze werden wir den Begriff des Wunders stets in der zuletzt erwähnten Bedeutung gebrauchen, als ein „wunderbares", weil uns unfaßliches

Geschehen, das durch die uns bis jetzt bekannten Naturgesetze nicht oder doch nur sehr mangelhaft zu erklären ist.

Was uns in diesem Sinne als Wunder erscheint, ist sehr verschieden, je nach dem Bildungsgrade oder der Kulturepoche; beispielsweise würde es noch unseren Großeltern wie ein Wunder vorgekommen sein, daß man in Berlin in die Wand sprechen und so sich mit einem Bewohner Hamburgs unterhalten könne. Hat doch selbst vor wenigen Jahren ein Herr Dr. Bouillaud vor der französischen Akademie den Phonographen als die Täuschung eines geschickten Bauchredners bezeichnet!

Den besten Beweis aber für die Wandelbarkeit des Wunderbegriffs bildet das räthselvolle Gebiet des Hypnotismus. Als der Hypnotiseur Hansen 1878 bis 1880 in Deutschland öffentliche Schaustellungen gab, wurde er allgemein als Schwindler gebrandmarkt oder als Wunderthäter betrachtet, und bis tief in die achtziger Jahre hinein glaubten blos die wenigen Eingeweihten daran, daß es durch gewisse Manipulationen möglich sei, Menschen in einen schlafähnlichen Zustand zu versetzen und dann beliebig zu beeinflussen. Das Alles hat sich überraschend schnell geändert. Heute zweifelt kaum noch Jemand, oder doch nur der Unwissende, an dem Vorhandensein eines wirklichen und wahrhaftigen Hypnotismus, die Zweifel beziehen sich blos auf einzelne Erscheinungen desselben. Unter ihnen gibt es namentlich solche, die dem minder Fachkundigen wie moderne Wunder — das Wort im dargelegten Sinn gebraucht — aussehen, und andere, die selbst für den Spezialisten ungenügend aufgeklärt und höchst wunderbar sind. Von beiden Klassen will ich Proben mittheilen.

Ein junger Mann, groß, kräftig, das Bild der Gesundheit, tritt in mein Zimmer. Wir begrüßen uns, setzen uns und plaudern miteinander. Mitten in einem

Satz höre ich plötzlich auf und sage dann mit scharfer Stimme: „Schlafen Sie!" Sofort ändert sich das Aussehen meines Partners: seine Augen schließen sich, die Glieder fallen schlaff hernieder, und das Gesicht erhält einen eigenthümlich starren Ausdruck. Wenn ich nun in der begonnenen Unterhaltung fortfahre, würde kein Mensch, der die kleine Episode nicht beobachtet hätte, in unserem Freund einen Hypnotisirten vermuthen, so verständig, wenngleich etwas zögernd, spricht er. Da lasse ich mit einem Male die Behauptung einfließen: „Aber, lieber Herr, Sie sind ja ganz von Glas!" Und nun scheint es, als ob wir es mit einem Wahnwitzigen zu thun hätten. Denn während jeder Vernünftige eine solche Behauptung mit Lachen beantworten würde, sieht er ängstlich auf seinen Körper hinab, betastet ihn kopfschüttelnd und führt alle Bewegungen mit größter Vorsicht aus, um ja nicht zu zerbrechen. Eine zweite Versicherung meinerseits macht die Versuchsperson zur Wachspuppe: alsdann nimmt er sich sehr in Acht, an nichts Heißes zu kommen; dabei jedoch spricht er ganz ruhig und bemerkt anscheinend den Widersinn nicht. Auf weiteres Kommando verwandelt sich der junge Mann in eine alte Frau oder in ein dreijähriges Kind, oder in einen seiner Freunde; in letztem Falle vergißt er Alles, was seine eigene Persönlichkeit bildet, und schafft sich mit Hilfe von mehr oder weniger zutreffenden Erinnerungen die neue Person, die man ihm suggerirt (eingeredet) hat. Diese Einrede oder Eingebung läßt sich in's Ungemeine vervielfältigen. Durch Suggestion befördere ich für den Hypnotisirten eine dritte anwesende Person in's Nebenzimmer — einfach durch das Schlüsselloch hindurch, ich mache vorhandene Gegenstände unsichtbar und zaubere neue hervor, ich erzeuge Vorstellungen, Gefühle, Triebe nach meinem Belieben in der Seele des Hypnotisirten. Ich sage ihm, er werde nach vierzehn Wochen im wachen

Zustand eine bestimmte Handlung ausführen, und es geschieht mit maschinenmäßiger Pünktlichkeit und Zuverlässigkeit. Kurz, ich mache eigentlich aus einem freien Menschen ein willen- und gedankenloses Werkzeug. — Klingt das nicht wie ein Wunder?

Und doch kann die Erklärung dieser märchenhaften Thatsachen, soweit es den äußeren Vorgang betrifft, jetzt gegeben werden. Die „Suggestion" bietet den Schlüssel zum Verständniß derartiger Vorgänge, die dem unbefangenen Zuschauer als „Wunder" erscheinen. Jeder Mensch im normalen Zustand ist suggestibel, d. h. er neigt dazu, fremde Vorstellungen aufzunehmen und ihnen einen Einfluß auf den erworbenen Zusammenhang des Seelenlebens zu gestatten. Wenn mir Jemand versichert, die Suppe habe einen unangenehmen Beigeschmack, so ist zehn gegen eins zu wetten, daß ich auch ein klein wenig davon verspüre, obwohl in Wirklichkeit nichts vorhanden ist. Oder wenn man einem gesunden, wachen Menschen sagt: „Hinter Ihnen läuft eine Ratte," so gehört schon ein sehr seltener Grad von Besonnenheit, eine hohe Selbstbeherrschung dazu, um mit keiner Wimper zu zucken und ruhig zu antworten: „In meinem Hause gibt es keine Ratten." Die Meisten werden sich dagegen instinktiv umdrehen, sich aber schnell davon überzeugen, daß eine Ratte gar nicht da ist, und im Augenblick das kurz vorher aufgetauchte Innenbild des Thieres verlieren. Phantastisch Veranlagte endlich glauben schon in jedem dunklen Fleck den Körper der Ratte zu erblicken, und bei Kindern und Naturmenschen kommt es gar häufig zu der Illusion, daß sie einen anderen Gegenstand für den vorgespiegelten halten. Erhöht sich diese Beeinflußbarkeit noch um ein Kleines, so haben wir den Zustand des Hypnotisirten: die Hypnose ist nichts weiter, als ein Zustand erhöhter Suggestibilität. Das „Schlafen Sie!"

setzt einen bereits mehrfach Hypnotisirten in eine Bedingung, die alle Hemmungen des wachen Lebens fortfallen läßt und daher sich dem Traume nähert, in dem es gleichfalls keine Schranken für die Phantasie gibt.

Als Folgen der Suggestion nun erklären sich die allermeisten Wunder des Hypnotismus. Von einem geheimnißvollen Fluidum, den physikalischen Wirkungen des Magneten u. dergl. m. ist keine Rede; was geschieht, geschieht durch den seelischen Einfluß. Ein Wort genügt, um empfängliche Personen zum Spielball eigener und fremder Phantasie zu machen, und ein zweites Wort genügt, um sie aus diesem Traumreich erinnerungslos wieder in's wirkliche Leben zurückzurufen. So kann man ihre Handlungen bestimmen, wie die eines Automaten, man kann ihnen durch nachwirkende (über die Dauer des Schlafes hinaus wirkende, posthypnotische) Einrede Liebe und Haß einflößen, sie fleißig oder faul, krank oder gesund machen. Letzteres ist besonders merkwürdig. Die Möglichkeit, selbst körperliche Vorgänge durch Suggestion zu beeinflussen, beruht auf der innigen Verbindung zwischen Seelischem und Leiblichem. Ebenso wie Magenschmerzen geistige Unfähigkeit herbeiführen können, vermögen die Grillen des Hypochonders umgekehrt wieder Magenschmerzen zu erzeugen, und gar beim Hypnotisirten lassen sich beispielsweise Uebelkeit mit Erbrechen, Schweißabsonderung, Schmerzen ohne Schwierigkeit künstlich hervorrufen. Aber die Herrschaft der Einbildungskraft über die körperlichen Erscheinungen geht beim Hypnotisirten noch weiter, sie beherrscht sogar das vasomotorische System, also z. B. die Gefäßerregungen beim Roth- und Blaßwerden, die wir sonst nicht in unserer Gewalt haben. Ja, es ist möglich, Brandblasen, die Narben zurücklassen, und blutende Wunden durch bloße Suggestion zu erzeugen.

Zuerst unter den Neueren hat ein französischer Apo-



theker, Herr Th. Focachon, an seinen Versuchspersonen experimentell Stellen geschaffen, die zu bestimmten Stunden auf Befehl des Operators bluteten. Dann sind die Versuche vielfach mit Erfolg wiederholt worden, zuletzt von Professor Forel in Zürich. Der Anschaulichkeit wegen setze ich einen in Deutschland fast gänzlich unbekannten Bericht des Professors Delboeuf aus Lüttich her, der von einem Experiment in dem berühmten Nervenkrankenhospital Salpêtrière zu Paris handelt:

Die Hysterische, die wir vor uns hatten, hatte bereits einmal eine Brandblase durch Suggestion davongetragen und eine Narbe auf dem linken Arm davon zurückbehalten. Wir baten um eine Wiederholung des Experimentes. Professor Charcot, der Direktor der Anstalt, ergriff den anderen Arm, bezeichnete mit seinem Zeigefinger eine Stelle des Handgelenks, ohne sie jedoch zu berühren, und sagte dann ungefähr Folgendes zu der Hypnotisirten:

„Sehen Sie diesen Punkt?"

„Ja."

„Er ist mit glühendem Wachs bedeckt."

„Nehmen Sie es doch schnell fort."

„Es thut Ihnen recht weh; nicht wahr, das brennt?"

„O, wie das schmerzt, um Gottes willen, nehmen Sie es fort, ich bitte Sie."

„Nein, berühren Sie es nicht: fühlen Sie das Feuer, das Ihr Fleisch röthet?"

„O, wie ich leide!"

„Jetzt ist es zu Ende, das Wachs erkaltet, ich nehme es fort — sehen Sie, wie roth die Haut ist!"

„Wahrhaftig!"

Und Herr Charcot ließ uns sehen, daß die Haut roth geworden war. Dann fuhr er fort: „Jetzt wird sie immer röther und hebt sich; Sie werden morgen Blasen haben, es ist eine zu schreckliche Brandwunde."

In der That hatte sich die Haut schon an einigen Stellen gehoben.

Dann, als die Zeit vorrückte — der Versuch hatte so ziemlich eine Viertelstunde in Anspruch genommen — überließ man das junge Mädchen den Assistenzärzten, die beauftragt waren, sie an jeder Berührung ihres Handgelenks zu hindern. Sie setzten sie auf einen Stuhl nahe dem Tisch, hielten ihr die Hände und lenkten von Zeit zu Zeit ihre Aufmerksamkeit auf die Wunde. Sie hatte jetzt eine wohlausgebildete, starkgeröthete Brandwunde.

Jetzt weckte man sie aus der Hypnose, indem man auf die Augen hauchte, und sie empfand sofort den Schmerz.

„Ah!" schrie sie, „schon wieder verbrannt! Ich werde gewiß an die Gasflamme gekommen sein. Weshalb nimmt man mich nicht in Acht, wenn ich schlafe?"

Ich sah das Mädchen am nächsten Tage wieder. Sie trug einen Verband über der Wunde, die sie sorgfältig mit Glycerin hatte baden müssen. Am übernächsten Tage zeigte sie eine Narbe von 2 bis 3 Centimeter in der Länge und einen in der Breite, eine Narbe, die mein Kollege, Herr Mascuo, mit ungläubigem Erstaunen geprüft hat. Er hatte die Erzeugung des Phänomens freilich nicht gesehen, aber man kann eben nicht Alles mit eigenen Augen sehen, sondern muß sich in den meisten Fällen auf die Augen Anderer verlassen. —

Soweit Herr Delboeuf. Seinem Bericht gleichen die anderen wissenschaftlichen Darstellungen derartiger moderner Wunder in allen Hauptpunkten. Ganz anders dagegen lauten vereinzelte Erzählungen über die Entstehung von Röthungen, bei denen wissentlich keine Suggestion gegeben worden war, sondern die treibende Vorstellung auf einem uns zunächst noch unverständlichen Wege in die Seele der Versuchsperson gelangt sein muß.

Ein Beispiel aus der langen Experimentenreihe, die

vor drei Jahren von französischen und englischen Forschern in Le Hâvre angestellt wurden. Versuchsperson und Experimentatoren sind durch eine wohlverschlossene Thür von einander getrennt. Nun kneift sich Herr Dr. Ochorowicz in den Arm, und zu gleicher Zeit empfindet — wie die Kontrole ergibt — die Versuchsperson an der entsprechenden Stelle ihres Armes einen kneifenden Schmerz, der eine Röthung der betreffenden Stelle zur Folge hat. In einem anderen Falle brannte einer der Herren sich an der Fingerspitze. Die Hypnotisirte empfand augenblicklich an der Kuppe ihres entsprechenden Fingers das Gefühl, man habe sie gebrannt; wieder wurde bestätigt, daß diese innere und eingebildete Empfindung den Anfang einer Brandwunde auf der Haut hervorgerufen hatte. — Es ist aber derselbe Vorgang, wie der oben berichtete, jedoch mit dem tiefgreifenden Unterschiede, daß dort der Schmerz durch laute, wörtliche Versicherung (Verbalsuggestion), hier durch nichtsinnliche Gedankenübertragung (Mentalsuggestion) entsteht. Eine solche Fernwirkung ohne Vermittelung der Sinnesorgane aber gilt selbst dem Sachkundigsten als so wunderbar, daß man allgemein heimliche Fehlerquellen bei der Aufstellung der Versuchsbedingungen annimmt, ehe man sich dazu entschließt, die Existenz einer bisher unbekannten Naturkraft zuzugestehen. Immerhin darf diese berechtigte Zurückhaltung nicht in ein hartnäckiges Sichverschließen gegen das Neue ausarten, und zwar um so weniger, als sehr gewichtige Stimmen sich für die „Telepathie" (Fernwirkung) erhoben haben.

Ein französischer Physiologe, Professor Charles Richet, glaubt nachgewiesen zu haben, daß Gedankenbefehle aller Art über weite Entfernungen hinaus vermittelt werden können. In gewissen, freilich sehr seltenen Fällen genüge es, die Gedanken innerlich intensiv darauf zu konzentriren, daß die Versuchsperson in Hypnose verfalle und das Ge-

wollte geschehe. Zahlreiche derartige Beispiele einer Einschläferung aus der Entfernung werden von Dr. Richet mitgetheilt. „Entweder," sagt er zum Schluß, „ist die Beobachtung von meiner Seite sehr unvollständig und ungetreu gewesen, oder es liegt in Wirklichkeit eine Fernwirkung vor." Ohne dieser etwas schroffen Alternative völlig beizustimmen, müssen wir jedenfalls anerkennen, daß das gesammelte Material unbedingt die ernste Beachtung aller aufrichtigen und vorurtheilsfreien Wahrheitsfreunde verdient.

Was soll man aber dazu sagen, wenn nicht blos von einer Fernwirkung von Menschen, sondern auch von fernwirkenden Medikamenten berichtet wird? Die deutschen, englischen, amerikanischen, russischen und französischen Forscher, die sich mit der erstgenannten Erscheinung erfolgreich beschäftigten, führen meist die Analogie des Magneten in's Feld, dessen Anziehungskraft uns gleichfalls ein Räthsel ist. Sollte die Fernwirkung der Arzneimittel auf ähnlicher Grundlage ruhen?

Leider haben bisher nur drei französische Aerzte die Erscheinung wahrgenommen, die Professoren Bourru und Burot in Rochefort und Luys in Paris. Sie haben beobachtet, daß Brechmittel, Schlafmittel u. dergl. m. bei einigen Hypnotisirten schon dann ihre bekannte Wirkung ausüben, wenn sie in wohlverschlossenen Phiolen der Haut der Person genähert werden. Während sonst Chloralhydrat erst durch Einführung in den Magen die physiologische Bedeutung eines Schlafmittels erhält, soll es hier diese bereits bei Berührung gewisser Körperstellen ausüben. Ich nähere eine hermetisch verschlossene Dose mit Morphium dem Nacken der Versuchsperson, und erziele sofort tiefe Betäubung, oder ich bringe Kaffee und Spirituosen in die Nähe, und alsbald entsteht eine Aufregung, die sich in den zahlreich aufgenommenen Photographien

sehr deutlich zeigt. Die Anhänger dieses modernen Wunders machen darauf aufmerksam, welche Folgen die Einführung winziger Stoffpartikeln in das Blut habe, daß man sich durch einfaches Eintauchen in gewisse Stoffe vergiften kann, daß Hunde die Duftttheilchen einer Fährte aus weiten Entfernungen in sich aufnehmen, und daß das einfache Einreiben von Salben mit seinen unleugbaren Wirkungen uns gleichfalls völlig unklar bleibt. Sie denken sich den Vorgang als eine Fortpflanzung von Schwingungen, ähnlich wie beim Ausstrahlen der Wärme oder beim Ueberspringen elektrischer Ströme. Aber eine nüchterne Kritik muß einwenden, daß bei den Versuchen die unbewußte Suggestion doch nicht ganz und gar ausgeschlossen scheint; sie fordert, daß der Inhalt des Fläschchens auch dem Operator unbekannt sei und nach Möglichkeit wechsle, daß die Feststellung des Inhaltes nicht eher erfolge, als bis alle aufgetretenen Erscheinungen sorgfältig aufgezeichnet sind, und Aehnliches mehr. Endlich muß es doch auffallen, daß die gleichen Resultate bisher nirgendwo anders, als in Rochefort und Paris erzielt worden sind.

Auch an einem anderen Wunderbericht der Herren Bourru und Burot bleibt dies auszusetzen. Da indessen der beregte Bericht so viel des Interessanten enthält, so darf ich wohl mit einigen Worten darauf eingehen.

Louis V . . ., ein französischer Matrose, kam im Jahre 1885 in das Hospital der genannten Herren, um von Lähmungen, Krämpfen, Unempfindlichkeit bestimmter Hautstellen u. s. w. befreit zu werden. Bei der Behandlung ergab sich nun ein merkwürdig enger Zusammenhang zwischen diesen körperlichen Mängeln und dem Seelenleben. Wenn man durch gewisse Mittel die Lähmung aufhob, so fühlte sich V. in die Zeit zurückversetzt, wo er noch nicht gelähmt war: er kannte die ihn umgebenden Aerzte nicht, er wußte nicht, wie er nach Rochefort gekommen

war, er sprach genau so, er hatte dieselben Neigungen und Stimmungen, wie in der längst verflossenen Periode. So konnte man diesen Menschen in die verschiedensten Zeitabschnitte seines Lebens versetzen, Zeitabschnitte, die durch seelische und körperliche Kennzeichen sehr genau charakterisirt waren. Jede künstliche Veränderung in Bezug auf Empfindlichkeit z. B. zog mit sich eine Veränderung des Gedächtnisses; und umgekehrt, führte man ihn durch Suggestion in vergangene Zeiten zurück, so entstanden sofort die besonderen Lähmungen, an denen er damals gelitten hatte. Das Buch seines Lebens lag offen vor Aller Augen: Blatt für Blatt konnte man rückwendend lesen. Das Gesetz, nach welchem genaue, beständige und nothwendige Beziehungen zwischen unserer physischen und psychischen Persönlichkeit bestehen, tritt in der krankhaften Ausartung dieses seltenen Falles recht deutlich zu Tage.

Aber noch weitere Wunder werden von diesem phänomenalen Menschen erzählt. Der Operator zeichnete mit dem Finger einige Buchstaben auf N.'s linken Arm und sagte: „Um vier Uhr müssen Sie sich selbst in Schlaf versetzen und an diesen Linien bluten, so daß Buchstaben aus Blut entstehen." Einige Minuten vor der anberaumten Stunde wurde der Arm untersucht und nichts gefunden. Plötzlich sah man Louis N. sich selbst hypnotisiren und den Arm betrachten; und richtig, an der angegebenen Stelle erschienen erst schwach, dann immer deutlicher in rothen Anschwellungen die bezeichneten Buchstaben, bis, wenige Minuten nach Vier, Blutstropfen von ihnen herabzuträufeln begannen. Noch drei Monate später war die verblaßte Schrift sichtbar.

Ja, noch weit Erstaunlicheres liest man von dem berühmten Kranken — aber ich fürchte, die Leser werden es nicht glauben wollen, wenn ich von dem Hören mittelst der Magengrube, oder dem Sehen mittelst der Finger-

spitzen Einiges erzähle. Auch ich habe nicht die Ueberzeugung gewinnen können, daß bei solchen Experimenten jede unbewußte oder bewußte Täuschung mit Bestimmtheit ausgeschlossen ist, und ich schließe mich Denen an, die da glauben, daß die heimtückische Suggestion den Herren Beobachtern manchen schlimmen Streich gespielt haben dürfte. Wie dem jedoch auch sei, wir müssen uns immer vergegenwärtigen, daß unsere menschlichen Kenntnisse sehr, sehr mangelhaft sind, und die vielgepriesene „aufgeklärte" Richtung bei den Meisten nichts Anderes, als eine unwissenschaftliche Ueberhebung bedeutet.

Wunder in dem Sinne übernatürlicher Geschehnisse gibt es freilich nicht; Wunder aber in dem Sinne von augenblicklich unerklärlichen Thatsachen begegnen dem denkenden Betrachter aller Orten.

---

# Humoristische Streifzüge.

Von

**Richard March.**

(Nachdruck verboten.)

## II.

## Vom Geschlechte der Sammler.

Unter den Gefühlen, welche den Menschen bewegen, ist die Liebe zu leblosen Dingen nicht das schwächste. Im Gegentheil, es wurzelt tief im Gemüthe und hat sich nicht allein in dem Bestreben nach Besitz oft genug ebenso heftig geäußert, wie die Liebe zu einem persönlichen Wesen, sondern auch ein Geschlecht gezeitigt, das heute weitverzweigt und über die ganze Erde verbreitet ist: das Geschlecht der Sammler.

Wer sein Ahnherr gewesen, läßt sich schlechterdings nicht nachweisen, doch macht sich schon der griechische Satiriker Lucian über Leute lustig, die verschiedenen Dingen einen eingebildeten Werth verleihen und darnach rennen, als gelte es, in ihrer Gestalt das höchste Glück zu erjagen, und der römische Epigrammatiker Martial erwähnt, daß um ein Stück Holz, welches angeblich von dem Schiffe der Argonauten herrühren sollte, ein großes Streiten entstand, und daß es schließlich irgend wem um eine hohe Summe zugeschlagen wurde. Es hat also schon vor zweitausend und mehr Jahren Antiquitäten- und Raritätensammler gegeben, welche für Sachen, die selten oder einzig in ihrer Art waren, von berühmten Personen herrührten, die Erinnerung an wichtige historische Ereignisse oder an die Vorwelt hervorriefen, eine leidenschaftliche Vorliebe hatten und kein Opfer scheuten, um in den Besitz einzelner derartiger Gegenstände, oder vieler ähnlicher zu gelangen.

Indessen wird es bei der Sammlung seltener historisch-denkwürdiger Sachen kaum sein Bewenden gehabt haben, und der Sammelgeist hat gewiß auch schon im Alterthume ebenso wunderliche Blüthen getrieben, wie dies heutzutage geschieht, wo wahrlich nichts Anderes mehr zu sammeln übrig bleibt, als die Sammler selbst. Allein da sie, wie schon gesagt, ein großes, weitverzweigtes Geschlecht bilden, so ist es ein Ding der Unmöglichkeit, Alle in einem Bilde zu vereinen, und ein Sammler der Sammler muß sich daher damit begnügen, einige besonders hervorragende Exemplare auf's Korn zu nehmen.

Unter diesen scheint ein rumänischer Gutsbesitzer den Preis zu verdienen, denn er hat sich eine Sammlung von unbrauchbar gewordenen — Mühlsteinen angelegt. Jeder Mühlstein hatte einst einen gewissen Werth, und es ist gar nicht so übel, seine Felder und Wiesen mit einem Zaune aus Mühlsteinen zu umgeben, die zusammen so

und so viele Hunderttausende gekostet haben. Ueberdies steht so eine Einfriedigung einzig da. Ganz dasselbe gilt von den Tapeten, womit der vor etwa vierzig Jahren in Wien verstorbene Staatsbeamte Johann Ritter v. Lucam die Wände seiner Wohnung bekleidete. Es waren nämlich durchaus Plakate, mittelst deren dem gläubigen Publikum ungeheure Lotteriegewinnste versprochen wurden. In der Sammlung derartiger Ankündigungen nimmer müde, pflegte Lucam seinen Eifer damit zu entschuldigen, daß es ihm Vergnügen mache, unter Millionen zu sitzen, wenn er dieselben auch nicht in klingender Münze sein eigen nenne. Uebrigens besaß er noch andere seltsame Sammlungen und nannte darum seine Wohnung selbst das Haus der Laune. Und dies mit Recht, denn man konnte bei ihm nicht nur sämmtliche, seit Jahrzehnten veröffentlichte Todesanzeigen, sondern auch die meisten von Wallfahrtsorten „herausgegebenen" Denkpfennige, Münzen und Medaillen finden. Er bezeichnete diese Sammlung, in der unter Anderem auch Münzen aus Jerusalem und San Jago di Compostella in Spanien prangten, als seine numismatische, im Gegensatze zu der heraldischen, welche aus Wappen aller adeligen österreichischen Familien bestand. Doch hatte solch' ein Wappen nur dann Werth für ihn, wenn es auf einem Livreeknopfe ausgeprägt war. Solcher Knöpfe besaß Lucam in die Tausende und hatte sie, nach fürstlichen, gräflichen, freiherrlichen, ritterlichen und einfachen „Herr-von-Knöpfen" geordnet, in zierlichen Kästchen untergebracht.

Diese Leidenschaft für Knöpfe steht übrigens nicht einzig da. So hat ein Franzose Unsummen für Ausgrabungen auf den Schlachtfeldern der Revolutions- und Kaiserzeit ausgegeben, um in den Besitz aller in dieser Zeit üblich gewesenen Uniformknöpfe zu gelangen, und ein deutscher Professor in L. sammelt seit Jahren Manschettenknöpfe.

Unter sothanen Umständen ist der Maler Amerling (gest. 1887), der eine besondere Vorliebe für Kopfbedeckungen der Frauen aller Länder hatte, und dieser Neigung nicht unbedeutende Opfer brachte, einer der weniger bemerkenswerthen Sammler gewesen; Miß Katharina Pierson, eine Amerikanerin, und Herr v. Sartyne, ein Franzose, hingegen ragen unter Ihresgleichen hoch empor, denn Erstere sammelte fünfzig Jahre lang alle in den Vereinigten Staaten üblichen weiblichen Kostüme sammt den dazu gehörigen Handschuhen, Hüten, Schirmen und dergleichen; der Letztere aber machte Jagd auf Perrücken und brachte deren eine ansehnliche Menge in allen Farben und Formen zusammen. Weiße, blonde, braune, schwarze, rothe und graue, Allonge- und ganz kleine Perrücken sind wohl geordnet und, sofern sie von berühmten Personen herrühren, mit näheren Erklärungen versehen in einem besonderen Saal untergebracht und stellen eine anschauliche Geschichte der Entwickelung der „falschen Behauptungen" dar.

Noch seltsamer ist die Sammlung von falschen Gebissen fremder Leute, die sich ebenfalls ein Franzose angelegt hat, und einzig in ihrer Art ist die Sammlung von Schuh- und Stiefelabsätzen, welche den Stolz eines Berliner Junggesellen bildet. Sie besteht aus mehr als tausend Nummern und enthält vom niedlichsten Kinder- und Damenschuhabsatz an Alles, was auf diesem Gebiete seit dreißig Jahren geleistet wurde. Außer der Nummer trägt jeder Absatz selbstverständlich noch einen Vermerk, der über seine Herkunft Aufschluß gibt, und so erfahren wir, daß Nummer eins, ein sehr „zarter" Damenschuhabsatz, am 5. Juni 1861 von einer Schwedin gelegentlich der Besteigung des Kynast in Schlesien verloren, von dem Besitzer der Sammlung gefunden und der Verlustträgerin überbracht wurde. Diese nahm ihn jedoch nicht an, worauf der wahrscheinlich verliebte Sammler den Fund zum

„Angedenken" einsteckte. Später — in einer müßigen Stunde — kam er dann auf den Gedanken, „Einschlägiges" zu sammeln.

Da dies kein Geheimniß geblieben ist, darf es uns Wunder nehmen, von einer Sammlung von Fußbekleidungen überhaupt noch nichts gehört zu haben. Das ist jedoch keineswegs ein Grund, zu vermuthen, dieselbe existire nicht. Im Gegentheile. Da Alles, was wir an oder bei uns haben, und sei es noch so geringfügig, gesammelt wird, besteht kein Zweifel darüber, daß auch eine Stiefelsammlung irgendwo im Verborgenen blüht. Und zwar dürfte es eine Sammlung möglichst zerrissener Fußbekleidungen sein, denn nur eine solche hat jenen Reiz der Originalität, welchen wir z. B. der Sammlung von — Topfdeckeln nicht absprechen können, die ein französischer Maler sein eigen nennt.

Ueberhaupt scheinen die Sammleroriginale nicht in erster Linie in Deutschland, sondern in Frankreich zu gedeihen, denn es ist das Vaterland sowohl des Arztes, der die ganz unglaubliche und gruselige Leidenschaft hatte, Häute der Guillotinirten zu sammeln, als auch des Parisers, der nichts heißer als Fahrkarten aller Omnibus- und Pferdebahnlinien der Seinestadt erstrebte. Und als er jüngst, 72 Jahre alt, starb, da fanden die Erben in seinem Nachlasse wohl 80,000 Stück nach Jahrgängen und Arten geordnete Fahrkarten, nicht aber auch das gehoffte Vermögen vor. Der Mann hatte es einfach verfahren.

Weniger kostspielig ist der Sammeleifer eines dritten Parisers, denn derselbe fahndet blos nach gebrauchten Stahlfedern; und gar nichts kostet, von der Mühe abgesehen, die Sammlung von orthographischen Fehlern der Mitglieder der französischen Akademie, der sogenannten „Unsterblichen", eine Sammlung, die ein Pariser Journalist angelegt hat.

Ein deutscher Lehrer Namens Augustus Lowoser war sein Vorläufer; er sammelte auch sämmtliche Verstöße gegen die Sprachlehre, welche seine Schüler machten, und wandte sich damit an das preußische Unterrichtsministerium. Seine Eingabe konnte jedoch nicht ernst genommen werden, denn sie wies selbst eine erkleckliche Anzahl grammatikalischer „Böcke" auf.

Da die beiden letzterwähnten Sammlungen unstreitig in den Bereich der Literatur gehören, ist es geboten, im Vorübergehen der Sterblichen zu gedenken, welche Alles, was Buch heißt, zu erlangen streben. Ihre Zahl ist Legion. Nicht minder ansehnlich ist die Menge derer, die alte Bilder, sowie Gemälde überhaupt heiß begehren. Einen hervorragenden Platz unter ihnen behauptet Fürst Kaunitz, der berühmte Staatskanzler Maria Theresia's, als Sammler von Bildnissen solcher weiblichen Schönheiten, deren Originale ihm persönlich bekannt und noch unvermählt waren. Ihm zunächst steht jener Franzose, der sämmtliche Porträts Napoleon's I. sammelte und in diesem Bestreben selbst dann noch nicht erlahmte, als er deren 20,000 besaß. Endlich verdienen zwei noch lebende Kunstfreunde hier angeführt zu werden, weil der Eine von ihnen nur solche Bilder kauft, welche die reuige Magdalena vorstellen, der Andere aber blos auf Stillleben fahndet, vorausgesetzt, daß sie etwas Eß- oder Trinkbares veranschaulichen. Aber nicht nur unter den Gemälde-, sondern auch unter den Photographieliebhabern gibt es sonderbare Schwärmer. Unter ihnen ist erwähnenswerth jener Wiener Theaterfreund, der die Lichtbilder aller deutschen Schauspielerinnen sammelt und dem Range nach ordnet, den sie als Künstlerinnen in seinen Augen einnehmen, noch mehr aber Herr Krassowsky, ein in St. Petersburg lebender Gutsbesitzer. Dieser hat sich seit vielen Jahren pünktlich am ersten eines jeden Monats, ferner

nach jedem nur einigermaßen bedeutenden Ereignisse seines Lebens photographiren lassen und die so gewonnenen Bilder zu dem Zwecke gesammelt, um daran die Veränderungen zu studiren, denen das menschliche Gesicht durch die Einwirkungen der Freude, des Schmerzes und der Zeit unterworfen ist.

Münzen-, Dosen-, Uhren-, Glas- und Porzellansammler sind übrigens ziemlich gewöhnliche Erscheinungen. Auch Sammler von Möbeln gibt es, und unter ihnen ist der Engländer George Godwin insoferne eine Spezialität, als er blos die Stühle und Sessel berühmter Männer und Frauen sammelt. Als Sammeloriginale sind ferner bekannt geworden: ein Mann, dessen Begehr blos nach solchen falschen Schmucksachen steht, die bisher für echt gegolten; ferner ein Bürger von Frankfurt am Main, der Tischdecken und Teppiche, und Mistreß Fenn, eine Amerikanerin, welche Männerhemden zusammentrug; dann ein Näh-, Strick- und Haarnadel-, ein Fingerhut- und ein Taschenmessersammler; endlich ein bayrischer Soldat, der sämmtliche von ihm in der Kaserne gefangenen — Flöhe sammelte und später aus deren Leichen ein einen Raupenhelm und eine Pickelhaube darstellendes, mit der Unterschrift „Zur Erinnerung an meine Dienstzeit 1884 bis 1887" versehenes Bild zusammenstellte.

Selbstverständlich wird dem Sammeln nebst der gemüthlichen auch eine praktische Seite abgewonnen. In New-York z. B. lebt ein Mann, der seit langer Zeit von jeder Nummer der bedeutenderen Tageszeitungen mehrere Abzüge in der Voraussetzung zurückgelegt hat, daß Geschäftsleute, Gelehrte und Politiker oft einzelne Nummern alter Jahrgänge suchen und dafür gerne hohe Preise bezahlen. Und seine Spekulation hat ihn nicht betrogen, denn abgesehen davon, daß er für manche seltene Einzelnummer 100 bis 700 Dollars erhielt, bot ihm die

„Kansas Historical-Society“ für zwei Jahrgänge des „Leavenworth Journal“ aus der Zeit, da Kansas um seine Unabhängigkeit kämpfte, das nette Sümmchen von 10,000 Dollars.

Sehr werthvoll sind auch Handschriften berühmter Männer. So erhielt der Autographensammler Robert Keil in Weimar für seine aus Handschriften Goethe's, Schiller's, Wieland's und des Jenaischen Professors Reinhold bestehende Sammlung von der Großherzogin von Weimar 45,000 Mark.

Leider aber haben nur die Wenigsten Gelegenheit, sich auf diesem Gebiete zu bethätigen, und so hat sich denn die große Menge derer, die des Sammelns Drang in sich verspürt, auf Briefmarken, oder besser auf Postwerthzeichen geworfen. Die größte Sammlung dieser Art besitzt gegenwärtig der in Paris wohnhafte Herr Philipp La Renotière v. Ferrary, der Sohn der verstorbenen Herzogin von Galliera. So viel man weiß, füllt seine Sammlung 300 Bände und hat einen Werth von anderthalb Millionen Franken. Baron Alphonse Rothschild's Sammlung wird auf 10,000 Pfund Sterling (200,000 Mark) geschätzt, und der Band mit den seltensten Exemplaren nur den besten Freunden des Hauses gezeigt.

Ueberhaupt sind in England, von wo die Philatelie oder Briefmarkenfreundschaft zuerst nach Frankreich und dann, vor etwa zwanzig Jahren, nach Deutschland gekommen ist, ungeheure Summen in Postwerthzeichensammlungen angelegt. Dies wird begreiflich, wenn man weiß, daß z. B. die Marke von Englisch-Guyana vom Jahre 1856 mit 50 Pfund Sterling (1000 Mark) bezahlt wird. Und sie ist keineswegs die seltenste und theuerste. Diesen Rang nimmt naturgemäß die auf Anregung des englischen Generalpostmeisters Rowland Hill von dem Buchdrucker James Chalders in Dundee ersonnene erste Briefmarke

ein. Sie hat im Jahre 1839 das Licht der Welt erblickt, ist nominell nur 2 Pence (17 Pfennig) werth, für den Philatelisten aber eine unbezahlbare Merkwürdigkeit. Alle Sammler erschauern ehrfurchtsvoll, wenn von der ersten Marke gesprochen wird. Sie ist Allen ein unerreichbarer Schatz, welchen weder die weltberühmte Postmarkensammlung der französischen Admiralität, noch jene enthält, die von dem unglücklichen Kaiser Maximilian von Mexiko angelegt wurde und noch heute im Schlosse Miramar bei Triest unterhalten wird. Ob Kaiser Wilhelm II., der sich im Jünglingsalter als sehr eifriger Briefmarkensammler bethätigte, ein Exemplar der ersten Briefmarke sein eigen nennt, oder ob Zar Alexander III. von Rußland, auch ein leidenschaftlicher Postwerthzeichensammler, ein solches besitzt, darüber gehen in philatelistischen Kreisen die Ansichten auseinander. Unbedingt zugegeben wird nur, daß je ein Exemplar dieser Marke im deutschen Reichspostmuseum und in dem von Sigmund Fridl begründeten „Internationalen Postwerthzeichen-Museum“ in Wien zu sehen ist. Der letztgenannte Sammler ist übrigens einer der thätigsten und hat so ziemlich Alles, was ein Philatelistenherz heiß begehrt. Hierher gehört vor Allem eine höchst seltene Kap-Marke, dann eine sächsische Dreipfennig-Marke, wovon das Stück heute 200 bis 300 Mark kosten dürfte, ferner eine bayrische Einkreuzer-Marke, dann das österreichische Briefkouvert mit eingeprägter Dreikreuzer-Marke vom Jahre 1861 (Werth 100 Gulden); ferner sind die Sammler auch nach den Baseler Täubchen-Marken, welche zierliche weiße Vögel in rothem Felde zeigen und ehemals im Kanton Basel gebräuchlich waren, eifrigst auf der Jagd und erstreben nicht blos die kleinste, seinerzeit von der Postverwaltung des Großherzogthums Mecklenburg-Schwerin herausgegebene, sondern auch die größte, aus Columbia stammende Briefmarke. Ebenso

sind die persische als die schönste, dann die ein Gewirr rother Flecken darstellende Briefmarke von Kaschmir als die häßlichste, Sammelobjekte ersten Ranges. Von ihnen ist denn auch in den Fachzeitschriften stets die Rede; sie werden gesucht und zu hohen Preisen ausgeboten. Wenn nun erwogen wird, daß es solcher Zeitschriften bereits über fünfzig gibt und daß überdies in mehreren Städten Europa's, z. B. in London und Wien, öffentliche Briefmarkenbörsen bestehen, so muß die Ueberzeugung Platz greifen, daß die Briefmarkenfreunde im Geschlechte der Sammler am stärksten vertreten sind und ungeheure eingebildete Werthe vereinigen sich in ihren Händen.

Da im Grunde genommen alle Sammler in gewisser Hinsicht zur Belehrung der Menschheit beitragen, so ist das Sammeln an sich keineswegs als Schwachheit zu tadeln. Im Gegentheile, wir wollen unseren Lesern sogar das Sammeln ausdrücklich empfehlen, und wer nichts Geeigneteres und Erstrebenswertheres findet, der möge — Hundertmarkscheine sammeln.

---

# Die ersten Arbeitergenossenschaften.

## Zur sozialen Bewegung der Gegenwart.

Von

**Ernst Hellmuth.**



Die Arbeiterfrage ist ein Problem unseres Jahrhunderts. Erst in unseren Tagen ist sie theils durch die wesentlich veränderten Erwerbsverhältnisse, theils durch die weit höher als früher gestellten Lebensanforderungen der Arbeiter entstanden und hat sich derartig entwickelt, daß

die Inangriffnahme ihrer Lösung das dringendste Erforderniß der Gegenwart ist.

Darüber ist unter allen Einsichtigen kein Zweifel mehr; um so erbitterter tobt der Streit darüber, ob der Staat, ob die Privatunternehmer oder endlich die Arbeiter selbst durch Bildung von Produktivgenossenschaften die Sache in die Hand zu nehmen haben.

In Deutschland hat jetzt bekanntlich der Staat die Initiative ergriffen durch die sozialpolitische Gesetzgebung, und wird auf diesem Gebiete mit der gebotenen Vorsicht weiter fortschreiten. Alles kann er natürlich nicht thun. Vieles wird die Großindustrie, Vieles werden die Arbeiter aus eigenen Mitteln leisten müssen. Was von den Letzteren in dieser Richtung bisher durch Bildung von Genossenschaften besonders in Frankreich geleistet worden ist, wollen wir in Folgendem dem Leser vorführen.

Im Jahre 1832 versammelte der Arzt und Schriftsteller Buchez in Paris mehrere Schreinergesellen in seiner Wohnung und sagte zu ihnen Folgendes:

„Ihr seid lauter arme Leute, fleißige Arbeiter in eurem Handwerk. Aber ihr werdet als solche niemals mehr verdienen können, als euren Lohn, wie ihn euch der Meister oder vielmehr der Geschäftsmann zahlt, der euch, wenn er und wie er will, Möbel oder andere Tischlerarbeit machen läßt. Ihr werdet auf diese Weise niemals aus der Noth des Lebens herauskommen können und aus der Sorge, wie es euch einmal im Alter, oder wenn ihr krank werdet, ergeht. Ihr hängt eben vom Unternehmer, und nicht von eurer Arbeit ab. Daher müßt ihr selbst Unternehmer, Geschäftsleute, eure eigenen Arbeitgeber werden. Wie aber ist dies zu ermöglichen, da ihr kein Geld von Belang habt? Ich werde es euch sagen. Entbehrt einmal und spart euch einige Franken vom Munde oder von eurem Vergnügen ab, die ihr in eine gemein-

same Kasse legt. So werdet ihr euch ein, wenn auch sehr kleines Kapital bilden können, mit dem ihr eine eigene bescheidene Werkstatt in Genossenschaft zu eröffnen und auf gemeinsame Rechnung zu betreiben vermöget. Entsprechend eurem Kapital werdet ihr für das nöthige Holz und Arbeitsmaterial auch Kredit finden. Ihr werdet Buch führen über Einnahme und Ausgabe und allwöchentlich für eure Lebensbedürfnisse eine Summe aus der Kasse nehmen; ihr werdet dann einen Jahresabschluß machen, und ein Jeder wird nach seiner Baareinlage den Antheil am Gewinn des Geschäftes erhalten."

So geschah es, und die erste französische Arbeitergenossenschaft trat in's Leben. Als sich bewährte, was Buchez vorausgesagt, versammelte er einige Goldarbeiter und bestimmte sie ebenfalls zu einem solchen Verbande. Die erste führte die Firma Lacrampe, die zweite die des Goldarbeiters Leroy. Es ging langsam mit ihren Geschäften vorwärts, und manche Entbehrung mußten sich die Genossenschafter auferlegen. Doch der Erfolg war unzweifelhaft, und beide Geschäfte erhielten sich und blühten empor.

Buchez verwirklichte solcher Art einen Gedanken, welcher längst die französische Arbeiterwelt beschäftigte, denn schon damals hatte die großkapitalistische Produktionsweise und die Einführung der Dampfmaschinen aller Art der Industrie einen ganz anderen Charakter gegeben. Aus schlichten Handwerksstätten wurden mehr und mehr große Fabrikanlagen; aus gelernten Handwerkern Fabrikarbeiter in immer wachsenden Massen, welche dem Elend preisgegeben waren, sobald die Maschinen still stehen mußten. Andererseits sah man viele Fabrikanten schnell reich werden, und die Arbeiter in Noth und bei kargem Lohn gelangten durch solche Beispiele zu einer feindseligen Gesinnung erst gegen die Maschinen, dann gegen das Kapital, welches aus diesen Maschinen allein Nutzen zog.

Eine Kluft öffnete sich da zwischen Kapital und Arbeit, Unternehmern und ihren Arbeitern, welche zu überbrücken viele Köpfe sich anstrengten und zu dem Zwecke ganz neue Lehren zur Umwandlung der Gesellschaft aufstellten. Charles Fourier erdachte das System der Arbeits- und Familienkolonien, sogenannte Phalanstères, in denen jedes Mitglied gegen Noth und Elend durch seinen Arbeitsantheil gesichert sein sollte. Graf St. Simon predigte ein neues Christenthum, um aus dem Staat eine gewaltige Arbeitsgenossenschaft klösterlicher Art zu machen. Einer der Schüler dieses selbstlosen Menschenfreundes war Buchez, der den ersten Versuch zur praktischen Ausführung des materiellen Theils der Lehren St. Simon's übernahm.

Nicht unglücklich, wie gesagt. Aber das Beispiel war noch zu klein und vereinzelt, um selbst im französischen Arbeiterstand gewürdigt zu werden. In unklaren Vorstellungen wähnte vielmehr derselbe, daß auf einen Schlag durch Verfügung der Regierung die ganze Staats- und Gesellschaftsordnung umgestaltet werden müsse, so daß der Arbeiter, weil am massenhaftesten darin vertreten, auch nach seinen Interessen die öffentlichen Einrichtungen bestimme. Dies predigte mit großem Erfolge Louis Blanc. Es sollte nach ihm keine Geschäftskonkurrenz mehr geben, welche das Volkswohl durch Herabsetzung der Löhne vernichte, sondern der Staat der allgemeine Arbeitgeber sein. Die Staatsindustrie sollte geregelt und in großen Anstalten von gewählten Vorstehern der Arbeiter geleitet werden.

Deshalb forderte die Volksmasse in Paris nach der Februarrevolution 1848 solche Einrichtungen, und die Regierung gab nach. Man schuf in der That nicht nur ein sogenanntes Arbeiterparlament, welches über die sozialen Fragen viele Reden hielt, sondern auch die Nationalwerkstätten in Vincennes, wo bald an hunderttausend

Müßiggänger aus der Staatskasse mit 1½ Franken täglich besoldet wurden. Beim besten Willen konnte der Staat für diese Leute keine produktive Arbeit beschaffen, und so machte Louis Blanc's System ein klägliches Fiasko. Als dann die Regierung die Auflösung dieser kostspieligen und unbrauchbaren Nationalwerkstätten beschloß, brach die schreckliche Junirevolution aus.

Die republikanische Regierung verstand sich nach ihrem Siege indessen dazu, den Wünschen der friedlich gesinnten Arbeiter Rechnung zu tragen, und das Genossenschaftswesen zu unterstützen. Am 5. Juli 1848 bewilligte die Nationalversammlung drei Millionen Franken, und sofort entstanden nun zahlreiche Arbeitergenossenschaften, welche sich ein Kapital aus diesem Staatsfonds gegen Verpflichtung der Rückgabe auf Kündigung und drei- bis fünfprozentige Verzinsung geben ließen. Die Regierung ging aber hiebei nicht nur sehr vorsichtig, sondern auch höchst willkürlich vor, offenbar gar nicht gesonnen, diesen Versuch der Arbeiter zu einer wirklichen Bedeutung gelangen zu lassen. Was sie mit der einen Hand gab, nahm sie mit der anderen wieder, und bald machte sie aus ihrem Mißfallen über diese Betheiligung des Staates an sozialistischen Versuchen kein Hehl mehr.

Die Schneider traten zu einer großen Genossenschaft zusammen und erhielten das Gebäude in Clichy zu Werkstätten, in dem sich bisher das Schuldgefängniß befunden hatte. Ihrer Zwanzigtausend ließen sich da tagüber mit Nadel und Zwirn nieder, und diese große Zahl beunruhigte die Regierung nicht wenig. Sie gewährte den Schneidern daher von dem Dreimillionenfonds keine Unterstützung und ließ dieselben auch, als ihr die Sache anfing, gefährlich zu erscheinen, mit Gewalt aus Clichy wieder vertreiben. Mehr noch. Für die Nationalgarden hatte die Stadt Paris bei dieser Genossenschaft 100,000 Uniformen bestellt.

Auf einmal widerrief sie diesen Auftrag und verstand sich lieber zu einer Entschädigung von 30,000 Franken. Ohne Arbeit, brach die Genossenschaft nun natürlich zusammen. Aber fünfzig der Genossen gelobten sich, für die Idee ihre eigenen Geldmittel und ihre Arbeit mit der Buchez-schen Losung: Hilf Dir selber! einzusetzen. Und wirklich gelang es ihnen, nach monatelanger Ausdauer ihr Geschäft in Schwung zu bringen.

Die Schuhmacher in Paris bildeten ebenfalls eine Gewerksgenossenschaft, 30,000 Köpfe stark; sie erhielten aber ebensowenig Staatsunterstützung, wie die Schneider, und suchten ebenfalls darum durch eigene Kraft, aber jetzt in viele kleine Genossenschaften zersplittert, sich zu behaupten. Diese kleinen Genossenschaften erschienen der Regierung ungefährlich, und dieselbe ließ ihnen nun den begehrten Kapitalvorschuß zukommen, zumal denen in der Provinz, wo ihrer sich auch eine ansehnliche Zahl gebildet hatte.

Mit großer Thatkraft widmete sich der französische Arbeiter-, richtiger Handwerkerstand einer Aufgabe, deren Lösung ihm auch eine ideale Befriedigung verhieß. Denn obwohl die Mehrzahl derjenigen, die sich den Produktiv-genossenschaften damals anglieberten — und es gab solche auch von Aerzten, Apothekern und anderen nicht dem Handwerksstande Angehörenden — entschiedene sozialisti-sche Republikaner waren, so hegten sie doch meist keine revolutionären Absichten. Eher hätte man diese Verbin-dungen als sektenartige bezeichnen können, die im Sinne St. Simon's die Arbeit als ein die Brüderlichkeit und das Menschenglück förderndes Evangelium betrieben. Jede Firma einer Genossenschaft hatte als Zeichen ein Dreieck mit der Umschrift: Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit. Grund-sätzlich war aber innerhalb der Genossenschaft alle Politik und Agitation ausgeschlossen. Wie gut auch der Geschäfts-betrieb sich gestalten mochte, so bezogen die Mitglieder

doch nur bescheidenen Lohn und führten zumeist ein allen öffentlichen Vergnügungen abgewandtes Leben. Fast Jeder steuerte den Ueberschuß seines Verdienstes dem untheilbaren Kapital bei, welches als der große Reservefonds gebildet wurde und die Gemeinsamkeit der Interessen dieser brüderlichen Vereinigungen charakterisirte. Immer fand der Hilflose, der politisch Verfolgte, der Bedürftige bei ihnen Rath und Unterstützung.

Man that dann einen Schritt weiter, indem sich die Genossenschaften der verschiedenen Gewerke miteinander verbrüderten und einen Ausschuß einsetzten, welcher den Verwaltungsrath dieses Bundes bilden sollte. Schon plante man auch, eine Bank zu gründen und durch sie besondere Geldscheine zur Erleichterung des Geschäftsverkehrs mit den Rohstofflieferanten auszugeben, als die Regierung Louis Napoleon's im Oktober 1849 einen Schlag nach dem aufblühenden und ihm staatsgefährlich erscheinenden Genossenschaftswesen führte. Die Mitglieder des Verwaltungsrathes wurden verhaftet, als Theilhaber und Leiter einer geheimen Gesellschaft vor Gericht gestellt und zu mehrjährigem Gefängniß verurtheilt. Außerdem kündigte die Regierung die Darlehen, die sie aus dem Fonds der drei Millionen hergegeben hatte. Es waren etwas über 2½ Millionen Franken ausgetheilt worden, und die Regierung erhielt Alles bis auf die verhältnißmäßig unbedeutende Summe von etwa 200,000 Franken zurück. Sie würde noch weniger eingebüßt haben, hätte sie mit der Rückzahlung mehr Geduld gehabt.

Trotz dieser harten Maßregeln wurde jedoch der Zweck nicht erreicht, dem französischen Genossenschaftswesen den Garaus zu machen. Nach der Kündigung des Staatskredits, und nun sich die Feindseligkeit der Staatsregierung so offen geäußert hatte, wurde die Parole der Genossenschaften die Selbsthilfe, wie sie Buchez gelehrt, und

die nun auch mit feuriger Beredtsamkeit in Proudhon's Schriften ihre Verherrlichung fand.

Nach dem Napoleonischen Staatsstreich vom 2. Dezember 1851 waren von den 150 Arbeitergenossenschaften, welche unter der Republik entstanden waren, nur noch 14 übrig, unter ihnen als die älteste die der Goldarbeiter, welche durch Buchez unter Leroy 1834 begründet worden. Alle anderen hatten die angeführten Maßregeln und die Gewaltthätigkeiten des Staatsstreichs vernichtet. Unter diesen 14 lebensfähig gebliebenen gab es nur 2, welche eine Staatshilfe von je 10,000 und 25,000 Franken erhalten hatten. Die übrigen waren auf Selbsthilfe gegründet worden. So fingen die Kesselmacher mit einem kleinen Kapital von 522 Franken an; nach zehn Jahren besaßen sie ein Vermögen von 400,000 Franken und hatten schon einen Gewinn von 10,000 Franken unter sich vertheilt. Die Feilenhauer begannen ihre Genossenschaft mit 14 Mann, einem Kapital von 500 Franken und Material im abgeschätzten Werthe von 2280 Franken. Nach wenigen Jahren zählten sie 34 Mann, die für 80,000 Franken jährlich Geschäfte machten. Die große Maurergenossenschaft, die im Jahre 1848 ohne alle Geldmittel gegründet ward, kam durch ihre Arbeit und Ersparnisse so in die Höhe, daß sie im Jahre 1865 nach ihrem Rechnungsausweis über ein baares Vermögen von 250,000 Franken verfügen konnte. Die Lampenmachergenossenschaft zählte im Juli 1849 nur 14 Theilhaber; sie vermehrte sich bis 1861 auf 45 Genossen und hatte damals einen freien Fonds von 74,000 Franken. Die Stuhlmacher fingen fast mit nichts an, kamen aber bald in sehr günstige Verhältnisse. Sie zeichneten sich nebenbei noch durch eine strenge Beaufsichtigung nicht nur der Arbeitsleistungen, sondern auch durch ihre sittliche und ehrenhafte Lebensweise aus. Von den 1848 in den Departements zu Stande gekom-

menen Erwerbs- und Berufsgenossenschaften hatten nur zwei die Stürme überdauert, nämlich die der Tuchweber in Vienne (Isère) und die der Porzellanarbeiter in Limoges.

Bis zum Jahre 1858 währte es, ehe sich wieder zu den erwähnten 14 noch 2 neue Genossenschaften bildeten, und diese sechzehn Genossenschaften hatten im Jahre 1864 nach ihren Ausweisen zusammen 366 Mitglieder und ein Kapital von 1,370,000 Franken, so daß im Durchschnitt über 3700 Franken auf jedes einzelne Mitglied kamen.

Vom Jahre 1863 an nahm aber die Genossenschaftsbewegung in Frankreich einen neuen und großen Aufschwung. Die Regierung stand derselben nicht mehr mißtrauisch und feindselig gegenüber, nachdem sich herausgestellt, daß diese Bestrebungen der Handwerker lediglich auf eine Verbesserung und Unabhängigmachung ihrer Existenz gerichtet waren. In Paris entstanden nun Genossenschaften der Zimmerleute, der Ackerschmiede, der Nagelzieher, der Schneider, der Schuhmacher, der Eisengießer und Modelleure, und nahmen sämmtlich einen guten Fortgang. Auch auf die Provinzen dehnte sich diese Bewegung aus. In Lyon thaten sich 1800 Seidenwirker mit einem Kapital von 80,000 Franken zusammen, in Nantes und in Bordeaux die Schneider, in Aix die Hutmacher, mehrfach im Süden Frankreichs die Schuhmacher. In St. Etienne vereinigten sich 1400 Bandmacher mit über 600,000 Franken unter der Firma Dommartin, Laroche und Comp.

Dies beweist genugsam, daß die Sache jetzt mehr auf eine Vereinigung kleiner Kapitalien ausging, als auf Lösung eines sozialistischen Problems für den besitzlosen Arbeiterstand. Die Handwerker, welche schon eigene Geschäfte betrieben, also ein gewisses Kapital besaßen vereinigten sich, um eine größere Geldkraft zu bilden und dadurch vermehrte Geschäfte zu erzielen.

Nun wurde auch in Paris die erste sogenannte Kreditgesellschaft für die Arbeit gegründet, eine Bankanstalt, welche sich die Aufgabe stellte, dem Kreditbedürfniß der Genossenschaften zu Hilfe zu kommen. Dieses Institut begann mit der bescheidenen Baarschaft von 4000 Franken, nachdem ein Nominalkapital von 20,000 Franken von 172 Personen gezeichnet worden war. Bald zählte die Bank 650 Theilhaber und 100,000 Franken waren gezeichnet, 60,000 davon eingezahlt. Die Einzahlungen konnten 1 Frank monatlich betragen. Unter den Zeichnern befanden sich außerdem Personen auch anderer Stände, gleichsam Ehrentheilhaber, welche wohlhabend waren und aus humanitären Rücksichten sich dafür interessirten, daß das Loos des kleinen Handwerkers gebessert werde. Dem gleichen Interesse entsprach auch die 1864 erfolgte Bildung eines Comité's, welches sich mit der Sache der Arbeitergenossenschaften beschäftigte und dem angesehene Männer, wie Jules Simon, Casimir Perier und Odilon Barrot angehörten.

Gewissermaßen bedeuteten schließlich die Handwerkergenossenschaften in praktischer Durchführung eine den modernen Verhältnissen entsprechende Wiederherstellung der alten Zünfte und Innungen, die aus demselben Bedürfniß der Förderung ihrer materiellen Interessen die Vereinigung gleicher Werkleute bewirkt hatten. Der sozialistische Gedanke, durch solche Genossenschaften eine neue Arbeitergesellschaft zu gründen, welche wo möglich die herrschende Staatsgesellschaft aufsauge, trat mehr und mehr in den Hintergrund, wenn er auch als die treibende Grundkraft der ganzen Bewegung gewürdigt werden muß. Die moderne französische Genossenschaft wurde auf Treu und Glauben von den Mitgliedern auf eine nicht begrenzte Zeit geschlossen, jedem der Rücktritt, jedem Berufsgenossen der Eintritt offen gelassen, und für jedes Mitglied der gleiche Gewinnantheil festgesetzt. Die Ge-

nossenschaft verfolgte in erster Linie den Zweck, durch eine Vereinigung ihrer Kräfte die Herrschaft des Kapitals abzuwerfen und den Ertrag der Arbeit nicht dem Kapitalisten, sondern jedem Mitgliede gleichmäßig zuzuführen.

Wohl zu beachten ist auch, daß diese praktischen Versuche der französischen Arbeiter der Arbeiterbewegung in England und Deutschland zugute kamen. Wie sie in diesen beiden großen Industrieländern überhaupt ihren Anstoß durch den französischen Sozialismus erhielt, so profitirte sie auch von den guten und bösen Erfahrungen, die damit in Frankreich gemacht wurden. Von Hause aus hatte in Deutschland die Arbeiterbewegung durchaus nicht den scharfen Charakter einer sozialen Frage; sie hielt sich nur an der Oberfläche der materiellen Interessen, weil die Fabrik- und Industrieverhältnisse bis 1848 noch nicht zu der Ausdehnung und zu der aufregenden Wirkung auf den Arbeiterstand gelangt waren, wie in Frankreich. Bekanntlich kam erst 1849 durch Schulze-Delitzsch nach langen und mühevollen Anstrengungen das deutsche Genossenschaftswesen auf und zwar in der harmlosen Form von Konsumvereinen, denen sich dann Vorschußvereine und Handwerkergenossenschaften für Rohstoffbezüge anschlossen. Diese Bewegung gewann auch nur außerhalb der besitzlosen Klasse, bei den kleineren Meistern und Fabrikanten eine gewisse Ausdehnung.

Anders freilich in England mit seinem ungeheuren Proletariat. Dort entstanden, dessen wachsender Noth zu begegnen, zunächst die Trades-Unions, Altersversorgungs- und Unterstützungsvereine der Arbeiter, die sich bald riesenmäßig ausdehnten und den allgemeinen Ausstand, den Streik, als mächtige und gesetzlich nicht anfechtbare Waffe zur Eroberung höheren Lohnes gegen die Fabrikanten gebrauchten. Für solche Fälle sammelten sie große Geldsummen an, und schon Ende der fünf-

ziger Jahre wurden dieselben auf 60 Millionen Mark geschätzt, die der vereinigten Maschinenbauer allein auf 1½ Millionen. Dann kamen noch in schneller Vermehrung die Cooperative-Societies hinzu, welche die Produktivgenossenschaft auf dem Grundsatz freier Selbsthilfe darstellten und deren außerordentlicher Aufschwung für das englische Proletariat, wie beim französischen ebenfalls, die Lösung der ganzen sozialen Frage bedeuten zu wollen schien. In England gab es bald mehr als tausend solcher Vereinigungen mit einer Mitgliederzahl von 200,000. Die berühmteste und großartigste darunter wurde die der Rochdale-Pioneers, die 1844 von 20 armen, dem Bettelstab nahen Webern begründet ward. Mit ihren letzten Schillingen bildeten sie ein Betriebskapital von 500 Mark, womit sie einen Konsumverein bescheidenster Art eröffneten, mit dem sie bald eine eigene Weberei verbinden konnten. Fünfzehn Jahre später war ihre Genossenschaft an 4000 Mitglieder stark, und ihr Vermögen betrug mit Einschluß angekaufter Gebäude und der errichteten Zweiggeschäfte 100,000 Pfund Sterling oder 2 Millionen Mark.

Zur Lösung der sozialen Frage jedoch, die immer mächtiger in die Erscheinung trat, haben diese Arbeitergenossenschaften und Vereinigungen nicht viel beigetragen. Mit den Staatswerkstätten haben beide Theile: Arbeiter, wie Regierung, schlechte Erfahrungen gemacht, die zu einer Wiederholung des Versuches nicht aufmuntern; die auf Selbsthilfe beruhenden Arbeitergenossenschaften aber gediehen, wie wir gesehen haben, nur in sehr bescheidener Zahl. Trotzdem liegt in den Arbeitergenossenschaften ein gesunder Kern, und Niemand weiß, welche Rolle dieselben noch bei der ferneren Entwickelung der sozialen Frage zu spielen berufen sind.

---

# Im Kriege soll man nicht wetten.

## Erlebniß aus dem Jahre 1870.

Von

**Carl Zastrow.**

---

(Nachdruck verboten.)

Im heißen Ringen standen bei Weißenburg die Avantgarden der beiden gewaltigsten Heere der Erde einander gegenüber. Das mörderische Schnellfeuer, das aus den Weingärten der sogenannten Schafenburg den preußischen Regimentern entgegenflog, der energische Widerstand, welchen die gut befestigten Werke den baÿrischen Batterien entgegensetzten, hatten das Gefecht seit Stunden zum Stehen gebracht. Unter Andern mußte ein deutsches Jägerbataillon einem französischen Infanterieregiment Stand halten. Selbstverständlich wurde eifrig hinüber und herüber gefeuert, und auf beiden Seiten gab es Todte und Verwundete in Menge. Freund und Feind aber sahen plötzlich aus den Rauchwolken, welche schattenhaft über das Gefechtsfeld schwebten, einen deutschen Soldaten auftauchen, der unbewaffnet, eine Feldflasche in der rechten Hand schwingend, zu den Franzosen hinüberlief.

Niemand vermochte sich diesen Vorfall zu erklären. In einem Gedanken aber trafen Deutsche und Franzosen zusammen — dem, daß man auf einen wehrlosen Mann nicht schießen dürfe. Und so verstummte auf beiden Seiten das Gewehrfeuer, und Alles sah gespannt auf den Kühnen, der inzwischen vor der Front der französischen Soldaten an-

gelangt war und mit bittender Geberde die Feldflasche hinhielt.

Wasser wollte er haben, Wasser für seinen Hauptmann, der schwer verwundet hinter der Front liege und vor Durst vergehe.

Der Bach floß dicht hinter der französischen Schützenlinie, und sofort kam man dem Wunsch des Wackeren nach. Bereitwillig füllte man ihm die Flasche mit Wasser und Wein, und manchem alten Korporal standen die Thränen in den Augen, als er sah, wie freudig Jener zurückrannte, um seinem Hauptmann den Labetrunk zu bringen.

Und dieser hatte ihn sehr nöthig. Er war durch einen Schuß in die Schulter verwundet und lechzte schon seit Stunden nach einem Trunk. Niemand von den Kameraden hatte über einen Tropfen Wasser verfügen können. Mit welcher Freude der Verwundete daher den erquickenden Trunk begrüßte, kann Jeder sich leicht vorstellen.

Weiter wogte der Kampf. Aus den Rebenhügeln ringsum krachten Salven von Chassepotkugeln, und von der Geisberghöhe herab schmetterten französische Geschütze Tod und Verderben in die langsam vordringenden Kolonnen der Deutschen. Lange schwankte die Entscheidung, bis endlich mit der Erstürmung von Weißenburg und des Geisberges der Sieg den Deutschen verblieb.

Die Sonne neigte sich dem Untergange zu, und bald hier, bald dort flammten auf dem weiten Schlachtfelde die Lagerfeuer empor. Aus den hohen Bogenfenstern des Schlosses Schafenburg fluthete glänzender Lichtschein zu Thale, und Becherklang und fröhliche Stimmen hallten in die Nacht hinaus. Man feierte dort den ersten Sieg der deutschen Waffen, besprach dabei lebhaft die Ereignisse des Tages, und in die Siegesfreude mischte sich die Trauer um diejenigen Kameraden, welche gefallen waren auf dem Felde der Ehre.

So wurde denn auch jenes schwerverwundeten Hauptmanns gedacht, und man pries den braven Burschen, der sich so hochherzig und muthig bewiesen und dadurch sich allgemeine Bewunderung erworben hatte.

„Eine heroische That, auf Ehre!" sagte Lieutenant Sellin, „die Kugeln flogen ja wie Hagelschlossen. Dieser Bruns ist der Held des Tages sozusagen, der Kronprinz soll schon davon wissen. Der Mann wird natürlich das eiserne Kreuz bekommen."

„Eine wackere That war's," bestätigte Lieutenant v. Loos zustimmend, „doch aber nicht zu überschätzen. Aehnliche Züge von Aufopferung und Kaltblütigkeit kommen in jeder Schlacht vor und werden im Wirbel der Ereignisse oft kaum bemerkt. Daß ein Jeder von uns erforderlichenfalls ein gleiches Wagstück unternimmt, wer wollte daran zweifeln?"

„Daß es jeder tapfere Kriegsmann unternimmt, ist zweifellos, aber ob es Jedem glückt, ist eine andere Frage."

„Ich will's unternehmen und es soll mir auch glücken!" rief v. Loos mit blitzenden Augen.

„Ich bezweifle sehr, daß es glücken wird," spottete Sellin. „'Ist man wo gut aufgenommen, soll man ja nicht zweimal kommen!' Das hat auch im Kriege seine Bedeutung."

„Was gilt die Wette, daß ich's mit Erfolg unternehme?" fuhr Loos fort.

„Zehn Flaschen Cliquot der besten Sorte!" rief Sellin.

„Es gilt! Die Herren Kameraden sind Zeugen. Und nun auf das Gelingen!"

Mit diesen Worten erhob Loos sein Glas und stieß mit den Gefährten an. Diese jubelten Beifall. Man war vom Trinken bereits etwas erhitzt.

Major v. R., der Kommandeur des Bataillons, schüt-

telte leicht den Kopf. „Da ist nun richtig 'mal wieder eine Wette zu Stande gekommen, wie ihr jungen Leute das liebt. Und doch sollte man unter keinen Umständen am Vorabend wichtiger Ereignisse wetten. Es will mir das wie eine Herausforderung des Schicksals erscheinen, und Glück bringt's auf keinen Fall. Ich muß, wenn ich von einer Wette höre, immer unwillkürlich an meinen Großonkel denken, dem's auch nicht zum Segen gereichte. Der alte Degen stand im Jahre 1807 unter General Courbière in Graudenz und war einer der Tapfersten unter den Vertheidigern dieser Festung, die bekanntlich vom Januar bis Juli von den Franzosen belagert wurde. Diese richteten aber nichts aus, und so waren die Herren auf den Wällen sehr übermüthig geworden. Diesem Uebermuth war wohl zuzuschreiben, daß mein Großonkel sich vermaß, unter dem Geschützfeuer des Feindes sein Mittagsmahl zu verzehren. Gesagt, gethan. Mit vorgebundener schneeweißer Serviette, damit die feindlichen Kanoniere auch ja einen Zielpunkt hatten, saß er vor einem kleinen gedeckten Tisch auf einer sehr ausgesetzten Bastion und begann sein Mahl. Die Kugeln schlugen unter ihm ein und sausten um ihn herum, daß er von der Zugluft Rheumatismus bekommen hätte, wenn er — am Leben geblieben wäre. Damit war's indessen nichts. Denn eben, als er sich ein Glas Wein einschenken wollte, zerschmetterte eine Kanonenkugel ihm den Oberkörper. Was half es ihm, daß er die Wette gewonnen hatte? Das Leben war verloren. Also man wette niemals im Kriege. Krieg ist ohnehin Wette genug!"

„Ihre Worte in Ehren, Herr Major!" nahm Loos das Wort, „es ist wohl Niemand unter uns, der an der Richtigkeit Ihrer Ansicht den leisesten Zweifel hegte. Für diesmal kann ich indessen nicht mehr zurück. Die getroffene Vereinbarung ist bindend geworden und kann nur durch

die Erfüllung meiner Verbindlichkeit gelöst werden. Ich verspreche Ihnen jedoch, daß es meine letzte Wette sein soll."

Alle gaben ihre Zustimmung zu diesem Vorsatz zu erkennen. Die vor Kurzem noch so lebhafte Unterhaltung gerieth jedoch in's Stocken, als v. Loos dem Zahlmeister den ungefähren Betrag der Wette für den Fall des Verlustes derselben einhändigte, und Sellin, um in dieser Richtung nicht zurückzubleiben, eine gleiche Anzahl Goldstücke abzählte und in ein Täschchen von starkem Leder steckte. Letzteres befestigte er an einer Schnur um den Hals und knöpfte die Uniform darüber. „Denn," sagte er, „wenn wir Beide auch todtgeschossen werden sollten, so soll doch die Wette jedenfalls erledigt werden, und die Herren Kameraden müssen alsdann unserem beiderseitigen Gedächtniß zu Ehren den zehn Flaschen die Hälse brechen."

Es war in dem kleinen Kreise still geworden. Die Wendung, welche das Gespräch genommen, hatte eine gewisse Schwüle zurückgelassen, unter deren Einfluß man bald aufbrach und sich zur Ruhe begab.

Auch am folgenden Morgen trat der Gedanke an die Wette angesichts der wichtigen militärischen Pflichten einigermaßen in den Hintergrund. Vorläufig hieß es wacker ausgreifen, um General Mac Mahon einzuholen und ihn zu verhindern, sich von rückwärts zu verstärken, was, wie man bereits wußte, seine Absicht war.

Bald brachten die vorausgesandten Ulanen denn auch die Meldung, daß der Feind bei dem Städtchen Wörth, dessen hügelige Umgebung sich vortrefflich zur Vertheidigung eignete, Stand zu halten beabsichtige. Das Bataillon, bei dem v. Loos und Sellin standen, bezog bei Preuschdorf ein Biwak, und Jedermann war überzeugt, daß es am folgenden Morgen zur Schlacht kommen werde.

Trotzdem konnte man nirgends eine trübe Stimmung

in den Kreisen der jüngeren Offiziere wahrnehmen. Man hatte sich an das Kriegsleben bereits gewöhnt und nahm es, wie es sich bot. Im heiteren Geplauder saß man beisammen, und auch der „famosen Wette“ wurde wieder Erwähnung gethan.

„Morgen vollend' ich's,“ sagte Loos. „Mir hat von einem Brunnen geträumt, aus dem Champagner floß. Das bedeutet Glück.“

Ein Alarmsignal unterbrach seine Worte. Das Bataillon war zur Unterstützung der östlich von Wörth auf einer Anhöhe aufgestellten Feldwachen bestimmt und mußte sogleich dorthin aufbrechen. Noch spät am Abend wurde Loos mit einigen anderen Offizieren auf eine derartige Wache kommandirt.

Es war einer der am weitesten nach dem Feinde zu vorgeschobenen Posten. Man befand sich daher in steter Spannung. Vereinzelte Schüsse, die in der Vorpostenkette hüben wie drüben fielen, veranlaßten ein fortwährendes Hin- und Hermarschiren und ließen keine Stunde ruhigen Schlummers zu.

Loos war die ganze Nacht hindurch auf seinem Posten, und als der Morgen graute, fiel sein Blick auf die vom ersten Tagesstrahl vergoldeten Dächer des Städtchens Wörth, während rings herum, so weit das Auge reichte, Uniformen in allen Farben leuchteten, und Waffen aller Arten blitzten. Auf der Straße von Langensulzbach her marschirten die Bayern heran, während ein rückwärts geworfener Blick ihn andere Regimenter seines Armeecorps wahrnehmen ließ, die im Laufschritt vorgingen. Als er dann aber die ungeheuren Massen von Rothhosen und Blaujacken sah, welche vom Bahnhof aus sich in Bewegung setzten, während die von Chalons kommenden Züge unablässig neue Verstärkungen brachten, schüttelte er bedenklich den Kopf.

„Ob der heutige Tag fröhlich enden wird, weiß der Deibel!" Mit diesen in den Bart gebrummten Worten wollte er sich eben seinen dienstlichen Obliegenheiten zuwenden, als eine Chassepotkugel dicht an ihm vorbeipfiff.

Sie kam aus der französischen Vorpostenkette, die sich in einer Entfernung von etwa fünfzehnhundert Schritten hinzog. Andere vereinzelte Schüsse folgten und wurden von den deutschen Vorposten erwiedert. Neue Schützen traten hüben wie drüben in die Vorpostenlinie. Es waren die Mannschaften der Feldwachen, an deren Stelle nunmehr die Replis traten. Lebhafter wurde bald auf beiden Seiten das Feuer. Das Scharmützel war zum Gefecht geworden. Nur noch wenige Minuten — und das Gefecht wurde zur Schlacht. Schon wirbelten die Trommeln, welche die entfernteren Regimenter alarmirten. Kommandorufe ertönten. Neugebildete Schützenzüge schwärmten aus oder bereiteten sich im Verein mit den Unterstützungstruppen zum Angriff vor.

„Jetzt oder nie!" dachte der junge Offizier, indem er die bereits zur Berühmtheit gelangte Feldflasche, welche er inzwischen von Bruns, dem Gefreiten, erstanden hatte, in die rechte Hand nahm und grüßend gegen die Seinen schwenkte. Dann wandte er sich und schritt entschlossen auf die französische Schützenlinie zu.

Die Kugeln sausten um ihn her, und eine schlug ihm den Helm vom Kopf, aber unentwegt schritt er vorwärts, mit sprechenden Geberden auf die Flasche in seiner Rechten deutend.

Vor einem blutjungen Zuavenlieutenant blieb er endlich stehen und begann in leidlichem Französisch: „Herr Kamerad! Können Sie mir nicht etwas guten Wein verschaffen? Unser Marketender ist bei Weißenburg gefangen worden, und ich habe noch nicht gefrühstückt. Selbstverständlich bezahle ich."

Der junge Franzose stand verblüfft. Ein alter Korporal aber, der Alles gehört hatte und offenbar an die verschiedenartigsten kriegerischen Abenteuer gewöhnt war, überreichte dem Deutschen mit lächelndem Kopfnicken eine gefüllte Flasche, ohne jedoch die von Jenem dargebotene zu nehmen. Diese fiel vielmehr zu Boden, als Loos die dargereichte Flasche in Empfang nehmen wollte. Es war keine Zeit mehr, sie aufzuheben, noch weniger, sie mit dem Wein aus der Flasche des Franzosen zu füllen und diese alsdann zurückzugeben. Auch schien der Eigenthümer dies in keiner Weise zu beanspruchen, da seine Soldatenpflicht ihn vollauf in Anspruch nahm. Denn schon begann die französische Infanterie im Laufschritt vorzugehen, und wollte der deutsche Offizier nicht über den Haufen gerannt werden und unter die feindlichen Truppen gerathen, so war der schleunigste Rückzug geboten. So strebte er denn mit Aufbietung seiner ganzen Kraft den Seinen entgegen, während die Chassepotkugeln hinter ihm drein pfiffen und ihn mit unsäglicher Angst erfüllten. Denn wehe, wenn eine Kugel ihn in den Rücken traf! Was lag an dem Gewinn der Wette, was lag selbst am Leben, wenn die Ehre in Frage kam! Würde man nicht glauben, er sei auf der Flucht vom Tode ereilt worden?

Glücklich war er den Seinen bis auf ungefähr hundert Schritte nahe gekommen. Nur noch eine Minute, und er hatte das Spiel gewonnen. Grüßend nickte er den Kameraden zu und schwenkte die Flasche über seinem Haupte. Da krachte es über ihm. Klirrend zersplitterte die Flasche in seiner Hand, und ihr Inhalt ergoß sich auf den Boden, ein Mißgeschick, das von den Zuschauern mit schallendem Gelächter begrüßt wurde. Eine Kugel hatte den Gegenstand der Wette zerschmettert. Gleichzeitig stolperte der Lieutenant über einen im Wege liegenden Tornister und stürzte mit der Stirne so heftig auf einen

Stein, daß er besinnungslos liegen blieb. Man hielt ihn für todt, und das Getümmel der inzwischen zur vollen Entwickelung gelangten Schlacht brauste über ihn hinweg.

Als Loos nach einiger Zeit aus seiner Betäubung erwachte, fühlte er sich überaus matt, und ein glühender Durst peinigte ihn. Was hatte ihm nun sein Wagniß genützt? Nicht einen einzigen Tropfen der so keck erbeuteten Herzstärkung besaß er, um seine brennende Zunge zu kühlen.

Bei alledem gewann sein Soldatenauge es nicht über sich, das großartige Schlachtenbild rings umher unbeachtet zu lassen, und etwas wie stolze Freude erfüllte sein Herz, als er die gesammte reitende Artillerie seines Armeecorps die Anhöhe heraufgalopiren, in einem Nu Stellung nehmen, abprotzen und die Geschütze auf den Punkt richten sah, wo er die linke Flanke des Feindes vermuthete, und wo er vor Kurzem die bayrischen Regimenter hatte stürmen sehen.

Er erhob sich, seine Schwäche gewaltsam niederkämpfend. Er mußte zu seinem Truppentheil zurück. Es war die höchste Zeit. Rasch eilte er vorwärts. Das Gewirr um ihn her war unbeschreiblich. Truppen, auf die er stieß, brachen in jubelnde Hurrahrufe aus. Die Krankenträgerkompagnien stimmten ein, und selbst Verwundete richteten sich auf und suchten durch irgend eine Kundgebung ihre Theilnahme zu beweisen.

Bald sollte er auch die Ursache dieser freudigen Erregung erfahren. Ein stattlicher Reiter in Generalsuniform, gefolgt von einer glänzenden Schaar von Generalen und Stabsoffizieren, sprengte über das Schlachtfeld. Es war der Kronprinz Friedrich Wilhelm, in ganz Deutschland als „Unser Fritz“ gefeiert. Ringsum brauste dem geliebten Führer maßloser Jubel entgegen. Bedeutete das nicht Sieg? Von frischer Lebenskraft durchdrungen schritt Loos

vorwärts. Offiziere, welche versprengte Truppen sammelten, bezeichneten ihm die Richtung.

Er warf einen Blick nach Wörth hinüber. Düstere Rauchwolken stiegen dort zum lachenden Himmel empor. Einzelne Häuser brannten bereits. Fort und fort hallte der Donner der Geschütze, sausten Granaten, pfiffen Gewehrkugeln, klangen Kommandorufe, Schmerzensschreie und Gewimmer von Getroffenen und Sterbenden.

Er war eine Zeitlang bergabwärts geschritten. Je mehr er sich dem Eingang zur Stadt näherte, desto dichter wurden die Infanteriemassen, und jetzt erblickte er die Abzeichen seines Bataillons. Er unterrichtete sich sofort über die Stellung, um seine Kompagnie zu ermitteln, und trat dann schweigend ein.

Ach! Das Bild war bereits ein anderes, als er zu sehen es gewohnt war. Das Bataillon war kleiner geworden. Die Kameraden nickten ihm stumm einen Gruß zu, Worte zu wechseln war keine Zeit. Man durchwatete eben einen Bach, Gewehre und Patrontaschen in die Höhe haltend, unausgesetzt vom feindlichen Granatfeuer bestrichen. Nach einem heftigen Kampf in den Straßen des Städtchens galt es, die Anhöhen zu erklimmen. Das war die heißeste und blutigste Arbeit des Tages, denn ein fortwährender Hagel von Mitrailleusen- und Chassepotkugeln aus den zahlreichen Weingärten ließ jeden Schritt vorwärts mit blutigen Opfern erkaufen. Nichtsdestoweniger drangen die Deutschen mit Heldenmuth weiter vor. Der Sieg war nicht mehr zweifelhaft. Schon konnte man beim Feinde Unordnung und Verwirrung wahrnehmen.

Da sollte noch einmal das erlöschende Schlachtenfeuer zur glühenden Flammenlohe emporrasen. Von dem Abhange im Westen der Stadt wälzte sich aus waldiger Umgebung plötzlich eine ungeheure Welle zu Thale, mit wuchtigem Anprall in die hier stehenden deutschen Infan-

teriemassen eindringend. Zwei Kürassierregimenter waren es, die Mac Mahon entsandt hatte, um der Lage noch im letzten Augenblicke eine andere Wendung zu geben.

Nichts konnte greller die Verzweiflung des französischen Marschalls kennzeichnen. Jeder deutsche Offizier erkannte in dieser glänzenden Schlußattacke das letzte Umsichschlagen des verwundeten Riesen. Daher denn auch die furchtbare Ruhe und Kaltblütigkeit, mit welcher jeder Schütze seinen Mann auf's Korn nahm. Die Wirkung der den Reitern entgegenkrachenden Salve war eine entsetzliche. Die glänzende Schaar brach in einen wilden, bejammernswerthen Knäuel zusammen. Rosse stürzten, überschlugen sich, schleiften ihre Reiter oder prallten in wüthender Angst mit anderen zusammen. Die Wenigen, welche noch kampffähig waren, stürzten bei der zweiten Salve. In weniger als zwei Minuten waren zwei der prächtigsten Reiterregimenter Frankreichs vom Erdboden hinweggefegt, wie ein mit einem Riesensensenschnitt gemähtes Aehrenfeld.

Damit war der Tag entschieden. In wilder Flucht warfen die Franzosen sich auf Reichshofen, und die Deutschen konnten in Ruhe die Ordnung auf dem Schlachtfelde herstellen.

— — — — — — — — — — — —

Erst am Abend des folgenden Tages fanden unsere Offiziere sich wieder im geselligen Kreise zusammen. Ein freundlicher Stern hatte über dem Bataillon gewaltet. Es waren verhältnißmäßig wenig Verluste zu beklagen, weshalb denn auch die frohe Stimmung bald zum Durchbruch, und auch die famose Wette auf's Tapet kam.

Da jeder Kamerad die von dem Zuavenkorporal erhaltene Flasche gesehen hatte, war man beinahe einstimmig der Ansicht, daß v. Loos die Wette gewonnen habe. Denn das, worauf es wesentlich ankam, sei ausgeführt worden.

Allein der wettfeindliche Major v. R. war anderer Ansicht. Es sei vereinbart worden, daß das Wagniß auch glücken müsse, und dazu gehöre denn doch noch Verschiedenes. Abgesehen davon, daß es nicht die Bruns'sche, sondern eine fremde Flasche gewesen, sei es zweifelhaft, ob sie überhaupt Wein enthalten habe. Der Inhalt könne aus Kaffee oder Fusel bestanden haben. Schließlich sei ja das Ding auch noch zerschossen worden.

„Eines muß ich allerdings noch offen eingestehen," erwiederte Loos hierauf. „Als die Flasche zersplitterte, und ihr Inhalt sich in meinen Rockärmel ergoß, roch es nach echtem Brennspiritus, und ich glaube, ich habe es diesem Aroma zu danken, daß ich sobald aus meiner Ohnmacht erwacht bin. Was sagen Sie, Sellin? Ihrer Entscheidung will ich mich anschließen!"

Sellin hatte bis jetzt geschwiegen und nur mit einem etwas überlegenen Lächeln zugehört. „Ich bin der Ansicht, die Wette existirt so gut wie nicht," sagte er jetzt mit einer gewissen Entschiedenheit.

„Aber sie ist doch zwischen uns vereinbart?"

„Sie ist gewissermaßen vom Schicksal vereitelt. Hören Sie zu, meine Herren. Ich hatte die Wette vollständig vergessen in dem Trubel um uns her. Kein Wunder! Die Gewehrkugeln tanzten ja um unsere Köpfe wie die Mücken an einem Sommerabend. Eine hatte schon in meiner Uniform Versteck gespielt, eine zweite hatte bei einer Seitenbewegung, die ich machte, meine Brust gestreift, eine Furche in die Kleider gerissen und dabei einen Knopf meiner Uniform weggeputzt, selbstredend auch die Haut ein wenig geschrammt. Ich war durch alles dies so aufgeregt geworden, daß ich mit einer wahren Berserkerwuth vorging. Bald darauf kamen wir in den großen Lehmsumpf links von der Chaussee, die nach Froschweiler führt. Man behauptet, er soll förmlich wimmeln von

Unken und Fröschen. Wie Sie sich erinnern werden, mußten wir hier eine halbe Stunde lang platt auf dem Bauche liegen und zur Abwechslung knien, denn die Granaten strichen über den Tümpel hin wie zur Herbstzeit die Wandervögel über die Stoppelfelder. Wie wir uns endlich erheben und weiter vorgehen, fühle ich im Stiefel so etwas wie eine schwammige knorplige Masse. War ich schon vorher übler Laune gewesen, so wurde dieselbe keineswegs vermindert durch den Gedanken, daß irgend eine kaltblütige Amphibie in meinem Stiefel Quartier bezogen habe, während ich im Schlamm gelegen. Da brechen plötzlich hinter dem Laubholz die Kürassierschwadronen Mac Mahon's hervor und sausen wie das Ungewitter die Anhöhe herab. Darauf das furchtbare Schnellfeuer von allen Seiten, und Tod und Verwirrung hinterdrein, ein Anblick, der jedes Herz in Grausen erstarren ließ. Das Gefecht kam auf unserer Seite zum Stehen, denn natürlich blickte Alles auf die Schreckensscene. Auch ich konnte mein Auge nicht abwenden, hielt aber doch den Moment für gekommen, den ungebetenen Gast aus dem Stiefel hinauszuschaffen, setze mich also auf den Erdboden, ziehe den Stiefel aus, greife hinein, fasse das nasse Ding und schleudere es in voller Wuth zu den feindlichen Schützen hinüber. Wahrlich, es flog nicht schlecht, und ich konnte nicht umhin, ihm nachzublicken. Daß der Frosch in dem Augenblick, in welchem er mir aus der Hand flog, einen klimpernden Ton ausstieß, schrieb ich dem Jubel über seine Befreiung zu. Wie ich nun aber sehe, daß ein französischer Infanterist herbeiläuft und den augenscheinlich betäubten Frosch aufhebt, ihn wissenschaftlich untersucht, in die Tasche gleiten läßt, begeistert sein Käppi gegen mich schwenkt und schließlich seelenvergnügt zu den Seinen zurücktrollt, da konnte ich ja wohl nicht mehr zweifeln, daß es kein Frosch, sondern meine Geldtasche, in welcher

ich den Wettbetrag deponirt hatte, war, der ich auf Nimmerwiedersehen den Abschied gegeben hatte. — Wie war das gekommen? Der erwähnte Streifschuß hatte die Schnur, an welcher die Tasche hing, so scharf durchschnitten, daß dieser nichts übrig blieb, als in den Stiefel hinabzugleiten, was ich in der Hitze des Gefechts natürlich nicht bemerkt hatte. Nun urtheilen Sie selbst, Herr v. Loos, ob man das eine Wette nennen kann, wenn Sie in liebenswürdigster Weise von den Franzosen eine Flasche fragwürdigen Weines pumpen, und ich in ebenso liebenswürdiger Weise dieselbe mit hundertundzwanzig Franken bezahle."

Alle Zuhörer brachen in ein lautes Gelächter aus. Am meisten lachte natürlich der Major. Hatte er doch Recht behalten mit seinem Grundsatz: Im Kriege soll man nicht wetten. Krieg ist Wette genug!

Indessen sollte die Sache damit noch nicht abgethan sein. Während man noch in allen Tonarten scherzte, meldete sich plötzlich der wackere Bruns, in der Rechten die alte wohlbekannte Flasche, diesmal mit Rothwein gefüllt.

„Herr Lieutenant," wandte er sich an Loos, „ich bringe Ihnen Ihre Flasche zurück. Als wir gestern, während Sie für todt auf der Erde lagen, gegen die französischen Schützenlinien vorgingen, hob ich sie vom Boden auf, wo Sie sie hatten fallen lassen, und heute Vormittag hab' ich sie von dem neuen Marketender mit echtem Bordeaux füllen lassen. Ich denke mir nämlich die Sache so: bis jetzt hatten der Herr Lieutenant die Wette nur halb gewonnen. Nun aber haben Sie sie ganz gewonnen."

Erneutes Gelächter. Loos aber erwiederte: „Es ist nichts mehr zu gewinnen, Bruns. Ihre Flasche gehört dem Herrn Lieutenant Sellin, der sie theuer genug bezahlt hat. Also geben Sie dem Herrn Lieutenant das Seine!"

Bruns that, wie ihm geheißen war.

Loos aber winkte gleichzeitig den Zahlmeister heran und rief: „Herr Zahlmeister! Behändigen Sie dem Gefreiten Bruns sofort den Betrag von hundertundzwanzig Franken, welchen ich bei Ihnen deponirt hatte für den Fall, daß ich die Wette verlieren würde.“ Und zu seinem Partner gewandt, fuhr er frohmüthig fort: „Jetzt erst ist die Sache glatt. Sie haben meinen Spiritus bezahlt. Dafür bezahle ich Ihren Bordeaux. Nun sind wir quitt.“

Nie wieder hat das Offiziercorps des Bataillons so viel gelacht als an jenem Abend nach dem denkwürdigen Tage der Schlacht von Wörth.

Bruns aber zählte stillvergnügt das erhaltene Geld und sagte zu sich selbst: „Nun ist's gerade so viel, wie ich nöthig hab', um ein Geschäft anzufangen und zu heirathen, wenn der Krieg vorbei ist, und ich gesund heimgekehrt bin.“ —

Er ist in der That glücklich heimgekehrt und hat ein kleines Schanklokal eröffnet, das heute schon eine größere Ausdehnung besitzt. Da pflegt er zuweilen seinen Gästen die Geschichte zum Besten zu geben, namentlich wenn die Gemüther sich erhitzt haben und die Debatte sich zur Wette zuspitzt.

„Denn,“ sagt er in überlegenem Tone zu seinen Zuhörern, „ihr seht jetzt deutlich, bei dem Wetten kommt nichts heraus. Wem das Schicksal günstig ist, der fällt mit der Nase auf das Ding, um das es sich handelt, und hat den Gewinn, und die Anderen haben nichts davon, als die Gefahr, und müssen obenein noch die Zeche bezahlen. Ja, so ist das in der Welt. Prosit!“

---

# Mannigfaltiges.

**Die neuesten Automaten.** — Der Automat ist ein echtes Kind der modernsten Zeit, d. h. nicht jener Automat, welcher Menschen oder Thiere darstellt und deren Bewegungen, Stimme und Thätigkeit nachahmt, wenn man das Uhrwerk in ihm aufzieht, sondern der automatische „Verkäufer“. Vor kaum drei Jahren zum ersten Male für den Zweck des Chokoladenverkaufes eingeführt, haben diese automatischen Verkaufsapparate einen bewunderswerth schnellen Siegeslauf durch die ganze Welt angetreten. Heute gibt es kaum mehr ein Dorf in einem civilisirten Staat, wo nicht an irgend einer Stelle ein automatischer Verkäufer ausgestellt ist. Hoch oben am Nordpol findet man ihn ebenso wie in Südamerika, und unsere Afrikareisenden würden wahrscheinlich gar nicht erstaunen, wenn sie mitten im Urwalde Automaten fänden, welche nach Hineinwerfen eines Nickels irgend welche unglaubliche Waaren verkauften. Mit den Automaten ist es nämlich so gegangen, wie mit vielen Dingen, die in der Neuzeit erfunden worden sind und sich bewährt haben; man hat so vielfache Verwendung für dieselben gesucht, daß man zuletzt auf ganz lächerliche Dinge kam und die Idee gewissermaßen zu Tode hetzte.

Nach dem Chokoladen-Automaten kamen die Automaten für Cigaretten, für Parfüm, für Streichhölzer, ja auch für lebendige Blumen, welche, in Papprollen verpackt, aus dem Automaten herausgerollt kamen, wenn man einen Nickel hineingesteckt hatte. Einen ganz bedeutenden Erfolg hatten und haben noch die selbstthätigen automatischen Wagen, einen geringeren schon die automatischen Kraftmesser, und wiederum einen geringeren als diese die Elektrizitäts-Automaten, wo man nach Hineinwerfen eines Nickels zwei Handgriffe packt und dann einen Strom durch seinen

Körper gehen lassen kann, bis man vor lauter Verzweiflung schreit. Die Automaten mit Cigarren haben verhältnißmäßig wenig Glück gehabt, weil das Kraut, das sie verzapften, nicht zu dem besten gehörte.

Ebenso scheinen sich die Automaten für Getränke wenig einzubürgern. Es wird in dieser Beziehung noch sehr viel herumexperimentirt, aber außer den Automaten, welche nach dem Hineinwerfen eines Nickels ein Gläschen Cognac kredenzen, haben sich nur noch die Bier-Automaten erhalten, wo man nach Hineinwerfen des Geldstückes ein Glas Bier frisch vom Fasse erhält. Letztere Automaten sind allerdings sehr groß, erfordern sehr viel Abwartung und haben im Sommer, wo es warm ist, wenig Zuspruch gefunden. Bei allen Getränke-Automaten aber bildet die Hauptschwierigkeit die Reinigung der Gefäße, aus denen das automatisch verabfolgte Getränk genossen worden ist. Ebenso hat man nie die Sicherheit, daß Derjenige, der sich aus dem Apparat einen Cognac oder ein Glas Bier nimmt, nicht auch das Glas mitgehen heißt. Hat sich doch eine ganze Schwindelindustrie herausgebildet, die darauf ausgeht, die Automaten zu betrügen, d. h. sie auch ohne Geld, nur durch Hineinwerfen von werthlosen Metallstücken zum Funktioniren zu veranlassen.

Automaten, die wenig Anklang gefunden haben, sind auch diejenigen, wo nach Hineinwerfung eines Geldstückes zehn bis zwölf verschiedene Bilder hinter einem Stereoskopenglase sich abrollen, die man nacheinander betrachten kann. Was soll man aber dazu sagen, wenn es sogar einen Automaten gibt, bei dem man die Brillennummer feststellen kann, die man für sein Auge bedarf, wenn man kurz- oder weitsichtig ist. Dieser Apparat ist mit das Neueste auf diesem Gebiete. Er zeigt zwei Handgriffe zur Rechten und Linken des Kastens, während oben stereoskopenähnlich zwei Gucklöcher angebracht sind; Derjenige, der seine Brillennummer wissen will, steckt ein Geldstück in die Oeffnung des Automaten, faßt dann die beiden Handgriffe und guckt durch die beiden Löcher in den Kasten hinein. Es schieben sich dann Gläserpaare vor, durch welche der Benutzer eine bestimmte Schrift lesen soll. Kann er durch diese Gläserpaare die Schrift nicht deutlich lesen, so zieht er bald an dem rechten, bald an dem linken Handgriff, worauf

sich immer wieder neue Gläserpaare vorschieben, bis das Gläserpaar erscheint, durch welches der Benutzer deutlich und klar lesen kann. Er tritt dann auf einen Hebel, der sich am Fuße des Automaten befindet, und öffnet einige Sekunden später eine kleine Klappe an der Seite des Automaten; in der Klappe befindet sich eine Karte, auf der durch farblosen Tiefdruck die Brillennummer angegeben ist, die für ihn paßt.

Dagegen fehlt uns ein automatischer Verkäufer, der großen Nutzen bringen und insbesondere in den großen Städten die Postämter sehr entlasten würde, es ist dies ein Automat zum Verkaufe von Postwerthzeichen, von Briefmarken und Postkarten. Man hat derartige Apparate bereits in London aufgestellt, sie sollen sich indeß nicht bewährt haben, sonst hätte man sie wahrscheinlich auch bei uns schon in den großen Städten zur Einführung gebracht und sie auch zum Verkauf von Eisenbahnfahrkarten eingerichtet.

Die Automatenerfinder beschäftigen sich jetzt mit der Idee, gewisse Portionen Licht für eine bestimmte Geldsumme durch Automaten zu verkaufen; man weiß nur nicht recht, wie dies am besten eingerichtet werden soll. Man wollte vorläufig in den Eisenbahnwagen elektrische Apparate anbringen, in welche die Reisenden, wenn sie bei Nacht lesen wollten und ihnen die Coupélampe nicht genügte, einen Nickel werfen sollten, um dadurch für eine bestimmte Frist von zehn oder fünfzehn Minuten eine Extraglühlampe über ihrem Sitz in Thätigkeit zu setzen. Die Eisenbahnverwaltung ist auf diese Idee nicht eingegangen, deren Ausführung auch wahrscheinlich wenig Zweck haben würde, und so beschäftigen sich denn die Automatenerfinder vorläufig noch immer vergeblich mit der Lösung der Frage, wie elektrisches Licht nickelweise an die Abnehmer verkauft werden könne.

Die Ingenieure Marinovicz und Szarvadi haben sich in Paris soeben einen „Telephon-Automaten" patentiren lassen. Der Apparat wird an öffentlichen Orten mit großem Verkehr aufgestellt und funktionirt nur in den Abendstunden. Wirft man ein Geldstück hinein, so wird man mit einem anderen Apparate verbunden, der in einem Theater, in der Oper oder in einem Konzertlokale aufgestellt ist. Man hört dann fünf Minuten lang, was in dem

betreffenden Lokale gesungen, gesprochen oder musizirt wird, und muß natürlich ein zweites Geldstück in den Automaten werfen, wenn man den Genuß verlängern will. Fünf Minuten vor Schluß des Aktes oder des Musikstückes wird das Publikum vor dem Hineinwerfen eines Geldstückes auf elektrischem Wege gewarnt.

Die Firma Schäfer & Rampscheck in Hamburg bringt jetzt gar automatische Photographen in den Handel. Will man den Apparat benützen, so muß man erst ein Uhrwerk aufziehen, dann eine Münze hineinwerfen und sich auf einen Stuhl vor dem Apparat niedersetzen. Nach einiger Zeit beginnt eine Glocke zu läuten, und während dieser Zeit muß der Benützer ruhig sitzen. Ist sie verstummt, so ist die Aufnahme beendet. Nach drei Minuten kann man eine Klappe öffnen und das fertige Bild herausholen. Es ist eine Photographie auf Eisenblech, wie sie in den wandernden photographischen „Ateliers“ auf den Jahrmärkten hergestellt werden. Für eine weitere Münze liefert der Apparat auch noch einen Rahmen.

Jedenfalls sind in den kommenden Jahren noch ganz andere Erfindungen auf dem Gebiete des automatischen Verkaufes zu erwarten, darunter vielleicht sehr praktische, gewiß aber auch sehr viel thörichte, denn es ist das eigenthümliche Zeichen unserer erfindungsreichen Zeit, daß neben jeder wichtigen Erfindung immer hundert bis fünfhundert unwichtige und lächerliche gemacht werden, welche indeß von den Erfindern selbst für welterschütternde Ereignisse gehalten werden. Man frage nur die Patentämter, welche in dieser Beziehung die beste Auskunft geben können und auch ein Lied davon zu singen wissen, wie ihnen in den letzten zwei Jahren die Automatenerfinder zugesetzt haben. O. Kl.

**Kinder auf dem Blutgerüste.** — Nichts kennzeichnet wohl die Schrecken der französischen Revolution ergreifender, als der Umstand, daß sogar unschuldige Kinder der Mordlust zum Opfer fielen. Folgende zwei Beispiele sind verbürgt.

Der sogenannte Eiskeller zu Avignon, ein grubenartiges Gewölbe im dortigen Schlosse, diente als wahrer Mordkeller, wo die verurtheilten Opfer niedergestochen oder mit Säbeln niedergehauen und dann blutend und oft noch lebend in die Eisgrube gestürzt wurden. Ein Verurtheilter, der durch einen dieser Mord-

gesellen gerettet wurde, mußte als solcher verkleidet in dem Gewölbe Theil an ihrem Gelage nehmen. Während der Branntweinkrug herumging, prahlten sie mit ihren Thaten, sonderlich erzählten sie mit Wohlgefallen die „Hinrichtung" des Töchterchens eines reichen Buchdruckers. Sie war erst zehn Jahre alt und hatte Mittel gefunden, sich in's Schloß zu schleichen, als man ihre Mutter hineinschleppte. Das Kind schrie und weinte im Hof. Jourdan, ein ehemaliger Eselstreiber, dann General des Revolutionsheeres, erkundigte sich, woher das Schreien komme, und als man es ihm sagte, befahl er, das Kind fortzujagen. Den anderen Morgen kam die Kleine wieder, fing ihr Schreien von Neuem an und verlangte durchaus zu seiner Mutter gebracht zu werden. Da rief ein Ungeheuer in Menschengestalt: „Ich will ihr den Willen thun!" Mit diesen Worten ergriff er das arme Kind bei den Haaren und schleuderte es lebendig in die tiefe Eisgrube auf seine Mutter hinab, die von Bajonnetstichen durchbohrt in ihrem Blute schwamm und mit den Schrecknissen eines entsetzlichen Todes kämpfte.

Als der Eiskeller endlich geräumt wurde, fand man 70 männliche, 32 weibliche Leichen und — 8 Leichen kleiner Kinder!

In Nantes, wo Carrier wüthete, war die Frau eines Chouans (Anhänger des Königthums) mit ihrem sechsjährigen Söhnchen zur Guillotine verdammt. Die Mutter hörte ihr erwartetes Todesurtheil mit Gelassenheit an; aber die Bestimmung ihres Sohnes zu derselben Strafe kam ihr unerwartet. Sie warf sich vor Carrier auf die Kniee und bat um das Leben ihres unschuldigen Kindes. Vergeblich! Man sagte ihr, es sei einmal festgesetzt, alle Chouans bis auf den letzten Sprößling auszurotten. Das Kind verstand von Allem kein Wort. Es sah nur die Thränen seiner Mutter; das war hinreichend, auch die seinigen hervorzurufen. Man brachte Beide nebst den Uebrigen, die am folgenden Tage hingerichtet werden sollten, in's Gefängniß zurück. Alle Gefangenen, selbst der Kerkermeister suchten die trostlose Mutter dadurch zu beruhigen, daß das über das Kind ausgesprochene Todesurtheil sicherlich nichts als eine bloße Drohung sei, weil man bis jetzt noch kein Beispiel habe, daß ein Kind hingerichtet worden sei. Die Mutter beruhigte sich endlich. Der Verlust ihres eigenen Lebens kümmerte sie nicht, besonders da eine ihrer Be-

kannten versprach, das Kind zu sich zu nehmen und für seine Erziehung zu sorgen.

Am anderen Morgen kamen die Karren, welche die Opfer zur Schlachtbank führen sollten. Man war äußerst verwundert, daß auf besonderen Befehl des Revolutionstribunals das Kind auch auf den Karren gesetzt werden mußte. Das Kind freute sich über die Fahrt. Als der Zug auf den Richtplatz kam, schrie Carrier, man sollte mit dem Kinde den Anfang machen. Die Mutter bat flehentlich, ihr wenigstens die einzige Gnade zu erweisen und sie zuerst sterben zu lassen. Allein Carrier wiederholte seinen Befehl. Man brachte das Kind auf die Guillotine. Mit kindischer Unerfahrenheit starrte es die ihm neuen Gegenstände an. Es ging auf den Scharfrichter zu, ergriff seine Hand und sagte in seiner Unschuld zu ihm: „Nicht wahr, Du wirst mir nichts Böses thun?" Das war mehr, als der an Menschenmord gewöhnte Scharfrichter ertragen konnte. Er erblaßte und hatte kaum noch so viel Kraft, die Schnur, welche das Beil fallen läßt, zu ziehen. Das arme Kind war schlecht untergeschoben. Das Beil fiel ihm auf die Schulter und zerschlug ihm die Brust; doch war es sofort todt. Den Scharfrichter aber mußte man halb ohnmächtig wegführen, und da nicht gleich ein anderer zu haben war, so wurde, zu noch größerer Qual der verzweifelnden Mutter, ihre Hinrichtung bis auf den folgenden Tag verschoben. C. T.

**Das Kegelspiel.** — Unter den zahllosen Mitteln und Dingen, welche der Mensch zum Zwecke der Unterhaltung und Erholung im Laufe der Zeiten erdacht und erfunden hat, steht ohne Zweifel das Spiel obenan. Von den verschiedenen Arten, durch welche der Mensch nach vollbrachten Tages- und Berufsgeschäften sich zu erheitern sucht, hat keine so großen Einfluß ausgeübt und sich so ungeschwächt in allgemeiner Gunst erhalten, als das Spielvergnügen; nur selten verliert es für Denjenigen, der erst einmal damit begonnen hat, Reiz und Interesse.

Das Spielen im weiteren Sinne ist die Poesie der Jugend, das Spiel ein hinreißendes Vergnügen des Mannesalters, wobei größtentheils die Poesie erloschen ist oder verloren geht. Das Spielen der Jugend ist ein Bild der Unschuld, naiv und ohne Leidenschaft, das Spiel unter Erwachsenen gewöhnlich eine Trieb-

jeder zum materiellen Gewinne, verbunden mit Leidenschaft. Das Spiel ist durch die großartige Verbreitung, welche es allüberall gefunden hat, in eine fast unabsehbare Zahl von Arten verzweigt worden; allein wie und wo auch gespielt werden mag, von dreierlei Art nur können die Gründe oder Motive der Spielenden sein. Man spielt entweder lediglich zum Zwecke der Unterhaltung oder in der Absicht, einen materiellen Gewinn an Geld oder Geldeswerth zu erzielen, endlich aber, um die „kostbare" Zeit todtzuschlagen.

Von allen Spielen kann jedoch das Kegelspiel — dem wir die nachstehende Betrachtung widmen wollen — als eines der empfehlenswerthesten bezeichnet werden, nicht allein wegen seines wohlthätigen Einflusses auf die menschliche Gesundheit, sondern auch darum, weil es nicht sowohl zur Erreichung eines materiellen Gewinnes, als vielmehr zum Zwecke der Unterhaltung getrieben wird.

Das älteste uns bekannte Kegelspiel datirt, wie aus Homer's Odyssee hervorgeht, aus der Zeit des trojanischen Krieges. Die Kegel bestanden aus Stein und hießen pessi; die Freier der Penelope spielten es häufig vor dem Palaste des Odysseus. Der griechische Schriftsteller Athenäus schildert das Spiel in seinen Tischreden folgendermaßen: „Die Zahl der edlen Herren, theils aus Ithaka selbst, theils von den benachbarten Inseln, welche um die Gemahlin und die Güter des Odysseus warben, belief sich auf 108, und ebenso groß war die Zahl der Kegel, d. h. unten viereckiger, oben zugerundeter Steine, mit welchen sie spielten. Die Freier stellten sich in zwei Reihen einander gegenüber, 54 gegen 54, und ebenso wurden auch die Steine gesetzt. In die Mitte des zwischen beiden Schlachtordnungen befindlichen leeren Platzes wurde ein besonderer Stein gesetzt, den man Penelope nannte. Die steinerne Penelope war nun das Ziel, nach dem die Spielenden aus einer bestimmten Entfernung werfen mußten. Die Ordnung des Werfens wurde durch das Loos entschieden; Derjenige, welchem es glückte, den die Penelope vorstellenden Kegel zu treffen und von seiner Stelle zu entfernen, trat an den Platz der Penelope und warf von dort aus mit der „Penelope" nach seinem eigenen Steine. Traf er ihn, ohne einen von den anderen Steinen zu

berühren, so hatte er gewonnen und hielt es für eine glückliche Vorbedeutung, daß er die Braut heimführen werde."

Auch bei den alten Germanen war das Kegelspiel schon gebräuchlich, und wahrscheinlich wurde es zumeist an hohen Festtagen geübt. Die dazu gebrauchten Kegel, deren Name (althochdeutsch chegil) nicht nur in allen germanischen Sprachen, sondern sogar im Russischen und Lithauischen wiederkehrt, wurden anfänglich aus den Schenkelknochen der dem Wotan zu Ehren geschlachteten Pferde oder aus den Beinknochen der den Göttern geopferten Kriegsgefangenen gefertigt, und daher schreiben sich die eigenthümlichen Formen der heutigen Kegel. Die dabei geltende Neunzahl kennzeichnet das Spiel als einen symbolisch-religiösen Brauch; die Neun war Frô, dem Gotte der Freude und des Frohsinns heilig, außerdem entsprach die Zahl der Kegel der herrschenden Ansicht von den neun Welten und den neun Zeitaltern.

Im 13. und 14. Jahrhundert noch wurde das Kegeln in Deutschland von den Vornehmen ebenso gepflegt, wie vom gemeinen Manne. Bei den Dorfkirchweihen mußte stets nicht nur ein Tanzboden aufgeschlagen, sondern auch eine Kegelbahn errichtet werden, und in den Palästen der Reichen fand man gewöhnlich stehende Kegelbahnen, auf denen sich die männlichen Bewohner des Hauses belustigen konnten. In der Frankfurter Patriziergesellschaft „Alt-Limpurg" wurde einst ein Kegelschieben abgehalten, bei welchem ein Mitglied drei silberne Kleinodien als Preise ausgesetzt hatte, und bei dem Jeder gegen eine Einlage von einem Heller drei Würfe thun konnte. Auch der Frankfurter Rath belustigte sich bei seinem alljährlichen Hirschessen mit Kegelschieben. Ganz besonders wurde dieses Spiel von den Schützengilden gepflegt, scheint jedoch zu hohen Einsätzen und hierdurch zur Schädigung Einzelner Anlaß gegeben zu haben, denn im Jahre 1443 wurde es in Frankfurt vom Magistrate verboten und erst 1468 mit der Beschränkung des Einsatzes auf einen Heller wieder freigegeben. Aus Deutschland kam es nach den Niederlanden und nach England. Dort war das Kegelspiel der vornehmeren Gesellschaft des 16. Jahrhunderts ebenso unentbehrlich, wie heute das Billardspiel. In Frankreich, wohin die Franken das Kegelspiel gebracht haben mögen, ward es unter König Karl V. (um 1370) verboten.

Daneben kannte man dort ein eigenes Kugel- oder Kegelspiel auf dem Rasen.

In den Marschen Norddeutschlands, namentlich in Ostfriesland und Oldenburg, bildet das Kugelwerfen oder Klootschießen, eine Abart des Kegelspieles, während der Wintermonate ein landesübliches Vergnügen. Sobald es stark gefroren hat, werden in den Ortschaften Probeschießen abgehalten, um zu ermitteln, wer die besten Werfer oder Klootschießer des Jahres sind. Werden dabei gute Würfe gethan, so ergeht an benachbarte Ortschaften die Herausforderung zum Wettkampfe, indem eine der zum Werfen gebrauchten hölzernen, mit Blei ausgegossenen Kugeln im Wirthshause der herausgeforderten Ortschaft aufgehängt wird. Durch Herabnehmen der Kugel übernimmt die männliche Einwohnerschaft des Dorfes die Verpflichtung, sich mit den Herausforderern zu messen. Der Tag wird festgesetzt, und unter dem Geleite von mindestens der Hälfte der männlichen Einwohner der betheiligten Orte rücken nun die Klootschießer gegen einander aus. Vor ihnen gehen kundige Leute, um ihnen die beste Richtung für ihre Kugeln anzugeben, neben ihnen Träger von wollenen Decken, die auf die Erde gebreitet werden, um den Werfern einen sicheren Anlauf zu gewähren. Und damit es Werfern und Zuschauern unterwegs nicht an Stärkung fehle, begleiten Marketender den Menschenschwarm. Es wird ein bestimmtes Ziel abgesteckt, und diejenige Partei ist Siegerin, der es gelingt, in den wenigsten Würfen das Ziel zu erreichen. Sobald ein guter Wurf gethan ist, begrüßen die Kameraden den glücklichen Klootschießer mit lautem Hurrah, bis endlich für die eine oder andere Ortschaft der Sieg entschieden ist. Im Wirthshause des siegenden Theiles wird dann gemeinsam ein Zechgelage gehalten, bei dem oft genug Sieger und Besiegte handgemein werden.

Auch in den österreichischen Alpenländern hat sich aus dem gewöhnlichen Kegelschieben das Eisschießen als eine interessante und kunstvolle Abart desselben entwickelt. Die Gebirgsseen bieten dazu im Winter die prächtige, spiegelglatte Bahn. Die Spielregeln sind ungefähr dieselben, wie auf den Kegelbahnen, nur bedarf es dazu noch größerer Kraft und Geschicklichkeit, so daß dieses Spiel sich zu einem förmlichen Sport herausgebildet hat,

der sowohl von den Bauern, wie in den Landstädtchen von den Herrenleuten fleißig gepflegt wird. Am anziehendsten gestaltet sich das Spiel in schönen Winternächten auf den kleinen Seen des steirischen Oberlandes. Die Eisbahn ist durch Pechpfannen hell erleuchtet und eine improvisirte Küche sorgt für die nöthige leibliche Stärkung der Spielenden, die ihre schweren Eisstöcke mit wahrer Virtuosität handhaben.

Doch kehren wir zu dem eigentlichen Kegelspiele zurück.

Die Zahl der Kegel war nicht immer neun, wie heutzutage. Im Mittelalter hatte man in Deutschland meist nur drei, welche Zahl allerdings ebenso heilig war, wie neun; auf englischen Bilderhandschriften sieht man bald sechs, bald acht, bald neun Kegel. „Schwede" mag der vorderste Kegel vielleicht darum heißen, weil er den Kugeln am meisten ausgesetzt ist, und der Schwedenkönig Gustav Adolph seinen Kriegern gewöhnlich voranging. „Methode", womit ein Fehlwurf durch eine der Mittelgassen bezeichnet wird, kommt von dem griechischen Methodos = Mittelweg. Der Thüringer nennt eine bestimmte Art des Kegelspiels einen „Kegelleich". Das Wort „Leich" ist eben noch in einzelnen Gegenden Deutschlands in der Bedeutung von Spiel, Kampfspiel erhalten, wie es ja auch in dem Worte „Wetterleuchten" vorkommt, einem Worte, das mit „leuchten" nichts gemein hat, sondern in seiner ursprünglichen Gestalt „Wetterleich" ein Kampfspiel der Elemente bedeutet. Der Ausdruck „Kegelschieben" ist übrigens neu. Niemand denkt wohl heute mehr daran, daß man eigentlich nicht schieben, sondern „scheiben", d. h. die Kugeln rollend fortbewegen, sagen müßte, wie der Altbayer auch richtig noch spricht, und daß man erst den Sinn des Fortschiebens der Kugel oder Umschiebens der Kegel in das Zeitwort hineinlegte, als das ursprüngliche „scheiben" anfing unverständlich zu werden.

Ueberall, wo das Kegelspiel üblich ist, haben die Kegeljungen besondere Bezeichnungen beim Ausrufen des Erfolges jedes Wurfes, die je nach den Gegenden verschieden sind. So heißt — wie der bekannte Schriftsteller Freiherr v. Reinsberg-Düringsfeld mittheilt — z. B. im Altenburgischen der mittelste Kegel, welcher zwei zählt, der „Papa", der „Alte aus dem Neste" oder „König"

(wie auch anderwärts), der vorderste Mittelkegel der „Beste", weil er drei zählt, und der hinterste Mittelkegel, wenn er allein fällt, „Essigmatz". Ein Fehlwurf durch eine der Seitengassen wird ein „Loch" oder „Fuchs", und ein Fehlschuß zwischen Eckkegel und Seitenbrett das „Strafloch" genannt, wobei der Kegeljunge zu rufen pflegt: „Gukguk!" oder „Anna Marie Gukguk!", mitunter auch „Hinten rum!" oder „Strafe!" Ein Wurf über oder neben das Auflegebrett in den Sand heißt ein „Sandhase"; stößt aber die Kugel irgendwo an und prallt zurück, so wird der Wurf ein „Jammerochse" genannt. Fällt blos ein Kegel, so ist's ein „Stift", ein „Zahn" oder „Der blutet"; fallen zwei, so ist's ein „Paar", und zwar ruft man, wenn es Seitenkegel sind: „Ein Quersack voll!", wenn ein vorderer und hinterer Kegel stürzt: „Den und jenen!"; drei fallende Kegel bilden ein „Mantie", d. h. ein altes Maß, das bei Obst u. dergl. im Brauche war; fallen die drei mittelsten, so hört man rufen: „Herz aus dem Leibe!", fällt ein vorderer mit zwei hinteren: „Schusterschemel!", und fällt eine Gasse, so erschallt der Ruf: „Halb Geithain!" oder „Halb Schmölln!" Vier stürzende Kegel sind ein „Stadtmaß" oder „Stirri" (czechisch tschtyry, vier), fünf, zumal in der Form wie auf den Spielkarten „Fledermäuse", und sechs, wenn es zwei ganze Gassen sind, „ganz Geithain" oder „ganz Schmölln"; wenn der König und zwei Eckkegel wie drei Thürmchen in einer Reihe stehen bleiben „das Hamburger Stadtwappen". Bei sieben fallenden Kegeln ruft der Kegeljunge: „Galgen!", d. h. ein Galgen voll; bei acht und neun, wie überall: „Alle neun!", „Acht um den König!" und „Simple Acht!" Ein Spieler, der viele Kegel geschoben, heißt im Altenburgischen „Holzmacher" und die Nummer, welche der Letzte nehmen darf, „Branntweinnummer".

Diese Bezeichnungen sind natürlich nach den verschiedenen deutschen Stämmen und Landestheilen verschieden, und die angeführten sollen nur als Probe gelten.

Schade aber ist es sicherlich, daß das der Gesundheit so förderliche Kegelspiel heutzutage nicht nur von der feinen Welt, sondern von den Städtern aller Stände fast gänzlich zu Gunsten des Billardspieles vernachlässigt wird, doch ist Hoffnung vorhanden, daß mit dem Aufleben aller Sports auch dem Kegelspiele,

vielleicht in etwas verfeinerter Form, eine neue Glanzperiode bevorsteht. G. Pf.

**Arabische Pferdeliebhaber.** — Ein Beduine, Namens Dschiabal, hatte eine ausgezeichnete Stute. Hassad Pascha, der damals Vezier von Damaskus war, ließ ihm mehrere Male alle erdenklichen Gebote machen, aber vergeblich; denn der Beduine liebt sein Pferd ebenso sehr, wie seine Frau. Der Pascha machte ihm nun Drohungen, die aber ebensowenig von Erfolg waren. Eines Tages kam ein anderer Beduine, mit Namen Dschiafar, zum Pascha und fragte ihn, was er ihm geben würde, wenn er ihm die Stute Dschiabal's verschaffte. — „Ich werde Deinen Futtersack mit Gold füllen," antwortete Hassad, der sein Mißlingen als eine Schmach betrachtete. Und wirklich gelingt es in einer Nacht Dschiafar, sich des Pferdes zu bemächtigen, allein der Diebstahl wird sofort entdeckt. Dschiabal stürzt aus seinem Zelte, ruft Reiter, nimmt das Pferd seines Bruders und sie verfolgen Dschiafar vier Stunden lang. Da Dschiabal selbst allen anderen Reitern vorauseilte, so war er bald nahe daran, Dschiafar einzuholen. Doch plötzlich stutzte er, als ob er sich besänne und rief dem Dieb zu: „Kneife sie in das rechte Ohr und gib ihr einen Stoß mit dem Steigbügel!" Dschiafar befolgt diese Worte und wie ein Blitz stürzt die Stute fort. Die Verfolgung wird jetzt unnütz; eine zu große Entfernung trennt sie. Die anderen Beduinen machen nun dem Dschiabal Vorwürfe, daß er allein die Schuld an dem Verluste seiner Stute trage. — „Ich will lieber," antwortete er ihnen, „sie verlieren, als ihren guten Ruf zu Schanden werden lassen. Soll man im Stamme sagen, daß eine andere Stute die meinige hat einholen können? Jetzt bleibt mir wenigstens die Genugthuung, sagen zu können, daß keine andere sie eingeholt hat." Mit diesem Troste kehrte er nach Hause zurück. Dr. A. B.

**„Keine Arbeit."** — Ein reicher Privatmann in Paris hat kürzlich einen höchst belehrenden Versuch angestellt, um der Wahrheit über die immer wiederholte Klage der Bettler, daß sie keine Arbeit bekommen könnten, auf die Spur zu kommen. Er setzte sich mit einigen Arbeitgebern in Verbindung, die sich anheischig machten, jeder Person, die mit einem Briefe von ihm sich vorstellte, Arbeit zu einem Lohne von 4 Franken täglich zu geben. Im Laufe

von 8 Monaten kamen 727 Bettler zu ihm, die sich beklagten, daß sie keine Arbeit bekommen könnten. Jedem Einzelnen derselben wurde erklärt, daß er einen Nachweis bekommen könnte, worauf er Arbeit zu 4 Franken für den Tag erhalten würde. Mehr als die Hälfte (415) verlangten den Nachweis überhaupt nicht, Andere (138) nahmen ihn zwar, gaben ihn aber nicht an den Empfänger ab. Ein Theil arbeitete einen halben Tag, verlangte dann 2 Franken und verschwand, ein anderer hielt es nur einen Tag aus. Drei volle Tage blieben nur 18. Daraus ergibt sich, daß von 40 kräftigen Bettlern, die behaupten, nur die Gelegenheit zur Arbeit fehle ihnen, ein einziger wirklich Lust zur Arbeit hatte. H. Th.

**Das heiß' ich nach Spandau fahren.** — Wenn früher sich Jemand in der Hansastadt Hamburg in seinen Berechnungen und Erwartungen getäuscht sah, dann entfuhr seinem Munde die Redensart: „Dat heet ick na Spandau fahren, um den König to sehen!“

Die Entstehungsgeschichte dieses geflügelten Wortes erzählt Dr. Otto Benecke in seinen „Hamburger Geschichten“ folgendermaßen:

König Gustav Adolph von Schweden verweilte anfangs Mai 1631 zu Spandau. Am 6. Mai hatten die Schweden die Festung besetzt und in dem Lynar'schen Schlosse hatte der König Quartier genommen. Er setzte den Obristen Achatius Wolf v. Sparre zum Kommandanten der Festung ein; in der Stadt aber erhielt der Obristlieutenant Axel Lilie den Befehl.

Nun hatten einige ehrsame Hamburgische Kaufleute, welche im Begriff standen, mit 34 schwer beladenen Wagen aus dem Sachsenlande nach ihrer Vaterstadt heimzukehren, vernommen, daß der gefeierte Held zu Spandau verweile. Die guten Hamburger hätten den König gar zu gern gesehen, und da es ihnen auf einen Umweg von einigen Tagen und auf die Kosten nicht ankam, so beschlossen sie, zuerst nach Spandau zu fahren, um den König zu sehen, und dann erst heimzukehren. Gedacht, gethan! Sie kamen glücklich nach der Havelfestung, und ihr Gesuch um eine Audienz bei dem Heros des Nordens wurde sogleich bewilligt. Der König empfing die Hamburger mit aller Freundlichkeit; er

bezeugte sich sehr erfreut von der Begeisterung derselben für ihn, fragte nach Namen, Stand und Hauswesen der Einzelnen, erkundigte sich nach dem Befinden der „Frau Liebsten" daheim u. s. w. — kurz, die Herren Hamburger schwammen in Wonne.

Nun aber war der König zu jener Zeit nur sehr knapp bei Kasse, und noch am Morgen der Ankunft dieser Hamburger hatte er seinen Großkanzler Oxenstjerna gefragt: „Hör', Oxenstjerna, wo nehmen wir Geld her für die Truppen, welchen wir für etliche Monate Sold schon etwas Erkleckliches schulden? Mein Schwager Georg Wilhelm — das weißt Du — ist arm wie eine Kirchenmaus." Da, ehe der berühmte Kanzler noch antworten konnte, kam die Botschaft, daß 34 reich beladene Hamburger Wagen angekommen seien und daß deren Eigenthümer die königliche Majestät der Schweden, Gothen und Wenden zu sehen wünschten. Da blickte Oxenstjerna seinen Herrn bedeutungsvoll an und sagte nur: „Der Himmel thut ein Wunder; die Hamburger Kaufleute sind rettende Engel!" Und Gustav Adolph verstand ihn. Er meinte zwar: „Sehr kavaliermäßig und königlich ist es gerade nicht. Aber Du hast Recht, Axel, es muß sein!"

Darum des Königs große Freundlichkeit gegen die Herren. Wie nun die Hamburger sich hocherfreut verabschieden wollten, da trat der große Held ihnen etwas näher und sprach: „Liebe Herren! Verziehet noch eine Weile. Es steht schlimm um meine Kasse. Geld brauche ich zu unser Aller Heil, und ich habe keins. Darum leihet mir auf Kavalierparole und königliches Wort, sowie gegen Brief und Siegel, was ihr an Baarschaft bei euch führet — aus Liebe zu mir und zu Gottes Ehren."

Solch königliches Wort und Ansinnen hat nun die Hamburger gar sehr verschnupft und aus ihren Himmeln gewaltig gerissen. Betroffen standen sie da und wußten nicht, was sie sagen sollten, denn in Geldsachen hört die Gemüthlichkeit auf, zumal in Kriegszeiten. Dennoch war es eine höchst gefährliche Sache, dem berühmten Krieger seine Bitte abzuschlagen, und zwar der Folgen wegen für jetzt und später. Endlich fand der alte Senator Hermann v. Rentzel einen Ausweg; er sprach: „Königliche Majestät, wir haben leider nichts Sonderliches bei uns, was der Ehre werth wäre, daß es Eurer Hoheit angeboten werden könnte."

Doch der König ließ sich nicht beirren; er strich sich den Bart und sprach: „Ja, ihr seid reiche Herren und achtet große Summen nicht sonderlich! Ich aber bin ein armer König; für mich genügt, was ihr habt. Lasset nur meine Reiter suchen in euren 34 Wagen; sie finden doch vielleicht etwelche Dinge, die sie brauchen können."

Da erschraken die Hamburger bis zum Tode. Sie sahen nun wohl ein, daß sie am besten fahren würden, wenn sie gute Miene zum bösen Spiele machten, und kehrten ihre Geldbeutel um. Und siehe, es fanden sich 80,000 Goldgulden, und der Oxenstjerna strich sie lächelnd ein und ließ dann jedem Kaufmann für seinen Theil einen königlichen Schuldschein über so und soviel empfangenes Darlehen ausfertigen.

So geschehen Spandau, den 9. Mai 1631.

Nun befand sich bei den Hamburgern auch Herr Dr. Johannes Moller, Pastor zu St. Petri in Hamburg. Den ließ der König in der Schloßkapelle vor ihm und seinen betrübten Hamburger Gästen „zu deren geistlicher Stärkung im weltlichen Ungemache" eine Predigt halten. König Gustav Adolph bestimmte selbst den Text; es war Ev. Matthäi Kap. 19, V. 21 und 23: „Gehe hin, verkaufe, was Du hast und gib's den Armen, so wirst Du einen Schatz im Himmel haben; denn ein Reicher wird schwerlich in's Himmelreich kommen."

Dr. Moller predigte erbaulich und beschaulich. Aber bei gerupften Vögeln Andacht zu erwecken ist schwer, und Wechsel auf das Himmelreich hatten keinen Kurs dermalen, weder im heiligen römischen Reiche noch an der Börse von Hamburg. Die Hamburger blieben „verstörzt", wie man es damals nannte, wenn Einem etwas in die Quere kam.

Der König aber war die Artigkeit selbst. Er lud die Hamburger zu Tische bei sich, allein Speise und Trank blieb ihnen fast im Halse sitzen. Endlich, endlich entließ sie der König und gab ihnen einen Geleitsbrief mit. So zogen sie mit den Schuldscheinen denn gar traurig von Spandau ab.

Wer den Schaden hat, braucht für den Spott nicht zu sorgen. Was war da in Hamburg für Redens und Bedauerns und Wehklagens und Zürnens und Scheltens gegen das ungastliche Be-

nehmen des Königs. Der alte Senator Hermann v. Rentzel vergaß es dem großen Gustav sein Leben lang nicht, dies Darlehen wider Willen, und wenn er später davon hörte, daß ein Vertrauen getäuscht, daß Hoffnungen vereitelt waren, so pflegte er die Stirn zu runzeln, heftig auszuspucken und zu sagen: „Pfui Deubel, dat heet ick na Spandau fahren, um den König to sehen!"

Aus dieser Rede entstand das Sprichwort: „De fahrt ook hen na Spandau!" welches erst in diesem Jahrhundert verschollen ist.

Zur Ehre Schwedens muß aber gesagt werden, daß im Jahre 1650 die Hamburger Schuldscheine eingelöst und bei Heller und Pfennig bezahlt wurden. C. T.

**Der wärmste Ort in Europa** ist die Stadt Malaga in Spanien. Das Mittel der täglichen Extreme gibt 19,1° C. Jahreswärme, der wärmste Monat, August, hat die tropische Witterungstemperatur von 27,1°. Es gibt hier nur 48 Regentage, an denen rund 61 Kubikcentimeter Regen fallen. Die Temperaturmaxima erreichten 43,3°, das absolute Minimum war 0,0° in dem außerordentlich strengen Januar 1885. Von allen südspanischen Städten macht keine einen so auffallend südlichen Eindruck wie Malaga. Nordafrika kann sich nicht entfernt mit diesen Thälern am Südabhang der Sierra Nevada messen, welche kein rauher Wind berührt. Die sonst am Mittelmeer nur einzeln angepflanzte Banane bringt hier reife Früchte. Auch die Cherimoja, welche noch nicht in Palermo gedeihen will, ist in den Gärten Malaga's häufig und reift alljährlich ihre schuppigen Aepfel. Ueberall am Mittelmeer ist das Zuckerrohr, dieses vornehmste Tropengewächs, das auch nicht den geringsten Kältegrad ertragen kann, verschwunden; nur in Egypten und in der nächsten Umgebung Malaga's ist seine Kultur mit Erfolg möglich. H. Th.

**Eine sehr richtige Bemerkung** machte der Protektor Oliver Cromwell, als er an der Spitze seiner Truppen nach den Siegen über König Karl I. von England in London einzog und von einem Schmeichler auf das Volksgedränge als auf etwas für ihn besonders Ehrenvolles aufmerksam gemacht worden war. Der große Mann sagte demselben kaltblütig: „Die Londoner wären vielleicht

in noch größeren Haufen gekommen, wenn man mich zum Galgen führte." Und er hatte Recht, denn als nach der Restauration Cromwell's Leiche auf Befehl König Karl's II. ausgegraben und an den Galgen von Tyburn gehängt wurde, waren nicht weniger Zuschauer zugegen und nicht weniger Freudenrufe drangen zum Himmel, als damals bei seinem Einzuge. J.

**Todtenhände.** — In ganz Nord- und Mitteldeutschland, besonders aber in Westfalen pflegt man noch heutigen Tages ungerathenen Kindern, welche sich an ihren Eltern vergreifen, die Worte zuzurufen: „Auch Dir wird noch einmal die Hand aus dem Grabe wachsen!" Dieses Gottesurtheil im Volksmunde verdankt seine Entstehung dem Umstande, daß man früher nicht selten beim Abbruch alter Gerichtsgebäude scharf abgeschnittene, mumienartig eingetrocknete rechte Menschenhände in anscheinend zu dem Zwecke besonders hergestellten Mauervertiefungen fand und dieselben dann in den Kirchen aufbewahrte, wo sie den Besuchern gezeigt wurden. Aller Wahrscheinlichkeit nach haben diese „Todtenhände" Verbrechern angehört, denen sie zur Strafe abgehauen worden sind, doch fehlen hierüber geschichtlich beglaubigte Nachrichten. Die Sage aber bemächtigte sich der „Todtenhände", und der Volksmund erzählte von ihnen, daß sie aus der Erde gewachsen, und so oft man sie auch wieder mit Erde bedeckt habe, stets von Neuem aus dem Boden hervorgeschossen seien. Die Erde dulde eben in ihrem Schoße keine Hand, die ein so schweres Verbrechen vollbracht habe, sich an den Eltern zu vergreifen. Da habe man denn endlich die Hand abgeschnitten und dieselbe, weil ihr die Ruhe des Grabes versagt sei, in den Kirchen beigesetzt. H. Ww.

**Die Bezeichnung „Flügeladjutant"** rührt von König Friedrich II. her, der öfters einzelnen Heeresabtheilungen mit großen Vollmachten ausgestattete Adjutanten mitgab, um sicher zu sein, daß seine Zwecke genau und richtig ausgeführt wurden. Da sich der König meist im Centrum der Aufstellung befand, so erhielten der rechte und der linke Flügel vorzugsweise solche Adjutanten beigegeben. So entstand der Name Flügeladjutant, welcher ursprünglich eine rein militärische Stellung bezeichnete. Erst später wurde der Titel für die persönlichen Adjutanten des Königs gebraucht. C. K.

**Einiges vom Körper des Menschen.** — Der Körper des Menschen enthält 165 einzelne Knochen und 500 Muskeln. Blut hat ein Erwachsener etwa 30 Pfund, d. h. etwa den fünften Theil seines Gewichts. Das Herz ist circa 6 Zoll lang und hat 4 Zoll im Durchmesser. Es schlägt ungefähr 4200mal in der Stunde, 100,800mal im Tage, 36,772,000mal im Jahre. Wer 70 Jahre alt wird, hatte über 2565 Millionen Herzschläge. Das durchschnittliche Gehirn eines Mannes ist 3½ Pfund schwer. Mit dem Gehirn sind die Nerven entweder unmittelbar oder durch das Rückenmark verbunden; ihre Zahl, wenn man alle Verzweigungen zählt, übersteigt die Zahl der größten Armee, die bis jetzt aufgestellt war. Jeder Quadratzoll unserer Haut enthält 8500 Poren, welche in Wahrheit kleine Röhren sind; alle zusammengenommen wären 201,166 Fuß oder fast 40 Meilen lang. Bitte nachzurechnen! —dn—

**Seltsames Zahlmittel.** — In dem Westen von China, wo Gold und Silber selten sind, wird Opium an vielen Orten als Geld benutzt. Unternimmt ein Chinese eine Reise, so nimmt er soviel Opium mit sich, als er denkt, daß seine Reisekosten ausmachen, und verkauft jedesmal soviel davon, als er zu seinem Lebensunterhalt braucht. Selbst Studenten, die nach Peking reisen, nehmen statt Geld Opium mit sich. Th.

**Eine Anekdote vom Turnvater Jahn.** — Wenn Jahn vor den Befreiungskriegen mit seinen Zöglingen von Berlin auszog, um irgendwo der Turnkunst obzuliegen, fragte er gewöhnlich die Neueingetretenen unter dem damals seiner „Viktoria" beraubten Brandenburger Thore: „Woran denkst Du jetzt?" Schwieg der Gefragte, so gab er ihm eine Ohrfeige und sagte: „Daran sollst Du denken, wie wir den Siegeswagen, der einst dieses Thores Schmuck war und den die Franzosen nach Paris schleppten, von dort wieder holen sollen!" D.







